Diligenti ac morigero

THEODORO de HAUPT.

Th. hom. o. 281 b

H

Th. hom. o. 281 b

zum Andenken an meinen Hl Instructor Fr. Fischer. Baum

# Das
# Vater Unser.

Von

**Joh. Emanuel Veith,**
Domprediger an der Metropolitan-Kirche zu St. Stephan.

Dritte, durchaus verbesserte Auflage.

**Wien, 1842.**
Verlag von Mayer und Compagnie.
(Singerstraße, deutsches Haus.)

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

# Inhalt.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Eingang . . . . . . . . . . . . . | 1 |
| II. | Unser Vater, der du bist . . . . . | 20 |
| III. | Unser Vater . . . . . . . . . . . | 43 |
| IV. | Unser Vater, der du bist im Himmel . | 61 |
| V. | Geheiliget werde dein Name . . . . | 84 |
| VI. | Herzu komme dein Reich . . . . . . | 111 |
| VII. | Herzu komme dein Reich. Dein Wille geschehe . . . . . . . . . . . | 130 |
| VIII. | Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden . . . . . | 148 |
| IX. | Unser tägliches Brod gib uns heute . | 165 |
| X. | Unser tägliches, überwesentliches Brod gib uns heute . . . . . . . . | 189 |
| XI. | Und vergib uns unsre Schulden . . . | 216 |
| XII. | Gleichwie auch wir vergeben unsren Schuldigern . . . . . . . . . . . | 244 |
| XIII. | Und führe uns nicht in Versuchung . . | 266 |
| XIV. | Und führe uns nicht in Versuchung: sondern erlöse uns von dem Uebel . . | 282 |
| XV. | Sondern erlöse uns von dem Uebel . | 301 |
| XVI. | Sondern erlöse uns von dem Uebel . | 329 |
| XVII. | Sondern erlöse uns von dem Uebel . | 350 |
| XVIII. | Amen . . . . . . . . . . . . . . | 372 |
| IX. | Ave . . . . . . . . . . . . . . . | 387 |

# I.

# Eingang.

Ein sinnreicher Meister, wohl geübt in irgend einer schönen und ersprießlichen Kunst, ist aus fernen Landen gekommen, um sein Werk zu Tage zu fördern, und wie es unter seinen Händen flink und zierlich von Statten geht, wird es an Jüngern nicht mangeln, die, nachdem sie eine Zeitlang bewundernd zugesehen, endlich näher heran treten und sagen: Meister, nimm uns in die Lehre. Denn siehe, auch wir gehen, seit manchen Jahren her, mit ähnlichen Dingen um, doch wie wir immer uns winden und wenden, bringen wir's damit nicht vorwärts. Du aber wirkest Großes und Herrliches mit leichter Mühe, gleichsam spielend bringst du es zur Vollendung. Lehre uns also die rechte Weise, zeige uns die Mittel und Wege, wie wir es beginnen!

So etwa mochte jener Jünger es gemeint haben, der einst zu dem Lehrer und Meister der Menschen hintrat und sprach: »Herr, lehre uns beten!« (Lucas 11.) Wir anderen, seit Jahrtausenden her, haben auf mannigfache Weise zu beten versucht, mit Worten und Geberden, mit Gesang und Geschrei, mit

Opfern und Tänzen, mit Freudengelagen und mit selbsterfundenen Qualen, doch ist all unser Gebet größtentheils eine trostlose Arbeit geblieben, und die ohne Gedeihen schien; du allein bist es, welcher wahrhaft zu beten weiß, von dir allein erwarten wir die rechte Belehrung! — Denn was war die Veranlassung dieser großen und hochwichtigen Bitte? Er hatte dem Meister zugesehen, als dieser in einiger Entfernung im Gebete verweilte, und zu hoher Bewunderung ward sein Geist erschwungen. Was mochte er wohl gesehen haben, das solch ein freudiges Staunen in ihm erweckte? Woran erkannte er in seinem Meister auch den Meister des Gebetes? Welch ein Anblick war dieß, voll der hinreißenden Macht, der ein eben so weises als reines Verlangen in seinem Herzen hervorrief, der die flehentliche Bitte ihm entlockte: Herr, lehre uns beten?

Da findet sich in den Geschichten der christlichen Vorzeit, wie einstmals Franciscus, genannt der Seraphische, auf dem Berge Alverno sich aufhielt, und sein Jünger Leo, der einzige, der seine Einsamkeit stören durfte, in mondheller Nacht ihn vor der Hütte stehen sah, das Antlitz gen Himmel gewendet, und mehrmals die Worte wiederholend: Wer bist du, o Herr mein Gott, und wer bin ich, dein dürftiger und geringer Knecht? Und als Leo länger hinblickte, war es ihm, als sähe er ein flammendes Licht zu Franciscus herabsteigen, zu welchem Dieser

dreimal seine Hand erhob. Verwundert stand der Jünger, und wollte eben, des fernern Lauerns sich schämend, in der Stille sich entfernen, als Franciscus ihm zurief: Was willst du Leo? kommst du, mich zu behorchen? Da trat er näher hinzu, um die Erklärung dieser Dinge bittend, die er gesehen, Franciscus aber ließ sich willig finden, die Bitte zu gewähren. Damals, sagte er, als du mich rufen hörtest: wer bist du, o Herr, und wer bin ich? befand ich mich in einem unnennbaren Lichte, in welchem ich die abgründliche Tiefe der göttlichen Güte, und hinwiederum meine eigene Armseligkeit erkannte. Darum sprach ich: wer bist du, o Herr, Allerweisester, in deiner Macht und Milde, daß du mich heimsuchst, ein Geschöpf dieser Erde, sonder Kraft und sonder Bestand? Da redete eine Stimme zu mir, die mir befahl, dem Herrn eine Gabe zu bringen. Ich aber erwiederte: Herr, ich bin ganz dein, und besitze nichts als dieses Gewand, und den Strick, mit dem ich es gürte, und auch diese sind dein, was werde ich also dir geben können? der Himmel und die Erde, das Feuer und das Wasser und alle Dinge sind dein! Abermals rief die Stimme: forsche in deinem Busen, und was du finden wirst, das bringe. Und ich fand ein Goldstück von überaus großem Glanze, das erhob ich mit meiner Hand und brachte es dar, und so geschah es dreimal. Ich erkannte aber, daß diese drei

goldenen Münzen, die mir gezeigt wurden, die Demuth, die Armuth und die Reinheit des Herzens bedeuteten, welche der Herr mir zu bewahren gegeben, damit sein Name geehret werde. Diese Dinge sind es, welche du gehört und gesehen.

»Wer bist du, mein Herr, und wer bin ich?« dieß waren die täglichen Worte, welche Franciscus zu Gott sprach, die Athemzüge, die Pulsschläge seines denkenden, suchenden, liebenden Geistes. Denn was ist anders das Gebet, als das Seufzen und Streben des erschaffenen Ichs zu dem unerschaffenen, in welchem allein es sein Ziel, seinen Frieden, seine Klarheit erreichen, in welchem allein es sich selber finden kann! In diesem Gebete lebte und webte Franciscus, in diese heilige Sehnsucht war sein ganzer Wandel verklärt, darum hatte er die Demuth, die Armuth, die Reinigkeit sich auserkohren, sie aufs sorglichste zu bewahren, und wem sollte es befremdlich oder seltsam erscheinen, wenn diese Tugenden unter dem Sinnbilde leuchtender, goldener Münzen ihm gezeigt wurden? Denn behauptet sich die goldne Münze im Reiche der Welt als das Vollgiltige und Verbürgende für jeden irdischen Besitz, so ist jenen Tugenden ein unvergleichlich höherer Werth im Reiche der Gnade zugewiesen. Die Demuth des Menschengeistes, als klare und gutwillige Erkenntniß seiner Bedingtheit und Abhängigkeit, sichert und verwahret ihm den Lebensverkehr mit der göttlichen

Macht und Hoheit; die Reinheit des Herzens schließt ihm die Fülle des Lichtes und der Wahrheit auf; die Armuth oder die freie Erhebung über alle Scheingüter des Lebens macht ihn eines himmlischen, unendlichen Reichthums fähig. Und so war dann Franciscus klein und groß, unscheinbar und herrlich, dürftig und doch voll des Ueberflusses zugleich.

Allein, was ist der Diener im Vergleiche des Herrn, was der Jünger gegen den Meister, den einzigen, dem ganz eigentlich dieser Name gebührt? »Ihr nennt mich, sprach er zu seinen Jüngern, Herr und Meister, und ihr thuet recht, denn ich bin es!« Ein himmlisches Vorbild, wandelte er, als Mittler Gottes und der Menschen, unter den letztern, und wenn er liebreich mit ihnen umging, sie zu heilen, zu belehren, zu bilden, inniger doch und ununterbrochen war sein Wandel mit jenem, den er, auch als Mensch, ganz eigentlich seinen Vater nannte, dem er in jedem Momente der Zeit sein ganzes Daseyn opferte, um in tiefster Demuth, in gänzlicher Armuth und steter Entsagung das große Werk der Sühnung zu vollenden. War auf solche Weise sein ganzes Erdenleben ein Gebet, so liebte er doch insbesondere in stiller Einsamkeit, auf den Höhen der Berge im Gespräche mit seinem ewigen Vater zu verweilen; und wenn schon an Franciscus, da er betete, etwas Uebergewöhnliches zu beobachten

war, was darf man erst von jenem sich vorstellen, der Irdisches und Himmlisches, göttliche und menschliche Wesenheit in Einem Bewußtseyn vereinigt in sich trug?

So ist es dann leicht erklärlich, wie jener Jünger, nachdem er ihn beten gesehen, sofort mit der innigen Bitte ihm entgegen kam: Herr lehre uns beten! Hat er nicht so manches Andere ihn wirken gesehen, was bei weitem glänzender und wünschenswerther sich ausnahm? Warum verlangte er nicht: lehre uns herrschen über die Elemente, lehre die Kranken und Siechen uns heilen, lehr' uns wandern über die Fluthen des Meeres? Wahrscheinlich weil er lebendig erkannte, daß von allen Geschäften und Werken, die dem Sterblichen gegeben sind, keines erhabener und würdevoller, keines auch nothwendiger und ersprießlicher sey, als die Uebung des Gebetes. „Wer soll nicht staunen darüber, ruft Chrysostomus, wer soll nicht die milde Herablassung Gottes bewundern, daß er uns erlaubt, ja befiehlt, mit ihm zu reden, und unsere Wünsche vor ihm auszusprechen? Wer dieses Gespräch nicht sucht und liebet, dem mangelt es an echtem Leben, wie an gesunder Einsicht; ja eben dieß ist schon der augenscheinlichste Beweis von Unverstand, so jemand die Größe dieser Ehre nicht anerkennt, noch sich überzeugen will, daß Mangel des Gebetes der Tod der Seele sey."

Was versteht wohl der goldene Redner unter dem „echten Leben?“ Allerdings den Lebensverkehr des geistigen Geschöpfes mit seinem Schöpfer, aus welchem liebenden Wechselverhältnisse alle seine Beseligung quillt. Und welche Einsicht ist es, die er die gesunde nennt? Die Erkenntniß, die der erschaffene Geist von seiner Bedingtheit und Abhängigkeit gewonnen hat, in welcher er nur in Gott allein die selige Vollendung seines Daseyns finden kann. Es stehen aber, dem goldenen Redner gegenüber, der bleiernen genug, die von der hohen Würde und Bedeutung des Gebetes sich nicht überzeugen wollen, und gerade hierin den augenscheinlichsten Beweis ihres Hochverstandes suchen. Die Einwürfe und Steinwürfe aber, mit welchen sie gegen die alte, im innersten Menschengefühl befestigte Wahrheit heran rücken, wer kennt sie nicht? Der ewige Vater, sagen sie, sey keineswegs den großen Herren auf Erden vergleichbar, von welchen das alte Sprichwort meldet, daß sie gebeten seyn wollen; auch bedürfe er, gleich diesen, unsrer Bittschriften und Vorträge nicht, durch welche wir, albern genug, seiner Allwissenheit mit einem Pro Memoria zu Hilfe kommen.

Sind diese Gründe nicht kraftvoll? Inzwischen, so wenig der Herr des Weltalls mit den Herren der Erde sich vergleichen läßt, so bleibt er dennoch nicht bloß ein großer Herr, und zwar auf absolute Weise,

sondern auch ein Herr, der gebeten seyn will. So wenigstens lehrt es der Apostel: »Betet ohne Unterlaß, denn dieß ist der Wille Gottes in euch allen.« (1. Thess. 5.) Wenn aber jede menschliche Logik darthut, daß der Allwissende unserer Berichterstattungen nicht bedürfe, so hat ja der Logos selbst es ausgesprochen: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht zahlreiche und schmuckvolle Worte häufen, wie die Heiden thun (die ihren Göttern, schon ihrer Vielzahl wegen, nur sehr beschränkte Vorzüge zutrauten) — denn euer Vater weiß, was euch noth ist, noch bevor ihr ihn bittet!« Und warum gebeut er dennoch, daß wir bitten, daß wir suchen, daß wir anklopfen? Einzig deßhalb, damit, wie Augustinus lehret, unsre Sehnsucht geübt, unser geistiges Leben, welches von unsrer Seite ein liebendes Streben zu Gott ist, unterhalten und gefördert werde, und damit wir, durch eben diese Uebung, uns immer fähiger machen, jene reichen Gaben zu empfangen, die seine mittheilende unendliche Liebe uns vorbereitet hat.

Mannigfaltig sind die Arten und Grade der Dürftigkeit auf Erden, seltsamer aber vielleicht keine, als die eines treuherzigen Landmanns in einer österreichischen Alpengegend, der, nachdem er Haus und Hof verwirthschaftet hatte, ohne Rock und ohne Schuhe, aber auch ohne Sorgen im Gebirge umher zog. Ein Geistlicher, der dort, in den entfernteren Thälern katechetischen Unterricht gab, und den er auf einer sol-

chen Wanderung begleitete, wollte ihm eine kleine Gabe mittheilen, allein der Dürftige lehnte sie ab. Der Geistliche verdoppelte das Geschenk, und gab sich Mühe, es ihm aufzudringen; nimm dieß Wenige hin, sagte er, damit du das Nothwendigste dir anschaffen könnest, deine Blöße zu decken. Der Einfältige aber weigerte sich standhaft, und gab auch die Ursache an: ich kann nichts annehmen, sagte er, ich habe keinen Sack *). Heißt dieß nicht ärmer seyn als die Armuth selbst? Mangel an allem leiden, und doch nichts annehmen können, weil auch die Fähigkeit, etwas anzunehmen, mangelt, ob diese letztere nun, im gemeinsten Sinne, als Sack oder Tasche, oder ob sie, in mehr abstractem Sinne, als Capacität bezeichnet wird — ist dieß nicht die vollendete Dürftigkeit?

Allein, was jener Gutmüthige in seiner Einfalt aussprach, ist eben so seltsam nicht, als es im ersten Augenblicke scheinen möchte. Ueberaus groß ist, sagt Augustinus, was Gott uns geben will, aber viel zu enge und kleinlich für seine Gaben ist unser Herz. Mangelt es, von Seite Gottes, niemals an der reichen Fülle seiner Güter, so fehlt es doch um so öfter an der Bereitwilligkeit und Fähigkeit, sie zu empfangen. Und wenn der Sänger der Psalmen vor dem Herrn bekennt: „auf dem Wege deiner Gebote habe

*) Dieß Exemplar ist dem Verfasser im Jahre 1825 in natura vorgekommen.

ich mich beeilet, weil du mein Herz erweitert hast,« so muß hingegen der Laue und Verwahrloste eingestehen: „auf dem Wege deiner Gebote bin ich weit zurück geblieben, weil mein Herz sich verengert, deiner Gnadenhilfe nicht Raum gegeben hat.« Verwahrlost ist der innere Haushalt seines Geistes, und je größer die Verarmung, desto schwerer ist ihr aufzuhelfen; denn bereit ist zwar die Hilfe desjenigen, von welchem jegliche gute Gabe kommt, allein der licht- und gebetscheue Erdensohn hat keinen Sinn dafür, und lehnt sie höflich oder unhöflich ab, so freundlich sie ihm auch dargeboten wird; wie erst sollte es ihm einfallen, ihn darum zu bitten, den unsichtbaren Geber um die unsichtbare Gabe? In der That, da diese geistigen Güter dem von Gott entfremdeten Menschen unbekannt und folglich werthlos geworden sind, ist auch das Gebet für ihn keine leichte Aufgabe, und wie ein Kranker (nach den Worten des Origenes) nicht solche Dinge begehrt, die ihm heilsam sind, sondern zu denen ein krankhaftes Verlangen ihn reizt, so flehen auch wir, in der chronischen Krankheit dieses Lebens, gar oft um Dinge, die uns nicht nützen können.

Ueberaus weise war also das Verlangen jenes Jüngers, der mit der eifrigen Bitte an den Meister sich wandte: lehre uns beten! lehre uns das Licht und Leben suchen, damit wir die Gaben des Lichtes und des Lebens empfangen! lehre uns, die wir wie

einsam und verlassen stehen, und in uns selber nichts als Dunkel und Sehnsucht finden, zu jenem athmen, der allein uns beseligen kann, gleichwie es geschrieben ist: „ich habe meinen Mund eröffnet, und den Lebenshauch an mich gezogen, weil ich nach deinen Geboten Verlangen trug!“ (Ps. 118.)

Und wie herrlich ward nicht diese Bitte erhört! Ihr verdanken wir jene einfach erhabene, himmlische Vorschrift, die, weil vom Herrn gegeben, auch das Gebet des Herrn genannt wird, und in der Kraft ihrer Wirksamkeit, in der Fülle ihres Inhalts, wie in der Kürze und Klarheit ihres Ausdrucks ihren göttlichen Ursprung bewähret. Denn betrachten wir dieß Gebet von Seite seiner Kraft, so bürget uns dafür schon die Würde desjenigen, der es uns vorgeschrieben. „Lasset uns so beten, ermahnet Cyprianus, wie der göttliche Meister uns gelehret hat, damit, wann wir beten, der Vater die Worte seines Sohnes erkenne. Denn wenn uns verheißen ist, daß wir alles erlangen werden, was wir in seinem Namen bitten, um wie viel wirksamer wird unser Flehen seyn, wenn wir nicht in seinem Namen bloß, sondern auch mit seinen Worten bitten!“ — Betrachten wir es nach der Fülle seines Inhalts, so umfasset es ohne Ausnahme alles, was wir jemals würdig und wahrhaft erbitten sollen und dürfen. Ja, wenn wir, wie Augustinus zeiget, alle einzelnen Gebete durchforschen,

die in den Büchern der heiligen Schrift zerstreut sich finden, so werden wir nichts anderes antreffen, als was in den Worten des Vater Unsers bezeichnet ist.

Wenn z. B Salomo betet: „gib, o Herr, daß du verherrlicht werdest unter allen Völkern,“ und wenn die Psalmen singen: „gebenedeit sey der Name des Herrn,“ was ist damit anders ausgedrückt, als die Bitte: geheiliget werde dein Name? Wenn wir in den Psalmen lesen: „zeig' uns, o Herr, dein Angesicht, und wir werden beseligt seyn,“ was sagen diese Worte anders, als: herzu komme dein Reich? Wiederum, wenn es in den Psalmen heißt: „lenke, o Herr, meine Schritte nach den Aussprüchen deiner Wahrheit, lehre mich deinen Willen thun,“ was bedeutet dieß anders, als: dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden? Wenn wir in den Sprichwörtern die Bitte finden: „weder den Bettelstab noch den Reichthum sende mir, sondern verleihe, was meinem Lebensunterhalt genüget,“ was ist wohl anderes damit gesagt, als: unser tägliches Brot gib uns heute? Da der Sänger der Psalmen flehet: „gedenke, o Herr, des David und aller seiner Sanftmuth!“ und „wenn ich Böses mit Bösem vergolten, möge ich mit Recht vor meinen Feinden zu Schanden werden!“ welchen Sinn enthalten diese Worte? Denselben, den die fünfte Bitte ausdrückt: und vergib uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Wenn der

Syracide betet: „nimm von mir hinweg die Begierden der Sinnlichkeit, dem Geiste der Frechheit und Zügellosigkeit überlasse mich nicht,“ so heißt dieß soviel, als: führe uns nicht in Versuchung. Und wenn endlich in den Psalmen gerufen wird: „errette mich, o Herr, von dem bösen Menschen, von dem Boshaften und Verkehrten mache mich frei,“ so lautet gleicher Maßen die letzte Bitte: erlöse uns von dem Uebel.

Mit Recht ward daher das Gebet des Herrn von Cyprianus das abgekürzte Evangelium genannt. Und bedenken wir ferner, wie es durch den weitumfassenden Reichthum seines Inhalts, durch seine Bündigkeit und Klarheit für alle Menschen und Zeiten sich eignet, wie es dem Ungelehrten deutlich und durchsichtig genug ist, und dennoch auch dem geistreichsten Denker eine unerschöpfliche Quelle des Sinnens und Forschens gewährt; endlich wie es, bei aller seiner Einfachheit dennoch, gleich dem heitern Himmelsblau, eine unermeßliche Tiefe in sich trägt, und alle Gefilde der Glaubenslehren und der sittlichen Wahrheit umfasset, so wird es anschaulich genug, wie gerade dieses Gebet, um in allen seinen Beziehungen klar erfaßt und verstanden zu werden, einer um so reiflichern Betrachtung bedürfe, je wesentlicher es, in diesem Verständnisse, die höchsten Aufgaben des menschlichen Lebens ausspricht und ordnet.

Wie aber der betrachtende und forschende Geist in das Innere und Einzelne einzugehen strebt, um das Ganze in seinen Theilen, und diese in ihrer Einheit kennen zu lernen; eben so sucht er auch das Bild und die Uebersicht des Ganzen zu gewinnen. Wenn der Wandrer eine Anhöhe erstiegen hat, von welcher aus eine glänzende Königsstadt, oder eine herrliche Landschaft vor seinem Auge sich ausbreitet, so wird er schwerlich Lust haben, ungesäumt seinen Weg fortzusetzen, sondern ehe er in die Straßen der Stadt, oder zwischen die Thalgelände der Gegend sich hinein begibt, wird er gern eine Zeitlang verweilen, um das Ganze zu überschauen, und seine Ansicht davon zu ordnen. Das Gebet des Herrn, vom rechten Standpunkte der gläubigen, gelehrigen Liebe angesehen, ist allerdings ein weites und herrliches Gebiet, das ins Unermeßliche sich ausbreitet. Hier sind zum Himmel empor ragende, zum Theil in Gewölk verhüllte Höhen: Unser Vater, der du bist im Himmel. Hier zeigen sich mächtige, glänzende Burgen und Zinnen: Zukomme uns dein Reich. Hier grünen und blühen Weinberge und Saaten: Unser tägliches Brot gib uns heute. Hier drohen Labyrinthe und tobende Wasserwirbel: und führe uns nicht in Versuchung. Hier öffnen sich finstere Schluchten und Tiefen: und erlöse uns von dem Uebel.

Ueberblicken wir aber das Ganze, so tritt uns

eine hehre, symmetrische Ordnung entgegen. Denn nachdem wir unser geistiges Auge empor gewendet haben zum Vater der Lichter, von welchem allein jede gute Gabe herabsteigt, bekennen wir vor allem andern, daß wir seine Herrlichkeit und Schönheit allen Dingen und uns selber vorziehen, in der unbedingten Bitte: geheiliget werde dein Name, in welcher die folgenden Bitten, als Mittel zu diesem Zwecke schon enthalten sind. Denn damit Gott in seiner Offenbarung nach außen verherrlicht werde, bitten wir zuerst um die Mittheilung jener Güter, durch welche der gedachte, höchste Zweck erreicht wird, und sodann um Abwendung aller der Uebel, die ihnen entgegen stehen. Dreifach aber sind jene Güter, und zwar nach ihrer Rangordnung, himmlische, geistige und zeitliche. Um die himmlischen und höchsten sollen wir auf unbedingte Weise bitten: »herzu komme dein Reich;« um die geistigen oder um die Gaben der Gnade beziehungsweise, als solche, die zu den himmlischen führen: „dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden;“ um die zeitlichen endlich auf begränzte Weise, insofern sie der geistigen Wohlfahrt nicht nachtheilig, sondern förderlich sind: »unser tägliches Brot gib uns heute.«

Diesen Gütern feindlich entgegen gesetzt ist eine gleiche Zahl von Uebeln, um deren Abwendung wir bitten. Und zwar stehet die erste und höchste Bitte allein und ohne Gegensatz, weil die Herrlichkeit,

Heiligkeit und absolute Seligkeit Gottes auf keine Weise beeinträchtiget werden kann, und, wie immer die Geschöpfe sich benehmen, sein Name allezeit verherrlichet wird, es sey nun durch seine Erbarmung, oder durch seine Gerechtigkeit, die beide nur Offenbarungen seiner Einen, ewigen Liebe sind. Wir flehen demnach nur um Bewahrung vor jenen Uebeln, die unsre eigene Wohlfahrt anfeinden. Und zwar, da der Erreichung der himmlischen Güter oder der Seligkeit nichts andres im Wege steht, als die Sünde, so bitten wir: vergib uns unsre Schulden. Und weil die geistigen Güter, die Mittheilungen und Wirkungen der Gnade durch nichts so sehr vereitelt oder verdunkelt werden, als durch jene zahlreichen Lockungen und Gelegenheiten zum Bösen, die dem irdischen Wanderer nicht minder nothwendig als gefährlich sind, so bitten wir: führe uns nicht in Versuchung. Und gleichwie den zeitlichen Gütern überhaupt die zeitlichen Uebel, den ewigen Gütern die ewigen Uebel entgegen gesetzt sind, so flehen wir um die Errettung von beiden: erlöse uns von dem Uebel. Weil endlich in dieser Reihe von Bitten alles bezeichnet ist, was wir jemals, als geistige Wesen, geistig wünschen und verlangen können, so beschließen wir das Ganze mit dem Ausdrucke der heiligen Sehnsucht, des Vertrauens und der sichern Erwartung, mit dem Wörtlein Amen, als dem Schlußpunkte aller Bitten, die das Gebet des Herrn

in bedeutungsvoller Siebenzahl umfasset; angedeutet von jenen sieben Fruchtähren, die aus einem einzigen Weizenhalme hervorsproßten, und von jenen sieben Siegeln des geheimnißreichen Buches, das Niemand zu eröffnen Macht hatte, als das Lamm.

Wollte es uns jedoch gefallen, diese Siebenzahl auf unsre irdische Zeit, die sieben Bitten auf die Tage der Woche auszutheilen? So gehöret dem Sonntage die erste Bitte zu: Geheiliget werde dein Name; denn dieser, dem Dienste Gottes geheiligte Tag, von den Heiden der Tag der Sonne (des Phöbus) genannt, wird von der Kirche der geistigen Wahrheitssonne, dem auferstandenen Erlöser gewidmet, von welchem der 18. Psalm singet: »in die Sonne hat er seine Wohnung gesetzet.« Ward der Montag ehedem als der Tag des Mondes bezeichnet, so erinnert uns die Schrift im Gleichnisse des wechselnden Mondes an die Veränderlichkeit einer thörichten Gesinnung, und an die Bestandlosigkeit der irdischen Welt, um uns zu mahnen, daß wir bei unsren Werken und Geschäften, die am Montage neu beginnen, ein überirdisches Ziel im Auge behalten, damit wir dem Reiche des Himmels zugewendet bleiben, und der erste unter den Werktagen in Wahrheit ein blauer Montag werde, entsprechend der Bitte: zukomme uns dein Reich.

War der Dinstag einst dem Mars oder dem

Gott des Krieges geheiligt, so werden wir dabei an Hiobs Worte erinnert, der des Menschen Leben einen Streit oder Kriegsdienst nennt; sowie hinwiederum das Wort Dienst an den unsichtbaren Herrn und Gebieter uns mahnet, dem wir durch freiwilligen Gehorsam dienen sollen. Beides aber, der geistige Streit gegen das Böse, und die Bewerkstellung des Guten und Gottgefälligen ist in der Bitte ausgesprochen: dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden.

Wie ferner der Mittwoch die Mitte der Woche, die Mitte aller ihrer Tage, und folglich zwischen den vergangenen und kommenden Tagen die Gegenwart darstellt, so passet auf ihn auch die Bitte: unser tägliches Brot gib uns heute. Und hat man ihn ehemals den Tag des Merkur genannt, welcher der Gott der Krämer und Kaufleute war, so mahnet uns dieselbe Bitte, mitten im Zuge der Arbeit und des Erwerbes, an jene bescheidene Genügsamkeit, welche allein der Redlichkeit zur festen Grundlage dienet.

Ward der Donnerstag, wie es der Name noch lehrt, ausgezeichnet als der Tag des Jupiter oder des nordischen Thor, des Donnergottes, so zeiget uns derselbe Tag, im Gegensatze zu der zürnenden und furchtbaren Gottheit der unerlöseten und heidnischen Menschengeschlechter, das Denkmal des ewigen Sühnopfers, das Abendmal Jesu, die göttliche Lie-

besgabe, welche der Haß und die Verkehrtheit der Menschen nicht verhindern konnten, und ermahnet uns dadurch an die Beherzigung der Bitte: und vergib uns unsre Schulden, gleichwie auch wir vergeben unsern Schuldigern.

War der Freitag der Tag der Venus oder der Cythere, oder auch der nordischen Göttinn Freia, also dem Leben der Sinnenlust und falschen Freiheit oder Willkür zugewiesen, so zeiget uns hingegen derselbe Tag das blutige Opfer der heiligen Liebe, das uns von der Sinnenknechtschaft erlöset und zu geistiger Freiheit erhoben hat, daher ihm die Bitte entspricht, welche um Bewahrung vor neuer Knechtschaft flehet: und führe uns nicht in Versuchung.

War endlich der Samstag im alten Bunde der Sabbath oder Ruhetag, bei den Heiden aber der Tag des Saturns, des Gottes der alles tilgenden Zeit, so zeiget uns hingegen Christi Grab den Eingang in die wahre Ruhe, den Tausch der Zeit mit der Ewigkeit, und des Scheins mit der freudigen Wirklichkeit, die wir herbei wünschen durch das Schlußwort: Also sey es: Amen.

## II.

# Unser Vater, der du bist.

Wenn wir, in irgend einer Angelegenheit, einem mächtigen oder einflußreichen Manne uns vorstellen wollen, um seiner Gunst und Hilfe uns zu versichern, was wird wohl das erste seyn, um das wir vorläufig uns bekümmern? Allerdings die genaue Kenntniß von seinem Namen, seinem Range, und von dem Titel, der ihm in der Anrede oder Zuschrift gebührt, damit wir nicht gleich von vorn herein unsre Sache verderben. Denn billig kann derjenige, dessen Gunst wir in Anspruch nehmen, fordern, daß wir zwei Dinge von ihm wissen, und zwar erstlich, daß er vorhanden sey und lebe, und sodann, welche Würde er behaupte. Gilt nun diese Bedingung bloß in den Gränzen der Menschenwelt, und nicht damals auch, da wir an einen unendlich Höhern, nämlich an den absoluten Gebieter des Weltalls uns wenden? Der Apostel erwiedert bejahend. „Ohne Glauben, sagt er, ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Denn wer zu Gott hinzutreten will, muß glauben, daß er ist, und zwar ein Belohner derjenigen, die ihn suchen.“ Denn bedarf

zwar Gott, seinerseits, unsrer Anerkennung und Anbetung nicht, so ist doch diese Gotteskenntniß und Gottesverehrung das Wesentlichste und Höchste von allem, dessen wir selber bedürfen. »Dich wissen und bekennen, heißt es im Buche der Weisheit, ist vollkommene Rechtfertigung; deine Gerechtigkeit und Kraft erkennen, ist die Wurzel der Unsterblichkeit.« Deutlicher noch hat Christus selber dieß gelehrt, da er, zum Himmel emporschauend, sprach: »dieß ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, den einigen wahren Gott, und den du gesendet hast, Jesum Christum.«

Worin aber besteht diese Erkenntniß? In zwei Dingen. Denn wer zu Gott hinzutreten will, muß erstlich glauben, daß er ist, d. h. daß er weset und lebet, und zweitens: daß er ein Belohner derjenigen ist, die ihn aufrichtig suchen; er muß also nicht bloß die Wirklichkeit und Wesenheit Gottes anerkennen, sondern auch die Art und Weise seines Verhaltens gegen uns, daß er nämlich, in liebreicher Güte uns zugewendet, bereit sey, die Fülle seiner Seligkeit uns mitzutheilen. Dieser liebende Gott nun ist es, dessen inneres Wesen und dessen Verhältniß zu uns von Christo uns gezeigt ward, da er lehrte: »So also sollt ihr beten: Unser Vater, der du bist im Himmel.« Einfache Worte zwar, aber in so wenigen und einfachen Worten, welche unermeßliche Fülle verborgener Wahrheiten! Sie

sind einer Blüthenknospe vergleichbar, aus welcher, wenn sie unserm Geiste sich aufschließt, die ganze Wunderblume der Offenbarung sich entfaltet. Denn die innere Natur und Wesenheit Gottes wird uns angedeutet in den Worten: »Vater, der du bist«, so wie andrerseits die Worte: »Unser Vater« sein Verhältniß zu uns als seinen Geschöpfen bezeichnen.

Fassen wir zuerst den Namen »Vater« ins Auge, und fragen, ob dieß lediglich ein allegorischer, sinnbildlicher Name sey, mit welchem Gott geehret werde, als ein Schöpfer und Erhalter aller Wesen? ob also Gott ein Vater genannt werde, ohne es wahrhaft und wesentlich auf göttliche Weise zu seyn? oder, was dasselbe ist, ob man Gott einen Vater nennen dürfe, ohne zu glauben, daß er wirklich und ganz eigentlich ein Vater sey? So antwortet uns der heilige Seher Isaias: »also redet der Herr: ich, der ich schaffe, daß Andre gebären, soll selber nicht gebären? ich, der ich Andren die Fortpflanzung verleihe, soll selber unfruchtbar seyn?« So antwortet uns gleichermaßen Paulus: „ich beuge meine Knie vor dem Vater Unsres Herrn Jesu Christi, von welchem alle Vaterschaft den Namen trägt im Himmel und auf Erden!« Und aus diesen Antworten leuchtet schon ein, daß es gerade umgekehrt sich verhalte: nicht auf bildlich allegorische Weise trägt der unsichtbare Gott den Vaternamen, gleichsam entliehen und geborgt

von den Eigenschaften eines Vaters auf Erden; sondern, wie alles, was die Kraft und Wesenheit Gottes hervorgebracht hat, wesentlich in Ihm selbst begründet ist, so ist auch alle Vaterschaft auf Erden nur bedingt und mittelbar, und Gott allein nur, der Urheber alles Daseyns und Lebens, in absolutem Sinne ein Vater; diese göttliche Vaterschaft aber ist schon das Mysterium der Dreieinigkeit, noch deutlicher und schärfer bezeichnet durch die Worte: »der du bist.« Denn eben diese Worte sind es, aus welchen dem gläubigen und denkenden Geiste jene erhabenste aller übersinnlichen Wahrheiten sich entfaltet.

Es ist aber freilich ein Stein des Anstoßes hier, hingewälzt vom Unverstande oder Mißverstande, und der entweder hinweggeräumt oder überstiegen werden muß. Wozu diese Mühe, ja diese anmaßende Kühnheit, rufen die Denkscheuen, wozu diese Mühe des Denkens und Forschens, über einen Gegenstand, wo alle Versuche der menschlichen Vernunft, wo nicht gefahrvoll und sträflich, doch wenigstens fruchtlos sind? Ist die Dreieinigkeit Gottes nicht ein Mysterium, eine Glaubenswahrheit, und fern über alle Fassungskraft des menschlichen Geistes? wozu also Erkenntnisse suchen, wo es rein um Glauben nur sich handelt? So vielen Fragen läßt sich wieder mit Fragen nur begegnen. Denn allerdings zwar ist der Menschengeist, in seinem

dermaligen Stande nicht fähig, diese höchste Wahrheit, oder vielmehr die Gottheit selbst, ohne ihre liebreiche Hilfe zu finden. „Niemand kennet den Sohn, als allein der Vater, und Niemand kennet den Vater, als allein der Sohn, und welchem der Sohn es offenbaren will!« Schließt aber der Glaube alles Denken aus? tilget oder hemmet die göttliche Weisheit durch ihre Offenbarung das Leben und Wirken des erschaffenen Verstandes? Hat das Licht die Kraft und Eigenschaft, aufzuhellen, oder zu verfinstern? Und das göttliche Licht der geoffenbarten Wahrheit, wird es wohl unsern Verstand verdunkeln, oder wird es ihn vielmehr erleuchten? Könnte das erstere der Fall seyn, wie hätten da die Ungläubigen nicht Fug und Recht, da sie in gläubigen Seelen nichts denn Nacht oder Sonnenfinsterniß sehen? Die rechte Kenntniß der dreieinigen Gottheit ist die einzige Lichtquelle alles verständigen und sittlichen Lebens; sollen wir nicht bemüht seyn, in dieser Kenntniß zu einiger Klarheit zu gelangen? Allerdings! bejahet Augustinus: »das Mysterium der Dreieinigkeit mit gottesfürchtigem und vernünftigem Geiste zu erkennen; darauf soll der Christ seine ganze Aufmerksamkeit verwenden!«

Oder wird man die vielbelobte Einwendung machen, allzu tief, viel zu verborgen, viel zu unermeßlich sey dieß Mysterium, als daß es rathsam wäre, in diesen Ocean sich hinein zu wagen? So

setzet ein erhabener Kirchenlehrer, Cyrillus von Jerusalem, eine andre Frage entgegen, die vielleicht nie der Beherzigung würdiger war, als in einer Zeit, wo der Unglaube oder Halbglaube mit dem Heiligenschein der intellectuellen Klarheit sich zieret, während die Vertheidiger des Glaubens schüchtern hinter die Bollwerke der Autorität sich zurück ziehen, welche die Widersacher weder scheuen, noch achten. Wie dann, so fragt der heilige Cyrillus: weil ich die Quelle und den Strom nicht auszutrinken vermag, soll ich deßhalb nicht schöpfen nach dem Maße, als es mir gedeihlich ist? Und wenn ich in einen Garten eingetreten bin, wo tausendfältige Früchte mir winken, soll ich, weil ich sie alle nicht verzehren kann, sogleich wieder hinausgehen? Und weil ich die flammende und leuchtende Sonne in mein Auge nicht auffassen kann, soll ich mir deßhalb auch den Gebrauch des Tageslichts versagen? — Und was erwiedern wir dem weisen Manne? Nein, das sollen wir nicht, und wollen es nicht; wir wollen zwar nicht so thöricht seyn, mit kühnem Auge in die göttliche Sonne zu schauen, aber andererseits auch das Tageslicht, das sie uns sendet, nicht ängstlich meiden. Und solch ein mildes Licht leuchtet uns in den einfach hehren Worten: „Unser Vater, der du bist.“

Was bedeutet dieses wunderbare Du, mit welchem wir den Unsichtbaren anreden? Jedes Du ist

ein Mir entgegen gesetztes Ich, und folglich bedeutet dieses Du ein göttliches Ich. Mein Gott, ruft Franciscus Seraphicus: wer bist du, und wer bin ich? Mein Herr und mein Gott, ruft Augustinus: wüßte ich mich, so wüßte ich Dich! Denn das göttliche Ich kann nur in dem Maße uns klärer werden, als wir reiflicher nachgedacht über unser eigenes Ich. Was für ein seltsames, ja räthselhaftes Wesen, dieß mein Ich? Ich weiß und ich fühle, daß ich bin, und dieß innerste Wissen und Fühlen, von welchem alle meine übrigen Erkenntnisse ausgehen, ist mein Selbstbewußtseyn; aber ich weiß auch, daß dieses Selbstbewußtseyn in mir erst später eingetreten ist, daß ich schon gewesen bin, ehe das Ich in mir erwachte. So weiß ich ferner, daß ich alles um mich her, was nicht mein Ich ist, mit meinen Augen sehe, oder mit den übrigen Sinnen empfinde, ich sehe auch meinen Leib in seinen äußeren Gestalten, aber nicht Mich, so wie mein Auge selbst alle Dinge sieht, nur nicht sich. Was heißt dieß aber: ich sehe, ich erschaue mich nicht? schärfer bezeichnet ist es mit diesen Worten: „ich kann mir selber nicht äußerlich oder sinnfällig, gegenständlich werden,“ ich vermag nicht, mir selber die Anschauung von meinem Ich zu verschaffen. Und was ist die Ursache, daß ich dieß nicht vermag? „Weil ich nicht durch Mich selber bin.“

Wir wollen einen ehrwürdigen Mann darüber

hören, der diese so einfache, und doch so wichtige Wahrheit sehr tief erkannte, den heiligen Gregorius, Bischof von Tours. Als dieser gelehrte und um die Wohlfahrt des fränkischen Reiches hochverdiente Mann nach Rom kam, wurde er von seinem großen Zeitgenossen, dem heiligen Papste Gregorius, mit ungemeiner Auszeichnung aufgenommen. Während aber der letztere ihm die Gebäude und Merkwürdigkeiten Roms zeigté, und eben in die Apostelkirche ihn führte, konnte er sich, im Innersten seines Herzens, der Verwunderung nicht erwehren, wie die Vorsehung gerade diesem Manne so große Geistesgaben verliehen habe. Denn der weitberühmte Gregorius von Tours war von sehr niedrigem Wuchse, und dürftigem, wenig versprechenden Aeußern. Aber der kleine Mann zeigte auch sogleich die Kraft und Schärfe seines Geistes, denn er hatte, in demselben Augenblicke, die Gedanken seines erhabenen Gastfreundes errathen; lächelnd sah er zu ihm empor und sprach: „der Herr ist's, der uns hervorgebracht hat, und nicht wir selbst; er ist derselbe in den Großen wie in den Kleinen!“

Was für Worte sind dieß, deren Gregorius sich bediente? Sie sind entlehnt aus dem 99. Psalme: „Dienet dem Herrn mit Freude, erscheinet mit Jubel vor seinem Angesichte: wisset und verstehet, daß der Herr allein nur Gott sey: Er ist's, der uns hervorgebracht, und nicht wir selber!“ Eben diese

Worte nun sind es, die uns zu ferneren Erkenntnissen führen. Sie lehren uns, daß das Wesen unsres Ich's, d. h. dasjenige, was mit dem Worte Ich bedeutet wird, nicht durch sich selber ist, sondern durch eine höhere und absolute Macht, die wir die Gottheit nennen. Wenn aber diese absolute Macht der Urheber unsres Ichs ist, was ist sie dann selber? etwa die Seele der Welt, das verborgene innere Getriebe aller Kräfte und Bewegungen, selber blind und unpersönlich und bewußtlos? Wie dann, so wird in den Psalmen gefragt: „der das Ohr gepflanzt hat, soll nicht hören? der das Auge geformt, wird derselbe nicht schauen? der den Menschen die Wissenschaft lehrt, soll der wohl ohne Wissenschaft seyn?“ d. h. der das Wesen des Ich's in uns erschaffen hat, soll kein Ich seyn? der das Selbstbewußtseyn in uns gelegt und geweckt hat, soll selber ohne Selbstbewußtseyn gedacht werden?

Ferne sey uns dieser abentheuerliche, obwohl in den Zeiten der Naturvergötterung nur allzu häufige Wahn! Vielmehr ist Gott allein das unerschaffene, unbedingte, durch sich selbst bestehende, also das eigentliche ewige Ich, ein Vater der Lichter, wie der Apostel sagt, d. h. der geistigen, ihrer selbst bewußten Geschöpfe, von dem also „alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden den Namen trägt,“ d. h. von welchem jedes erschaffene Ich seinen Ursprung hat in der Geister-, wie in der Menschenwelt; der,

in Kraft seines ewigen Seyns sich selber mit keinem andren Namen bezeichnet, als: „ich bin, der ich bin,“ und welchen wir gleichermaßen mit diesem Namen anrufen: „Unser Vater, der du bist!“

So haben wir nun die göttliche Ichheit, oder das Selbstbewußtseyn in Gott erkannt, andrerseits aber auch gefunden, daß wir zur Vorstellung unsres Wesens (zum Ichgedanken) nur mittelbar, nämlich durch seine Kraftäußerungen (im Denken, Wollen und Empfinden) gelangen können, weßhalb wir auch nicht im Stande sind, unser Wesen zu schauen, d. h. unmittelbar uns vorzustellen. Daraus wird nun die Frage entstehen: ob im Gegentheile das unerschaffene, göttliche Ich sich selber offenbar sey? Oder, mit andren Worten: ob Gott von Ewigkeit her sich selber vollkommen anschaue, und erkenne, d. h. sich selber gegenständlich werde, und zwar durch sich selber? Die Antwort kann nicht zweifelhaft seyn; denn, daß Gott seine eigene Wesenheit vollkommen erkenne, dieß kann Niemand läugnen. Wenn aber Niemand dieß läugnen kann, nun so kann auch Niemand, der bei rechter Einsicht ist, die Dreieinigkeit Gottes läugnen.

Ist dieß nicht eine gewagte, vorschnelle Behauptung? Keineswegs. Denn wieso geschieht es, daß Gott sich selber siehet und erkennet? Indem er, der durch sich selber ist, was er ist, sein eigenes Wesen aus sich hervorbringt, und so gegenüber setzt. Um

dieß einigermaßen einzusehen, dürfen wir nur auf den Gegensatz zum göttlichen Selbstbewußtseyn, nämlich auf unser eigenes Ich, den Blick zurück wenden. Ich sehe zwar mein Bild, etwa an einer Spiegelfläche, aber es ist nur ein lebloses Schattenbild, und zwar nur meines körperlichen Daseyns, mein eigentliches Seyn und Wesen aber, mein geistiges Ich vermag ich nicht zu sehen, weil ich es nicht zu verdoppeln, und so Mir selber gegenüber zu stellen vermag. Gott aber siehet sich selbst in aller Klarheit, er ist sich selber durchsichtig, sein Ich (was man Subject nennt) wird ihm auch zum Gegenstande (Object) seiner Anschauung, und dieses vollkommene Abbild seiner lebendigen, persönlichen, göttlichen Wesenheit ist also, eben weil es ein vollkommenes Abbild ist, ebenfalls lebendig, persönlich und göttlich; sein verdoppeltes oder zweites Ich. Und dieses andere Ich, Gottes ewiger, realer, d. h. wesenhaft gewordener Gedanke, ist der Logos oder das Wort, geistig und ewig aus dem Vater geboren, und einer und der nämlichen Wesenheit mit ihm.

Siehet nun der Vater sich im Sohne, und der Sohn im Vater, und sind beide der Persönlichkeit nach geschieden, in der Wesenheit aber eins, gleichwie Christus gelehrt hat: „ich und der Vater sind eins,“ so ist diese beiderseitige Erkenntniß der vollkommenen wesentlichen Einheit wiederum ein gött-

licher Gedanke, der von beiden ausgeht und beide vereinigt, der also ebenfalls wesenhaft und persönlich ist. Sehr anschaulich zeigte dieß schon Richardus Victorinus: „Gleichwie du ganz richtig sagst: ich liebe mich selbst, und zwar liebe ich mich durch die Liebe, die in mir zu mir ist, eben so wirst du ganz richtig dich ausdrücken, wenn du sagst: Gott liebet sich selbst, und zwar durch die Liebe, die er in Sich zu Sich trägt.“ Und so entfaltet sich das göttliche Leben von Ewigkeit hier zum göttlichen Selbstbewußtseyn, in ein dreifaches Ich, oder in eine dreifache Persönlichkeit, jedoch in unzertrennlicher Wesens-Einheit; und in dieser wunderbaren Geselligkeit und Einigkeit ist die absolute Seligkeit Gottes gegründet *).

---

*) Es ist allerdings kein Gegenstand, der für den Kanzelvortrag sich eignet, das göttliche Selbstbewußtseyn in den beiden Momenten der Entgegensetzung und der Gleichsetzung darzustellen, welchen zu Folge der Sohn nicht der Vater, und der Geist nicht der Sohn, nicht der Vater, und so hinwiederum der Vater weder Sohn noch Geist, und doch Jeder von den Dreien Eins mit Allen ist, ohne Einerlei zu seyn. Wohl aber ist es für Theologen in unsren Tagen nicht ohne Wichtigkeit: wie gerade in dem göttlichen Leben, und in jenen Momenten der Entgegen- und Gleichsetzung der ewige Gedanke einer Verneinung sich von Ewigkeit gestaltet, welcher in der Weltschöpfung nach seinen drei Momenten wesenhaft oder real geworden ist. — Ausführlich ent-

Wie hoch erfreulich aber für den erschaffenen Geist ist wohl diese Erkenntniß seines Gottes, der in seiner wesentlichen Einheit die Allmacht, in seiner persönlichen Dreiheit die Fülle der Seligkeit besitzet? — Die griechischen Geschichtsbücher des siebenten Jahrhunderts erzählen, daß Kaiser Constans drei Söhne hinterließ, von welchen der älteste, Constantinus Pogonatus, der Thronfolger wurde. Die Griechen aber forderten, daß zugleich mit ihm seine beiden Brüder Tiberius und Heraclius gekrönet würden, denn, sagten sie, gleichwie wir an die allerheiligste Dreieinigkeit glauben, so wollen wir auch von drei Fürsten beherrscht werden. So fromm dieses Verlangen schien, verwundete es den Erstgebornen doch so tief mit dem giftigen Stachel des Neides, daß er seine Brüder verstümmeln, und späterhin tödten ließ. War nun freilich diese Gräuelthat empörend genug, so war auch das Begehren jener Völker nicht weise, das zu einer solchen Unthat die Veranlassung gab. Denn widersinnig ist es, in einer Dreizahl zugleich gebietender Fürsten ein Symbol der drei absoluten Personen zu suchen, die das Weltall beherrschen. Dort sind drei erschaffene Wesen,

---

wickelt ist dieser Gegenstand in dem Werke: „Süd- und Nordlichter am Horizonte speculativer Theologie; Fragment eines evang. Briefwechsels, herausgegeben von Anton Günther. Wien 1832. S. XII. Brief, Seite 213 u. f.

und drei von einander getrennte Personen, die einander die Ober- und Alleinherrschaft streitig machen, und sich wechselseitig im Wege stehen; hier aber sind drei von einander verschiedene, doch nicht getrennte, sondern in Einer Wesenheit und ewigen Liebe vereinte (immanente) Personen.

Denn ist zwar der Sohn ein Anderer, als der Vater, und der heilige Geist ein Anderer, als der Vater und der Sohn, so sind doch der Sohn und der Geist nichts Anderes als der Vater, sondern Eines Wesens mit ihm, so daß der Vater ganz im Sohne ist, und der Sohn im Vater, und der Geist in beiden. Und darum erkennen und bekennen wir Christen einen in sich selber seligen Gott, dessen Leben und Weben die wechselseitige Liebe ist. Welch ein himmlisches Licht demnach, das der Glaube dem denkenden Geiste sendet? welche Wonne für den Menschen, dem es gegeben ist, dieß höchste Mysterium liebend zu bewahren? Die Legende erzählt von der heiligen Ida, man habe sie einst, da sie einsam kniete und betete, mit blendendem Lichtglanze wie von drei Sonnen umleuchtet gesehen. Wird dieß geistig verstanden, so können wir behaupten und sagen: ein jeglicher Christ, der das Mysterium der Dreieinigkeit weiß und liebt, werde, so oft er seinen Geist zur göttlichen Allgegenwart erhebt, von einer dreifachen Sonne, oder vielmehr von der Einen Wahrheitssonne im dreifachen Licht-

glanze beleuchtet; und Niemand könne die Anrede: »Unser Vater, der du bist,« im Geiste und in der Wahrheit aussprechen, ohne sie an die Eine und untheilbare Dreieinigkeit zu richten.

Wenn es sich aber so verhält, warum wird uns nicht vielmehr zu beten vorgeschrieben: »dreieiniger Gott, der du bist im Himmel,« warum bloß: unser Vater? Erstlich, weil in dem Vaternamen selbst schon die heilige Trias bezeichnet ist; denn der Vater ist der Ursprung oder Urquell aller Dinge, ohne selbst einen Ursprung zu haben; auch der Sohn ist ein Ursprung aller Dinge, sein Ursprung aber ist der Vater; der heilige Geist hat seinen Urquell im Vater und im Sohne, ist aber selber kein Urheber, sondern Vollendung und Erfüllung. Die zweite Ursache ist diese: weil der Vatername ein Name der Liebe, der Güte, der milden Sorgfalt ist, und also die, auch nach außen sich mittheilende göttliche Güte bezeichnet. Und diese nach außen sich mittheilende Liebe, welche allen drei göttlichen Personen zukommt, ist eben die äußere Offenbarung Gottes, ausgedrückt durch die Worte: Unser Vater.

Denn haben wir bisher das göttliche Seyn und Wesen, wie es in Sich selber ist, zu betrachten gesucht, so führen uns diese Worte nun zur andern Seite der Erkenntniß, die wir von Gott besitzen müssen, und zwar über sein Verhältniß zu uns. Sie bezeichnen nämlich die Offenbarung Gottes an

solche Wesen, die außer ihm sind, die also nicht Gott und nicht göttlich sind, und die nicht wären, wenn er sie nicht erschaffen hätte, die er aber nur deßhalb erschaffen und ins Daseyn gerufen hat, um die Klarheit und Seligkeit, die er in sich selber trägt, ihnen mitzutheilen.

Welche Geschöpfe aber vor allen werden dieser Mittheilung fähig seyn? Dieß läßt sich aus einer Unterredung nachweisen, welche die Lebensgeschichte des Dichters Torquato Tasso aufbehalten hat. Carl IX. König von Frankreich fragte ihn einst, wen er nach seinem Ermessen für den Glückseligsten hielte? Tasso besann sich nicht lange, er erwiederte: Gott. Dieß weiß ein Jeglicher, sagte der König, und dahin ging auch meine Frage nicht, sondern: wer außer und nach Gott der Glückseligste sey? Da antwortete Tasso: »wer Gott am ähnlichsten geworden ist.« Allerdings, da es, wie kein absolutes Seyn und Leben, also auch keine Seligkeit geben kann, es sey dann in Gott und aus Gott, so ist der Antheil an dieser Seligkeit nothwendig schon eine Aehnlichkeit mit Gott; andrerseits aber sind nur jene Geschöpfe einer solchen Mittheilung und Theilnahme fähig, in denen bereits diese Aehnlichkeit ausgeprägt ist, und nur diese sind es, zu welchen Gott im wahrhaften Sinne als ein Vater sich verhält. Haben etwa die Steine, die Bäume, die Thiere, die Planeten, die Sonnen auf dieses Ver-

hältniß Anspruch? oder, was dasselbe ist, kann man Gott einen Vater der Steine, der Wälder, der Elephanten, oder, wie es in modernen Andachten in Schwang gekommen, einen Vater der Natur nennen?

Zwar pflegt manch' ein frommer Sinn in den Gestaltungen und Bewegungen der Naturwelt das Siegel der Dreieinigkeit, und das Gepräge des Werkmeisters und Herrn aller Dinge in der Dreizahl aufzusuchen, allein diese Bemühungen mögen gut gemeint seyn, ohne doch zum Lichte einer rechten Erkenntniß zu führen. So lebte, vor etwa zwei Jahrhunderten ein Mann in Rom, seines Namens Franciscus Folianus, welcher der Anbetung dieses höchsten Mysteriums sein ganzes Leben weihete, und all' sein Thun und Lassen symbolisch darnach zu ordnen suchte. So z. B. war die Kammer, die er bewohnte, aus drei Wänden nur im Dreieck gebaut, sein Bettlein aus drei Bretern zusammengefügt, sein Tisch auf drei Füßen ruhend; wenn er in einem Buche las, setzte er nach jeder dritten Seite ab, wenn er Speise nahm, theilte er sein Brod in drei Stücke, wenn er lustwandeln ging, suchte er mit seinen Schritten stets ein Dreieck zu beschreiben. Nun ist zwar an dieser gleichsam dreieckigen Andachtsübung weder etwas auszusetzen noch nachzuahmen; nichts destoweniger, wenn wir die wahre Bedeutung der göttlichen Vaterschaft zu uns, und unser Ver-

hältniß zu ihr, lebendiger erkennen wollen, müssen auch wir die drei Seiten eines großen, ja unermeßlichen Dreiecks zu verstehen suchen, ohne dessen Verständniß wir unser eigenes Selbst, in seiner Wesenheit und Persönlichkeit, und folglich auch in seinem Verhältnisse zu Gott, nicht beurtheilen können. „Verstünde ich mich, ruft Augustinus, so verstünde ich auch Dich!"

Was für drei Seiten aber sind hier gemeint, auf deren Ansicht es ankommt? Es sind die drei Ordnungen oder Hauptreihen der Weltschöpfung: der freie Geist, die ihm entgegengesetzte unfreie Natur, und endlich die, in der Vereinigung beider bestehende Menschheit. Denn gehen wir neuerdings in die Tiefe unseres Selbstbewußtseyns ein, und fragen: wer bin ich? so werden wir die Antwort finden: in mir ist eine zweifache Substanz, und ich selbst bin etwas drittes, nämlich die Einigung von beiden. Betrachte ich mich von Seite meines Körpers, so bin ich, gleich den Pflanzen und Thieren, unfrei, und den Gesetzen der Natur auch wider meinen Willen unterworfen; doch ist dieß leibliche Daseyn noch nicht mein ganzes Ich, denn dieses Ich ist zugleich auch geistig, der ganzen Natur entgegengesetzt und frei, kann wählen, handeln, oder doch wenigstens wollen, wie es will. Ich bin also einerseits ein organisches Wesen, lebend, wachsend, fühlend gleich der Pflanze und dem Thiere; ich bin aber auch ein gei-

stiges Wesen, durch innere Freiheit unendlich verschieden von der Natur, und über sie erhoben. Es ist also ein zweifaches Wesen und Leben in mir: ein Naturleben und ein geistiges Leben, und dennoch nur ein einziges Ich, so daß dieses nämliche Ich zugleich körperlich und geistig, frei und unfrei sich denkt und fühlt, doch aber so, daß in diesem Selbstbewußtseyn oder in dieser Persönlichkeit das Geistesleben vorwaltet.

Wer ist es aber, der zwei so ganz entgegen gesetzte Wesenheiten in uns vereinigt? Allerdings derjenige, der sowohl die Natur- als die Geisteswelt erschaffen, den Menschen aber, als Einklang und lebendige Einheit von beiden gesetzt hat, damit in diesem auch das Naturleben in das geistige Bewußtseyn eingehe, und den Zweck aller Schöpfung, nämlich Beseligung, erreichen könne. Dieß also ist das Gepräge der Vaterschaft Gottes in uns: daß wir die Fülle und Vollendung der gesammten Weltschöpfung, die vollendete Offenbarung Gottes nach außen darstellen, und daß in uns sowohl Geist als Natur, durch ihre lebendige Einigung, der Theilnahme an der Seligkeit Gottes fähig geworden sind.

Seit aber der Mensch (wie es im Verlaufe dieser Betrachtungen bei den einzelnen Bitten zu erörtern kommt) durch den Mißbrauch seiner Freiheit den Anspruch auf diese Theilnahme verloren, war

auch jenes Gepräge der göttlichen Vaterschaft in ihm, zwar nicht verwischt, doch minder kenntlich geworden; in seinem gesunkenen und der göttlichen Liebe widersprechenden Zustande war es mehr die Allmacht und Gerechtigkeit Gottes, die ihm furchtbar gegenüber stand, und so wird auch, in den Schriften des alten Bundes, nur äußerst selten Gott ein Vater genannt, sondern Herr, Allmächtiger, Gebieter und König, langmüthig, doch furchtbar in seinen Strafgerichten. In diesem zerrütteten Zustande waren, wie der Apostel sagt, alle Menschen bloß Knechte, unterthan den Elementen dieser Welt, den Trieben, den leidenschaftlichen Regungen, dem Halbbewußtseyn des Naturlebens. Allein, der ursprünglich Unser Vater war, und Unser Vater wieder zu seyn von Ewigkeit beschlossen hatte, hat diesem Jammer des Menschengeschlechtes Heilung gesendet. „Gleichwie ein Vater seiner Kinder sich erbarmet, so hat der Herr derjenigen sich erbarmet, die ihn fürchten. So hoch die Höhe des Himmels über der Erde, so mächtig hat er seine Barmherzigkeit erwiesen!“ (Ps. 102.)

Denn, wie der Apostel lehrt, „als die Fülle der Zeit gekommen war, sendete Gott seinen Sohn, geformt aus dem Weibe, unterthan dem Gesetze, um die unter dem Gesetze Befangenen zu erlösen, damit wir die Aufnahme an Kindesstatt erlangten, gleichförmig geworden dem Bilde seines Sohnes.

Und da wir nun Kinder Gottes sind, hat Gott den Geist seines Sohnes in unser Herz gesendet, der da rufet: Abba, d. i. Vater. So sind wir dann nicht Knechte mehr, sondern Söhne.« Und dieß ist das große Mysterium, das wir aussprechen und bekennen, da wir zu Gott rufen: Unser Vater. Denn mit diesen Worten gedenken wir schon der Menschwerdung seines eingebornen ewigen Sohnes, der uns durch diese seine Theilnahme an unsrer Menschheit, zu Kindern seines Vaters erhoben: „der Allen, die ihn aufgenommen, Macht gegeben hat, Kinder Gottes zu seyn, die nicht aus dem Fleische, sondern aus Gott geboren sind.«

Und indem wir nun im Ueberblicke alles bis jetzt Erwogene zusammen fassen: was bekennen und sagen wir, so oft wir die Worte aussprechen: »Unser Vater, der du bist?« Wir bekennen vor allem damit das Mysterium der Dreieinigkeit, welches dem denkenden, vom Glauben erleuchteten Geiste so wahrhaft und wesentlich sich aufschließt, daß er eine andere Gottheit, als eine dreieinige unmöglich sich denken kann. Wir bekennen damit ferner die Liebe Gottes zu uns, und unsre Ebenbildlichkeit mit ihm, als Siegel dieser Liebe. Und worin besteht diese Ebenbildlichkeit? Daß in Gott das unerschaffene, absolute Selbstbewußtseyn, in uns aber ein erschaffenes bedingtes Selbstbewußtseyn ist, in welchem die Natur- und Geisteswelt sich einigt, so daß der Mensch,

als ergänzendes (integrirendes) Glied im Schöpfungsganzen seinem Schöpfer im durchgeführten Gegensatze gegenübersteht. Denn in Gott, eben weil er durch sich selber ist, entfaltet sich die Eine untheilbare Wesenheit in drei Personen; im Menschen aber convergirt ein zweifaches Leben und Streben nach Bewußtseyn (Geist und Natur) in den Einen Lichtpunkt der Persönlichkeit, damit in Ihm und durch Ihn die gesammte Weltschöpfung vollendet, und in der göttlichen Liebe verklärt werde.

Allein der Mensch hat, in dem großen Momente seiner Selbstvollendung, aus freier Wahl von dieser Liebe sich abgewendet, ihre Absicht mit ihm vereitelt, und demnach, so viel an ihm ist, auf seine Würde verzichtet; ohne jedoch das Werk der göttlichen Liebe für immer vereiteln zu können, die ihre Herrlichkeit aufs neue offenbarte. Wenn wir also Gott noch immer als unsern Vater anrufen, was bekennen wir damit? Wir bekennen, drittens, daß der liebreiche Vater seinen eingebornen Sohn gesendet hat, um das Band der Einigung wieder herzustellen. Und wieso geschah dieß? Weil der göttliche Logos durch seine Menschwerdung in Einer Person eine zweifache Wesenheit, die göttliche und menschliche, vereinigte, ja eine dreifache: göttliche, leibliche und geistige, indem das ewige Wort mit dem erschaffenen Natur- und Geistesleben sich vermählte, um der neue und himmlische Adam zu seyn, der Erst-

geborne unter seinen Brüdern. »Siehe, ruft Johannes, welche Liebe der Vater uns verliehen hat, daß wir Kinder Gottes genannt werden und sind!« — daß nämlich Gott nicht bloß Unser Vater genannt wird, sondern auch wahrhaft Unser Vater ist! Aber, wie Ambrosius sagt: unser Vater ist Gott, wenn wir Gutes wirken; unser Richter, wenn wir Sünde begehen! Ach welche Sorge, ruft Augustinus, erschüttert meine Seele, daß ich etwa, während ich als Vater ihn anrufe, eines solchen Vaters nicht würdig sey? Wohl haben wir Ursache, oftmals so zu flehen, wie eine erleuchtete deutsche Jungfrau (die heilige Gertrud) zu bitten pflegte: »Nimm uns auf, o ewiger Vater, in deine liebreiche Vaterschaft, damit wir durch freiwilligen Gehorsam zu dir gelangen. Nimm uns auf, o göttlicher Sohn, in deine himmlische Bruderliebe, damit du unser Freund, Meister und Führer seyest. Nimm uns auf, Gott heiliger Geist, in deine erbarmende Milde, damit du unsern Geist erleuchtest und kräftigest. Nimm uns auf, dreieiniger Gott, in deine unendliche Vaterhuld, damit dein heiliger Wille in uns, an uns erfüllet werde!«

## III.

# Unser Vater.

Als jener Jünger dem göttlichen Meister sich näherte, um seine Bitte ihm vorzutragen, sprach er nicht zu ihm: Herr, lehre Mich beten, sondern: lehre Uns beten. Denn der Geist, der zu einer so weisen Bitte ihn bewegte, war kein Geist der Selbstsucht, sondern der Wahrheit und Liebe. Deßhalb auch ward sie in eben der Form gewährt, in der sie ausgesprochen wurde: »so also werdet ihr beten: Unser Vater, der du bist im Himmel.« Da könnte aber, bei reiflicher Erwägung dieser unerschöpflichen Worte, vorerst die Frage entstehen: ob es besser gethan sey, nach dem Geiste der (lateinischen) Kirchensprache, und nach älterm deutschem Brauche, zu sagen: Vater Unser, oder nach neuerm Sprachgebrauche: Unser Vater? Die Antwort wird zwar allerdings dahin ausfallen, daß das eine so gut als das andere sey *), dennoch kann jede dieser beiden

*) Für diejenigen, deren Antwort, wegen all zu ängstlicher Sorgfalt für die Glaubensreinheit ganz anders lautet, und welche, beim Erscheinen der ersten Auflage, den Ausdruck Unser Vater sehr bedenklich fan-

Vorstellungen an eine besondere Beziehung uns erinnern, so daß sie eine zweifache Reihe von Ansichten und Erkenntnissen uns aufschließen.

Bleiben wir demnach zuerst bei dem Ausdruck stehen: „Unser Vater, der du bist im Himmel," so finden wir ihn nirgends kräftiger betont und motivirt, als in jener Einleitung oder Vorrede, welche die Kirche diesem Gebete bei der heiligen Opferhandlung voran setzt: „Durch heilsame Vorschriften ermahnet, und durch göttliche Anleitung unterrichtet, wagen wir zu sagen: Unser Vater, der du bist im Himmel!" Hier wird also das Bekenntniß ausgesprochen, daß wir, soviel an uns ist, und durch unsere Verschuldung, das Recht nicht besitzen, Gott unsern Vater zu nennen, und es allein durch Christum wieder erworben haben, auf dessen Geheiß wir es in Anspruch nehmen. Denn, wie der Apostel lehrt, „wir haben nicht aufs neue den Geist der Knechtschaft empfangen in der Furcht, sondern den Geist der Aufnahme an Kindesstatt, in welchem wir rufen: „Vater;" den Geist der Liebe nämlich, der von Gott ausgeht, um uns mit Gott zu einen.

---

den, möge hier des deutschen Dichters treuherziger Spruch nicht ohne Nutzanwendung stehen, jedoch zu besserm Verständnisse in etwas anderer Ordnung:

„Das Vater Unser ein schön Gebet,
„Es dient und hilft in allen Nöthen;
„Wenn einer auch Unser Vater fleht,
„In Gottes Namen, laßt ihn beten." Göthe.

Was sind wir demnach einem solchen Vater schuldig? Jede Art von Ehrfurcht, Dankbarkeit und Gehorsam; vor allem aber Liebe. Denn gibt es zwar im gewöhnlichen Leben vielfache Wohlthaten und Dienste, die nicht gerade durch denselben Dienst, dieselbe Gefälligkeit, sondern auf anderartige Weise vergolten werden, so ist doch dieses bei der Liebe nicht der Fall; Liebe will nur durch Liebe vergolten seyn, und die göttliche, allen Begriff übersteigende Liebe durch eine Gegenliebe, die wenigstens nicht engherzig ist, keine schmalen Gränzen sich aussteckt, und nicht bei jeder Gelegenheit klaget: diese Aufgabe ist mir zu schwer, diese Prüfung zu hart, diese Mühe zu viel. Was heißt wohl zu viel? was jegliches Maß übersteigt. »Da wir, sagt Paulus, todt waren durch die Sünde, hat Gott uns lebendig gemacht in Christo, durch seine übergroße, d. h. alles Maß übersteigende Liebe.« Fällt also dieß »zu viel« nicht auf die Seite Gottes, auf unsre Seite das zu wenig? —

In alten deutschen Chroniken wird erzählt, wie in jener Schlacht, welche Moriz von Sachsen und Albert von Brandenburg einander lieferten, beide Söhne des Herzogs von Braunschweig unter dem Schwerte fielen. Man suchte dem Herzog diese Trauerbotschaft schonend beizubringen, darum meldete man ihm zuerst: Euer jüngerer Sohn ist getödtet. Der Herzog, ein felsenfester Mann, ließ keine

Bestürzung merken, er verbarg seine Betrübniß unter einer Art von Scherz: wer kann da helfen? rief er nach altdeutscher Weise: es muß einmal den Jungen das Gelbe vom Schnabel gewischt werden! Man rückte aber mit der zweiten Hiobspost hervor, daß auch sein älterer Sohn, ein Jüngling von sehr vortrefflichen Anlagen, auf dem Schlachtfelde geblieben sey. Da vermochte der Eiserne keinen Gleichmuth mehr zu erzwingen, die Thränen stürzten aus seinen Augen, und er brach in den Schmerzruf aus: ei, das ist zu viel! — Auch wir haben von vielen Gefechten und Schlachten Kunde, welche die bösartige und gute Partei einander auf Erden liefern, jede mit ihren besonderen Waffen, die eine mit Haß und Lüge, die andre mit Wahrheit und Liebe. Wenn wir dann hören, wie manch ein trefflicher und hochherziger Kämpfer für Licht und Recht der Bosheit zum Opfer gefallen, wie z. B. dem heiligen Seher Isaias die Säge, dem tiefen Seher Socrates der Giftbecher den Tod gab, weil beide gegen Lüge und Abgötterei zu Felde zogen, so bedauern wir etwa das Los dieser Edlen, oder vielmehr ihre elenden Widersacher, setzen auch wohl die Bemerkung hinzu, wie groß die Schwierigkeit solcher Aufgaben sey. Es wird uns aber gesagt, daß jener himmlische Mensch, in welchem die Fülle der göttlichen Schönheit und Güte sich offenbarte, und der allein unsrer Anbetung und Liebe würdig ist, eben auch in diesem Kam-

pfe gefallen sey, der Gerechte für die Verschuldeten; es werden die Worte uns ans Herz gelegt: also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn dargegeben; und was sagen wir dazu? Wahrlich, rufen wir, das ist zu viel! und Thränen stürzen aus unsrem Auge, Thränen des Dankes für so unermeßliche Liebe! Wir hören, daß der göttliche Logos Mensch geworden ist, und ein mühevolles, dürftiges Leben mit einem schmerzlichen Tode besiegelte, um unsern bodenlosen Jammer zu heilen, und wahrlich ist dieß allzu viel, und was wir immer dafür zu thun vermögen, allzu wenig! —

Inzwischen, hat Paulus schon von den Gläubigen gesagt: „nicht alle glauben dem Evangelium:“ was soll erst von jenen gemeldet werden, die sich eines reinen Vernunftglaubens rühmen? Nicht Alle glauben der Vernunft! Denn die frostigen Halbdenker stumpfen den Pfeil ab, der ihre Herzen treffen will, oder wenden ihn um, und rufen eben auch: „wahrlich, das ist allzu viel,“ aber in ganz entgegen gesetztem Sinne. Wie dann, fahren sie mit gleichsam heiligem Eifer fort: der Unendliche, der Herr des Weltalls ist Mensch geworden? Und unverweilt intoniren sie ihren alten Hochgesang und vielbelobten Gassenhauer, dessen Auf- und Abschwung gewöhnlich in zwei Strophen abgethan ist. In der ersten Strophe zeigen sie, wie winzig klein der Planet sey, auf dem wir hausen, und wie noch

winziger klein, in Vergleich mit dem Weltall, wir selbst, und finden es absurd, den unermeßlichen Gott in diesen kleinsten Winkel der Welt herabsteigen zu lassen. In dieser ersten Strophe also thun sie demüthig (wo nicht niederträchtig), vernichten sich selbst, gestalten sich zu Milben und mikroskopischen Geschöpfen, und geben dem großen Gott die Ehre. In der zweiten Strophe treten sie höher auf, schreiben Gott Gesetze vor, erklären das Mysterium der Menschwerdung für undenkbar und unmöglich, und eine zahlreiche Schar von Leuten aus allen Zünften und Ständen singet den Schlußchor mit, einen vermeintlichen Grabgesang für das verblichene Christenthum.

Wem es aber darum zu thun ist, das innere Licht und Leben zu bewahren, und sich gegen die Finsternisse des Irrwahns zu schützen, der muß vor allem um Klarheit und Sicherheit der Ansicht sich bemühen. Erheben wir demnach, gleich jenen, unser Auge zur unermeßlichen Naturwelt, und halten die Geringfügigkeit des Erdballs und seiner Bewohner dagegen, so hat, vor Jahrtausenden schon, der Sänger der Psalmen dasselbe gethan: „Ich sehe deine Himmel an, die Werke deiner Hände, den Mond und die Gestirne, die du gegründet hast!“ den nächtlichen Himmel also betrachtet er, welcher unserm staunenden Auge eine so geheimnißvolle und unermeßliche Aussicht eröffnet, und was sagt er ferner?

er ruft, wie späterhin Franciscus: wer bist du, o Schöpfer dieses All's, und wer bin ich? „was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, des Menschen Sohn, daß du ihn heimsuchst? Um ein wenig geringer nur als die Engel hast du ihn gemacht, mit Herrlichkeit und Ehre ihn gekrönet, und ihn gesetzet über alle deine Werke!“

Siehe da eine ganz andere Wendung der Rede! Denn in der That, was ist der Mensch? Wir haben es bereits erkannt, daß er die lebendige Einheit des Geistes- und Naturlebens, und folglich den Inbegriff der ganzen Weltschöpfung, die Zusammenstimmung (Concentus) des Weltchorals darstellt. In ihm ist der reine Gegensatz des Geschöpfes zum Schöpfer vollendet, und selbst die Natur ins Selbstbewußtseyn erhoben; ist aber derjenige, der zur Persönlichkeit oder geistigen Freiheit gediehen ist, auf mechanische Weise groß oder klein zu nennen? Kann man einen Elephanten, einen Berg, einen Weltkörper für größer halten als den Menschen, weil sie einen größern Umfang im Raume behaupten?

Wir haben die Worte gehört, mit welchen Gregor von Tours die geheimen Gedanken seines Freundes berichtigte, und wer bedarf wohl der Lehre, daß bei Beurtheilung geistiger Größe kein Längenmaß in Anschlag komme! Dennoch fand ein christlicher Weiser der Vorzeit eine solche Belehrung nothwendig. Alypiana, Tochter der heiligen Gorgonia, und

Nichte des großen Kirchenlehrers Gregor von Nazianz, war mit einem gewissen Nicobulus verehelicht, der sie wegen ihres niedrigen und etwas verkümmerten Wuchses verächtlich behandelte. Der Brief, den ihm deßhalb Gregorius geschrieben, ist noch vorhanden. „Du verachtest, heißt es darin, deine Gattinn Alypiana, und schmähst sie, daß sie klein und deiner Hochstämmigkeit unwürdig sey, o du Großer und Breiter, riesig an Gestalt wie an Stärke! Wohlan denn, erfreue dich deiner Größe und Höhe, zeige der Welt, daß du den alten Giganten nichts nachgibst. Denn du tummelst dein Pferd, schleuderst den Wurfspieß, hetzest das Wild; deine Gattinn aber verrichtet kein nahmhaftes Werk, sie sitzet bei Webstuhl und Spindel, was will das bedeuten? Freilich sie betet auch, sie wandelt stets mit Gott, und wenn du sie beobachten willst, so wirst du bemerken, wie sehr sie verstehe, zur rechten Zeit zu schweigen oder weise zu reden, wie ernst und starkmüthig sie sey, welchen Nutzen sie dem Haushalt bringe, und wie treu sie ihren Ehegemahl liebe. Und wenn du dieß alles wahrgenommen, so sage mit dem griechischen Weisen: wahrlich, der Geist fällt nicht unter das Maß, und der äußerliche Mensch muß auf den inneren sein Auge richten!“

Diese Worte also: der Geist fällt nicht unter das Maß, so wie die Würdigung der menschlichen Natur, nach ihrer Bedeutung und Stellung im Welt-

all, weisen den ersten jener Entwürfe in sein Nichts zurück. Wie steht es aber um den zweiten, der die Möglichkeit einer Einigung der Gott- und Menschheit läugnet? Ist zwar dieser Einwurf überall im Schwunge, und scheint es, als könnten diejenigen, die sich auf ihre sogenannte gesunde Vernunft berufen, ihn nicht oft genug wiederholen, so steht er doch, und zwar aus denselben Ursachen, an gänzlicher Gehaltlosigkeit dem ersten nicht nach. Sie möchten es nämlich für rein undenkbar und unmöglich erklären, daß zwei von einander so höchst verschiedene Wesen (Gottheit und Menschheit) eine lebendige Einheit bilden; indem sie jedoch überhaupt jede solche Einigung zwei verschiedener Naturen läugnen, so läugnen sie zugleich schon sich selbst, oder ihr eigenes Daseyn.

Denn wiewohl wir mit dem Worte Ich, eigentlich nur die Wurzel (das Princip) unsres geistigen Lebens bezeichnen, so wenden wir dasselbe Wort doch eben sowohl auf körperliche als auf geistige Zustände an, dergestalt, daß jeder ganz zuversichtlich sagt: ich esse, ich friere, ich schwitze, obgleich unsern Geist, als solchen, weder dieses noch jenes betrifft, oder auch: ich bin krank, ich sterbe, wiewohl der Geist weder eigentlich erkranken noch sterben kann. Wir sagen auch andrerseits: ich denke, ich weiß, ich urtheile, obwohl unser Leib weder denken noch sonst etwas Geistiges wirken kann. Den-

noch sind diese Ausdrücke weder unwahr noch unbestimmt, sondern wahrhaft und richtig, weil an dieser unsrer Ichheit das leibliche Leben eben sowohl als das geistige Antheil hat, und beide auf's innigste verkettet sind.

Wenn es demnach unläugbar ist, daß Geist und Natur in dem Einen Menschen sich verbinden, so muß auch die Vereinigung der Gottheit und der Menschheit in dem Einen Christus oder Gottmenschen denkbar seyn, als in welchem ein göttliches und menschliches Selbstbewußtseyn in lebendige Einheit gesetzt, oder das menschliche Selbstbewußtseyn zur Einigung mit dem göttlichen des Logos erhoben ist. Und was thun wohl diejenigen, welche diese zweifache Wesenheit in dem Einen Christus nicht anerkennen wollen, die seltsamen Eiferer, die „den reinen Christusglauben" predigen, aber von echter Christuskenntniß (Christologie) nichts wissen und nichts hören wollen? Auf seine große Frage an die alten Pharisäer: »was dünkt euch von Christo, wessen Sohn ist er?« erwiedern sie, die Neuen: allerdings sey er der Sohn Gottes, und zwar im höchsten und edelsten (tropischen) Sinne, als der Auserwählte Gottes, als der Liebling Gottes, als Ideal der Menschheit! Sie pochen wohl auch darauf, daß er selber so oft den Sohn des Menschen sich nannte, und machen wenig Aufhebens davon, wenn er eben so oft, und auf feierliche Weise als

den Sohn Gottes sich ankündete (z. B. Joh. 5). Allein wie wollen sie, bei so seichten und unbestimmten Annahmen, nur Eine Stelle der Evangelien verstehen? Wie wollen sie, bei aller der herzinnigen und gleichsam schwärmerischen Ehrfurcht, die sie vor ihm hegen, die grellen Widersprüche beseitigen, die so häufig in seinen eigenen Ausdrücken und Reden vorkommen?

Denn einmal lehret er: „gleichwie der Vater das Leben aus sich selber hat, so hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben aus sich selber zu haben;" er schreibt sich also eine gleich ewige göttliche Wesenheit zu, wie sie der Vater besitzt, und in demselben Sinne sprach er: »ich bin die Auferstehung und das Leben.« Und dennoch, zu einer andern Zeit, sagt er das Entgegengesetzte von sich, da er nicht läugnete, sondern bekannte: »meine Seele ist betrübt bis in den Tod,« und da er im letzten Kampfe ausrief: »mein Gott, warum hast du mich verlassen.« Wiederum lehrte er: »ich und der Vater sind eins;« aber wie verhält es sich mit dieser Wesenseinheit, wenn er bei einer andern Gelegenheit erkläret: „den Tag und die Stunde weiß Niemand, auch nicht der Sohn, sondern der Vater allein?« So sagte er einst zu seinen Widersachern: »ehe denn Abraham war, bin ich,« sie aber, den schreienden Widerspruch in diesen Worten bemerkend, hoben sogleich Steine gegen ihn auf; denn, riefen sie: „du

bist ja noch nicht einmal fünfzig Jahre alt!« Und wenn er einst vor aufkeimendem Dünkel die Apostel warnte: »wahrlich, ich habe den Satan vom Himmel fallen gesehen, wie einen Blitz,« wie konnte der Mensch Jesus Zeuge einer Begebenheit seyn, die vor dem Anbeginne des Menschengeschlechtes erfolgt war?

Allein so viele solcher scheinbaren Widersprüche und Räthsel in den Evangelien sich finden, so erklären sie doch alle sich auf dieselbe Weise, wie diejenigen, die wir selbst so häufig im Munde führen, so oft wir sagen: ich esse, ich denke; ich bin sterblich, ich bin unsterblich; ich habe Triebe, ich habe Ideen; so oft wir ferner von unsrem Leibe als unsrem Besitze und Eigenthume reden, auch ohne alle Begriffe von seiner Organisation (mein Leib, mein Auge, meine Hand ꝛc.); und so oft wir von uns selber aussagen: ich gehe, ich athme, ich verdaue, ohne die Organe oder ihre Verrichtungen zu verstehen, die hier thätig sind. Unser leibliches Leben geht nämlich hier in unser geistiges Ich auf, und so wesentlich verschieden es auch vom Geiste ist, so gehört es doch, nach der Idee der Menschenschöpfung, gänzlich dem Geiste zu. Denn das Wesen des Menschen ist Lebenseinheit des Geistes und der Natur. Die Natur, in ihrem Streben und Ringen zum Bewußtseyn, kann nämlich dieses Ziel auf keine andre Weise erreichen, als durch ihre Aufnahme in die Le-

benseinheit des Geistes; der Geist hingegen erreicht seine Lebensfülle nur in Gott, und diese Vereinigung mit Gott ist das Ziel und die Aufgabe seines Strebens *).

*) Die erschaffenen Wesen im Natur- und Geistesreiche stehen zu einander nicht in solchem Gegensatze, als ob das Bewußtseyn nur allein im Reiche des Geistes, durchaus aber nicht in jenem der Natur zu finden wäre. Wir sehen vielmehr auch in der Natur ein stetes Streben, sich ihrer selbst bewußt zu werden, welches sie in den höher organisirten Thieren mittelst der Sinne wirklich zu Stande bringt, wo sie im Individuum sich reflectirt, vorzüglich durch das Auge, in welchem die Natur zur Anschauung ihrer eigenen Erscheinungen, nicht aber ihres eigenen Selbst gelangt. So strebt die Natur zum unvollkommenen Sichbewußtwerden ihrer Erscheinungen durch Emanation oder Zeugung, ohne es zur Ueberzeugung zu bringen. Das Bewußtseyn des Geistes hingegen ist ein Selbstbewußtseyn, die Innerlichkeit des Geistes selber, indem er sich als den Grund der Erscheinungen erkennt oder w e i ß, welches W i s s e n um sich selbst doch nur eine Erscheinung des innern Seyns ist, und daher Ueberzeugung ohne Zeugung genannt wird. Indem also weder der G e i s t, noch die N a t u r sich selber wesentlich dupliciren, d. h. sich total gegenständlich (objectiv) werden kann, so folgt daraus, daß jedes creatürliche (dem Geschöpfe eigenthümliche) Bewußtseyn als ein B r u c h t h e i l sich gestaltet, der seine vollendete Einheit sucht, diese vollendete Einheit aber n u r in einem a b s o l u t e n Selbstbewußtseyn, in der Ichheit Gottes findet. — Die durchgeführte Darstellung dieser Idee ist nachzulesen in

Diese Einheit mit Gott aber ist es, welche dem Menschen Jesus im göttlichen Logos wirklich und wesentlich zu Theil ward, damit er der Erstgeborne unter vielen Brüdern würde, die er erlösen und zur Wiedervereinigung mit Gott erheben sollte. Deßhalb auch redet er von Sich selber bald auf rein göttliche, bald wieder auf rein menschliche Weise, weil sein menschliches Selbstbewußtseyn in das göttliche des Logos aufgenommen ist, und beide in Eine Ichheit vereinigt sind.

Nicht figürlich also, nicht bloß vorzugsweise, und folglich nur gleichsam und uneigentlich, sondern wesentlich und wahrhaft ist Christus der Sohn Gottes und Eingeborne des Vaters, und zwar nicht bloß von Seite seiner unerschaffenen Wesenheit als Logos, sondern auch in seiner geschöpflichen, menschlichen Natur, weil diese eine neue Schöpfung ist, ohne irdische Vaterschaft; die übrigen Menschen hingegen erreichen diese Würde durch

---

der eilften Octave (S. 536 u. f.) des Buches: Peregrin's Gastmal, eine Idylle aus dem deutschen wissenschaftlichen Volksleben ꝛc. von A. Günther. Wien 1830. In diesem Werke, dessen vorzüglichste Tendenz dahin geht, über die Verbindung der Methoden in der Speculation ein Wort zu seiner Zeit zu verkünden, findet sich manche Stelle der »Vorschule der speculativen Theologie« (deren im Vorberichte erwähnt worden) ausführlicher behandelt und in helleres Licht gesetzt.

die Gnade nur, auf dem Wege der Adoption. Der Eingeborne ist nur Einer, der Adoptirten hingegen sind Viele; so oft demnach der Herr in Bezug auf sich selber vom ewigen Vater redet, sagt er: Mein Vater; redet er aber von ihm in Bezug auf uns, so sagt er: euer Vater. „Ich steige empor zu Meinem Vater und zu eurem Vater.“ Ihm allein also kommt es zu, den ewigen Vater Seinen Vater zu nennen, gleichwie es im prophetischen 88. Psalme heißt: »er wird mich anrufen: Mein Vater bist du;« Uns aber, die wir Viele sind, gebührt diese Anrede nicht; »ihr alle seyd Brüder, und Einer euer Vater, der im Himmel ist;« daher wir darauf angewiesen sind, ihn anzurufen: Unser Vater, oder Vater Unser.

Denn eben dieser zweite Ausdruck ist es, der unsre Aufmerksamkeit auf alle die Uebrigen und Einzelnen hinlenkt, die sämmtlich dasselbe Recht zu Gott haben, wie wir, insofern dieselbe göttliche Wesenheit mit Liebe einem wie dem andern sich offenbaren und mittheilen will. Was enthalten demnach die beiden Worte der Anrufung: Vater Unser? Sie fassen die beiden größten Gebote in sich: du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, und deinen Nächsten wie dich selbst; sie enthalten aber auch den gemeinsamen Grund, welcher diese beiden Gebote aufs innigste verkettet: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen, weil er ein Vater ist, du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich

selbst, weil Gott dein und sein Vater, weil er Unser Vater ist.

Nicht ohne Grund hat der heil. Dorotheus dieß zweifache Gesetz im Sinnbilde eines Zirkels dargestellt, in welchem aus dem Einen Mittelpunkte gleiche Radien zu allen Punkten des Umfangs hinlaufen, oder von allen diesen Punkten zum Centrum zurück kehren. Ist das Ziel oder der Mittelpunkt alles geistigen Lebens in Gott und seiner Liebe, so ist Allen, die in der Peripherie stehen, die gleiche Aufgabe gegeben, in Gott ihr wesentliches und seliges Du zu finden, daher sie, ihres gemeinsamen Centrums wegen, einander wechselseitig die Nächsten sind, und deßhalb die Eintracht und Liebe zu bewahren haben. So wie aber ein Mensch mit einem seiner Nächsten sich gehässig entzweit, über ihn sich erhebt, oder kriechend und abgöttisch sich ihm unterwirft, so tritt er schon aus seinem peripherischen Standpunkte heraus, gehört nicht mehr in den Umfang des Kreises, und hat sein Centrum verloren. Wer also von Ehrsucht, Habsucht, Genußsucht oder sonst einer geistigen Sucht, als Verkehrtheit des innersten Ichs geschlagen ist, dem wird schon die Anrufung: Vater Unser, zur Lüge, weil er aus dem lebendigen Kreise herausgetreten ist, den das Unser bezeichnet.

Handelt es sich aber um die besonderen Störungen, durch welche dieß schöne Unser zerrissen wird, so ist freilich vor allem das Mein und Dein anzuklagen, welches Chrysostomus das frostige Mein

und Dein nennt, weil es der heiligen Liebe so feindlich entgegengesetzt ist, und zahllose Zwiste veranlaßt. Der goldne Redner erwähnt übrigens noch eines ganz andren Zwistes, den seine Seltsamkeit merkwürdig macht. Ein Landmann, erzählt er, verkaufte seinen Acker, ohne zu wissen, daß ein Schatz darin verborgen lag. Der Käufer, der beim Umgraben des Ackers ihn fand, eilte sogleich zum Verkäufer, und drang in ihn, den Fund zurück zu nehmen; denn sagte er, ich habe bloß den Acker gekauft, und nicht, was er verbarg. Der Andre weigerte sich ernstlich, und versicherte, auf das nun einmal verkaufte Grundstück kein Recht mehr zu haben. So stritten sie eine Zeitlang fort, bis endlich ein Schiedsrichter, den sie sich erwählten, lachend sprach: ich will euren Streit entscheiden, zum Lohne aber für mich nehmen, was ihr beide nicht haben wollt.

Soll dieß eine wahre Geschichte seyn? Gewißlich wird jeder sie für eine Fabel halten, eben weil das Mein und Dein uns geläufiger als das Unser ist; die ersten Christengemeinden aber hätten hier nichts Fabelhaftes gesehen, weil sie nur Ein Herz und Eine Seele waren, und weder Habsucht und Neid, noch Hoffart ihr geselliges Leben störte. Denn ist zwar nothwendig ein Unterschied des Ranges und Standes auf Erden, der als göttliche Einsetzung geehrt werden muß, so schließet doch eben diese Anerkennung jede thörichte Hoffart aus. So war auf einem Burgfenster zu Innsbruck die altdeutsche In-

schrift zu lesen: „Als Adam hackt' und Eva spann, wo war alsda ein Edelmann?“ Allein ein berühmter österreichischer Erzherzog schrieb einen andern Reim darunter: „Ich bin ein Mann, wie ein andrer Mann, jedoch mir Gott der Ehren gann!“ d. h. ich bin meinem Wesen nach ein Mensch wie jeder andre; daß ich jedoch einen höhern Rang behaupte, dieß hat Gott mir verliehen. Denn ein anderes ist die Würde, welche dem Einzelnen auf seinem Standpunkte in der geselligen Ordnung gebührt, ein Anderes der Hochmuth, durch welchen der Mensch seinen Standpunkt im Reiche Gottes verliert.

„Und nun, o Herr, ruft der Seher, unser Vater bist du, wir aber Erde, unser Bildner bist du, und wir alle deiner Hände Werk.“ Isai. 64. Sind wir durch das Schöpfungswerk schon einerlei Wesens, und Glieder Einer Gattung, so sind wir inniger noch zu neuem Leben vereinigt durch das Werk der Erlösung; denn „in Christo Jesu, wie der Apostel sagt, seyd ihr alle eins, ihr alle seyd Kinder Gottes durch den Glauben in Christo.“ (Galat. 3.) In Ihm, der als neues Centrum, als Haupt und Herz des Menschengeschlechts, in unsre Mitte getreten ist, vereinigt sich das zweifache Gesetz der Gottes- und Nächstenliebe, weil er eben sowohl unser Gott, als durch seine menschliche Natur unser Bruder geworden ist; um unter uns sowohl, als mit dem Vater uns wieder zu vereinen.

## IV.

## Unser Vater, der du bist im Himmel.

Wie in den Zugängen und Säulenreihen, die zu einem Tempel oder Pallaste führen, des Herrlichen und Merkwürdigen viel zu sehen ist, wobei man gerne verweilen mag, so ist auch der Eingang zu den sieben Bitten, die das Gebet des Herrn umfassen, an hohen Erkenntnissen reich, bei denen es vorüber zu gehen nicht erlaubt ist. Denn wie aus den Worten dieser Präfation: Vater, der du bist, die Wesenheit Gottes in dreifacher Persönlichkeit, und unsre einfache Persönlichkeit in zweifacher bedingter Wesenheit erkannt wird, so zeigten uns hinwiederum die Worte: Unser Vater, die Vaterschaft Gottes zu uns, in seiner vollen äußern Offenbarung, so wie unser Verhältniß zu ihm und zu den Nächsten.

Es ist uns aber noch insbesondere vorgeschrieben, zu beten: „Unser Vater, der du bist im Himmel;“ und da dieser Beisatz weder unwesentlich, noch unnöthig seyn kann, so stehen wir neuerdings vor einem sehr erhabenen Gebiete, das für uns ein Labyrinth werden kann, aus welchem wir uns bei allem Denken und Sinnen nicht herausfinden werden,

sofern nicht eine gründliche Gedankenreihe den ariadnischen Faden fortspinnt. Denn von einem irdischen Gebieter zwar ist's einleuchtend, daß er, und sey er ein Attila, einen Wohnort haben müsse, von welchem seine Herrschaft ausgeht, und daß sowohl er seine Residenz verherrliche, als diese ihn; er seine Residenz, weil er die Stadt, die er bewohnt, eben durch seine Anwesenheit zur Hauptstadt adelt; die Residenz aber ihn, weil die Pracht der Gebäude, der Glanz des Hofstaats und der Wachen als Zeichen seiner Macht und Größe dienen. Kann man etwas Aehnliches, gleichsam im Bilde nur, von der Wohnung Gottes meinen oder sagen? Dieß möchte vielmehr kindisch als kindlich seyn, und der Idee widersprechen, die wir nothwendig von seiner Unendlichkeit haben müssen. »Die Himmel, rief schon Salomo, und die Himmel der Himmel vermögen dich nicht zu fassen!« Oder kann je der Wahn uns berücken, daß Gott einen Raum einnehme, daß er eines Ortes bedürfe, oder wie man sagt, eines Aufenthaltes? Nein, so erwiedert die Idee des unbedingten Seyns: Gott ist nicht im Raume.

Wo ist also Gott? Ueberall; er erfüllet, wie die Schrift lehrt, Himmel und Erde, und Niemand vermag seiner Gegenwart zu entfliehen. Wo aber ist er zu finden, es sey im Himmel oder auf Erden? Nirgends, erwiedert der denkende Geist: denn Gott ist nicht im Raume. Lasse also deine Flügel sinken,

Gott suchende Seele! du suchest, und weißt nicht wo, du suchest ihn etwa überall, und findest ihn nirgends, und gerathest endlich aus Verzweiflung unter die Allgottgläubigen oder Pantheisten, deren Gottheit die Weltseele, das All und Ein, das innere verborgene Leben der Dinge, ebenfalls überall und nirgends ist, überall als Kraft, nirgends als absolute Persönlichkeit! Und dennoch lesen wir an so vielen Stellen der Schrift: »zu dir, o Herr, habe ich meine Augen erhoben, der du in den Himmeln wohnest!« Dennoch warnte Christus: »ihr sollt nicht schwören beim Himmel, denn es ist Gottes Thron!« — dennoch erhob er, so oft er betete oder segnete, die Augen zum Himmel; dennoch sagte er so oft: mein Vater, euer Vater, der im Himmel ist, und schrieb uns die Anrufung Gottes vor: Unser Vater, der du bist im Himmel! wenn Gott im Himmel nicht ist, und der Himmel nicht seine Wohnung, wozu denn diese Worte? Denn gleichnißweise und unwesentlich ist im Gebete des Herrn kein einziger Ausdruck!

So handelt es sich dann um zwei gleich wichtige, von einander bedingte Fragen; zuerst: wie der Ausdruck »der du bist im Himmel« im wahren und eigentlichen Sinne zu verstehen sey; sodann: zu welchem Zwecke er vorgeschrieben, und woran er uns ermahnen soll? Die erste dieser Fragen führt uns demnach auf den Himmel selbst, auf das Ver-

ständniß, was der Himmel sey. Wer aber wird dieß Verständniß uns aufschließen? »Wer ist in den Himmel empor gestiegen, und hat uns die Kunde davon herabgeholt?«

Von der Hand des Jägers erhob sich, nach den Jagdgebräuchen der Vorzeit, der Edelfalke, mit mächtigem Gefieder erschwang er sich hoch in die Lüfte, und ergriff seine Beute im Fluge. Aber kaum war er damit zurückgekehrt, als schon der Jäger sie ihm aus den Klauen riß, seine Augen mit der Haube verhüllte, und seine Füße an die Stange befestigte. Wie mühete dann der Falke sich ab, um von diesen Banden sich frei zu machen! Umsonst suchte er mit dem Schnabel sie zu zerreißen, umsonst die Hülle von seinen Augen abzuschütteln, vergeblich schwang er die Flügel und versuchte den Aufflug; was er im Fluge verkostet, ward ihm zu besitzen nicht verstattet. Einem solchen Edelfalken vergleichbar war jener Erhabene und Hochbegnadigte, dem es einstmals vergönnt war, im Geistesfluge sich aufzuschwingen, die ätherischen Regionen des Paradieses zu erreichen, aus dem Quell der Seligkeit zu schöpfen. Als er, kaum dorthin erhoben, zur Erde zurückkehren mußte, ward sein Haupt wieder bedeckt, sein Seherauge verhüllet, der süße Genuß ihm entzogen, und seine Füße wieder an den Stab befestigt, d. h. sein Geist wieder an den sterblichen, schmerzensmüden Leib, und an die Arbeiten seines irdi-

schen Berufes gekettet. Was er eben in der Fülle der Klarheit erschauet, sah er jetzt wieder nur im Spiegel und im Räthsel, und konnte nichts davon offenbaren; wohl aber war sein Verlangen nach himmlischen Dingen mächtiger als je geworden, so daß er, öfter als vorher, die Geistesschwingen ausbreitete und nach dem Fluge sich sehnte; gleichwie er auch bekannte und sprach: »Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn; ich wünsche aufgelöset zu werden, und mit Christo zu seyn.« Wir wollen aber ihn selbst davon erzählen hören: »Ich kenne einen Menschen in Christo (ob im Leibe, ob außer dem Leibe, ich weiß es nicht, Gott aber weiß es), der ward entzücket bis zum dritten Himmel, in das Paradies, und hat daselbst geheime Worte vernommen, die dem Menschen auszusprechen nicht erlaubt sind.« (2 Cor. 12.) Wenn es nun ihm, dem Weltapostel, nicht gegeben war, etwas hienieden Begreifliches davon zu sagen und zu lehren, wer will sich noch an solche Erklärungen wagen?

Inzwischen, da das Wie eine ganz andere Frage ist als das Was, und nur die Dunkelheit, die das Wie umhüllt, das Mysterium ausmacht, während über die andere Frage der Glaube und die Denkkraft Aufschluß geben, so sey es uns inzwischen genug, daß der Apostel von einem »dritten Himmel« redet, gleichwie auch in den Psalmen, Propheten und Evangelien nicht umsonst von den Himmeln in viel-

facher Zahl die Rede ist. Drei Himmel nämlich sind vor allen zu unterscheiden: ein erschaffener sichtbarer, ein erschaffener unsichtbarer, und ein unsichtbarer und unerschaffener.

Was unter dem erschaffenen sichtbaren Himmel, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, verstanden werde, ist klar genug, denn Niemand bedarf wohl noch in unsren Tagen der Erklärung, daß damit nicht bloß die Atmosphäre bezeichnet werde, in welcher der Erdball schwimmt, sondern auch jener unermeßliche Raum, worin die Planeten des Sonnensystems kreisen, und in welchem jene zahllosen Sternbilder sich zeigen, die, sie mögen nun für Milliarden von Welten und Sonnensystemen, oder für etwas Anderes angesehen werden, immer doch die Herrlichkeit desjenigen uns ahnen lassen, der sie erschaffen hat, gleichwie es im Psalme heißt: »die Himmel erzählen die Glorie Gottes, seiner Hände Werk verkündet das Firmament.«

Ist dieser Himmel, sind diese Weltsysteme oder Himmel, in astronomischer Bedeutung, die Wohnung, welche wir meinen, da wir sagen: Unser Vater, der du bist in den Himmeln? Mit diesem Irrwahn begnügte sich etwa der Pöbel der heidnischen Vorwelt, die ihrem Diospiter, ihrem Apoll, ihrer Juno dort die Residenz anwies. Ja jener in der Geschichte berühmte oder berüchtigte Chosroë, König von Persien, der furchtbarste unter den Fein-

den des oströmischen Kaiserreiches, ging in dem Aberwitze, sich auf göttliche Weise verehrt zu sehen, so weit, daß er sich eine Art von atmosphärischem Himmel erbauen ließ, obwohl von sehr dürftiger Erfindung. Denn dieser Himmel war ein hoher, mit Silber bedeckter, mit Edelsteinen gezierter Thurm, auf dessen Wölbung innen die Sonne, der Mond und die Sterne, aus getriebener Arbeit, mit goldenem Schimmer prangten; er selbst saß in der Mitte des Thurmes auf einem Throne, hatte eine glänzende Sonne über seinem Haupte, unter seinen Füßen aber eine sinnreich ausgedachte Maschine, mittelst welcher er ein Getöse gleich dem Donner machen, auch Wasserströme, dem Regen ähnlich, herabgießen konnte.

Was für eine Figur spielt dieser unbeholfene Maschinengott Chosroë, der auch früher, als er sichs versah, von den Römern gedemüthigt, und aus seinem Himmel herabgeworfen ward? Inzwischen, so albern er war, so donnerte er doch wenigstens, wenn er wollte und wenn's ihm beliebte, und ist deßhalb immer noch ehrenwerther, als jener innerweltliche Ueberall und Nirgends, der in den Wolken blitzt, in den Blumen grünt, in den Gewürmen kriecht, in den Fischen schwimmt, und in den Menschen denkt, ohne dabei für sich selber ein volles Bewußtseyn oder freien Willen zu haben. Was hat dieser Irrthum der neuern Zeit, welcher Gott zur Seele

der Natur, und die Natur zum Leibe Gottes macht, vor dem alten Heidenthume voraus? Nichts anderes, als daß jener Irrthum in seinem Machwerke die Fantasie aus dem Spiele gelassen hat, die alle Kräfte und Gebilde der Natur zu Persönlichkeiten erhebt, und handelnd einführt (personificirt und dramatisirt). Die Hauptsache aber ist dort, wie hier, im alten Heidenthume, wie in dieser Verirrung, ganz dieselbe, daß nämlich das Wesen Gottes als das Centralwesen des Universums betrachtet, und somit kein außerweltlicher, sondern nur ein innerweltlicher Gott anerkannt wird.

Die aber mit einfachem und treuem Sinne, an der sichtbaren Schöpfungswelt den göttlichen Urheber nicht bloß erkannten, sondern als solchen auch ehrten, fanden in der erschaffenen Welt nur Werke des freien, göttlichen Willens, und Zeugnisse oder Offenbarungen seiner Allmacht. »Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, seiner Hände Werk verkündet das Firmament. Die Höhe des Firmaments ist der Ausdruck seiner Schönheit, an der Gestalt des Himmels ist seine Glorie zu schauen.« (Eccli. 43.) Der unermeßliche Himmelsraum nämlich, der alle Naturgeschöpfe liebend umfasset und beherbergt, und der das körperliche Licht und Leben in seinen geheimnißvollen Kräften vermittelt und unterhält, ist, wie ein Symbol der Güte und Herrlichkeit Gottes, so auch das Symbol eines höhern,

im Wesen verschiedenen, unkörperlichen oder geistigen Himmels, oder einer Welt von reinen Geistern, welche in der Schrift als Himmel der Himmel bezeichnet wird. Denn die höhere Reihe und eigentlich selbstständige Seite der erschaffenen Welt, welcher die Natur nur untergeordnet ist, bilden die geistigen Geschöpfe, deren Wesen im Lichte des Selbstbewußtseyns und der Freiheit besteht, und die in der Schrift nicht selten den Sternen verglichen werden (Job. 38, 7.)

Fragt es sich nun, ob vielleicht in diesen, dem körperlichen Auge unzugänglichen Himmeln, die Wohnung Gottes zu suchen sey? so läßt sich dieß in einem gewissen Sinne bejahen. Denn so sagt Franciscus Seraphicus in seiner erklärenden Umschreibung des Vater Unsers: „Unser Vater, der du bist in den Himmeln: in den Engeln, in den heiligen Seelen.“ Denn wie in einem klaren Quell die Sonne sich spiegelt, so wird jedes reine, der Gottheit liebend zugewendete, geistige Geschöpf von dem Lichte ihrer Schönheit beleuchtet. In diesem Sinne lehrt auch die heilige Theresia: wo der König, da ist auch sein Hof, wo Gott ist, daselbst ist auch der Himmel. Nun findet aber die Seele Gott nicht in den äußeren Dingen, wohl aber, in geistiger Versammlung in sich, und dafür bürget der Ausspruch des Herrn: „so jemand meine Worte erfüllen wird, wird

mein Vater ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.«

In der That, auch eine Seele, in welcher, nach dieser Verheißung, Gott wohnet, ist ein Himmel zu nennen. Werden wir demnach, dieser Ansicht zu Folge, ihn anrufen dürfen: Unser Vater, der du bist in unsren Seelen? Dieß würde eine gefährliche, verfängliche Rede seyn. Denn einen solchen Gottesdienst üben auch jene, die den Gott in ihrem Innern, oder, genauer gesagt, sich selbst anbeten; sie mögen nun ihrer eigenen Vernunft diese Anbetung zollen, welche sie bald einen Funken aus dem Lichtmeere Gottes, bald wieder die reine, absolute, göttliche Vernunft nennen; oder sie mögen, auf noch greller pantheistische Weise jenen Weltgeist anbeten, der sich, allezeit strebend und schaffend, in die Natur heraus verkörpert, bis er endlich im Menschen zu so hoher Entwicklung gelangt, daß er sich selber findet und seiner selbst bewußt wird. Ja wenn diese gottseligen Leute Christum hoch verehren, ihn göttlich nennen, und als seine Anbeter sich bekennen, so wollen sie doch unter ihm nur jenen Menschen gemeint haben, in welchem eben der göttliche, das All belebende Geist zur größten Klarheit und Hoheit gediehen sey.

Wie kann es demnach in einer Zeit, wo die Religion der Selbstvergöttlichung und Vernunftanbetung herrschet, von wahrem Nutzen seyn, wenn wir

das Mysterium des Himmels, als der Wohnung Gottes, in der mystischen Weise des Nebensinnes und Halbdunkels erklären wollen? Es ist wahr und gewiß: wenn Gott durch seine Gnade und Erleuchtung in unsrer Seele ist, so kann diese Seele selber ein Himmel genannt werden, aber es gibt ja der Seelen genug, von welchen sich so Großes nicht rühmen läßt; ja es bedarf, für das Seyn und Daseyn Gottes, weder der Seelen, noch der reinen Geister, noch der Naturgeschöpfe, alle diese können gänzlich nicht vorhanden seyn, und Gott ist dennoch. Denn die Welt kann nicht ohne Gott gedacht werden, wohl aber Gott ohne die Welt, weil er der Unbedingte ist, und deßhalb zur Offenbarung und Erkenntniß seines eigenen Wesens keines Dinges außer ihm bedarf, sondern sie in und aus sich selber findet.

Worin nämlich beruht die Welt und ihre Schöpfung? In dem Gedanken Gottes von einem Etwas, was nicht Er (nicht Gott) ist, und in der Macht seines Willens, diesen Gedanken zu verwirklichen, was eben das Erschaffen genannt wird. Was aus dem göttlichen Seyn und Wesen hervorgeht, ist göttlich und ewig, drum ist der Sohn und der heilige Geist unerschaffen, und von einer und derselben Wesenheit mit dem Vater. Jene Wesen hingegen, die nicht Gott sind, sondern erst durch die Schöpfung verwirklicht werden, können nicht, etwa als Ausfluß oder Emanation, aus der Wesenheit Gottes hervor-

gehen. Denn jener Gedanke, der in der Weltschöpfung verwirklicht ist, ist eben die Idee Gottes von Etwas, was nicht Er selber ist; und folglich ist die Welt auch auch als Gedanke bedingt, denn dieser Gedanke in Gott setzt nothwendig den Gedanken Gottes von Ihm, als Gott, oder von dem, was Er ist, voraus. Und wie Gott nur dasjenige erschaffen kann, was er selber nicht ist, so heißt es auch, daß er die Welt aus Nichts erschaffen habe, indem er seine Idee von dem, was er nicht ist, durch freien liebenden Willen in die Wirklichkeit oder ins Daseyn gesetzt hat.

Ob also die Welt vorhanden sey oder nicht, ob die sichtbaren Himmel mit ihren Vestensternen, ihren Planeten und deren Bewohnern, ob die unsichtbaren Himmel mit ihren geistigen Wesen, ob die Weltschöpfung in ihrem dreifachen Reiche des Geistes-, Natur- und Menschenlebens bestehe oder nicht, so ist Gott dennoch, und wo? In den Himmeln, wie Jesus es auszusprechen vorschrieb; oder »im unzugänglichen Lichte,« wie der Apostel sich ausdrückt; »in seinem heiligen Tempel,« wie der Psalm es sagt, »auf dem Throne seiner Majestät,« wie Johannes und Daniel es sahen. Was bezeichnen diese Bilder? Gott wohnet und lebet und bestehet von Ewigkeit her in sich selber, in seiner dreieinigen Wesenheit. Was ist also der Himmel im wahrsten und höchsten Sinne? Das absolute Seyn und Daseyn Gottes in

sich selbst und durch sich selbst. Und wo anders wollen wir ihn suchen, als in seiner eigenen Wesenheit? Fällt dieß allerdings unsrem Geiste zu fassen schwer, so sagt uns eben der Apostel, daß Gott in unzugänglichem Lichte wohnet, so sagt uns Johannes Baptista: »Niemand (unter den Sterblichen) hat jemals Gott gesehen; der eingeborne Sohn, der im Schooße des Vaters ist, dieser hat ihn offenbaret.« Woher kam der Sohn Gottes? Vom Himmel. Etwa von den Gestirnen herab? wieso vom Himmel? Weil er von Ewigkeit her im Schooße des Vaters, d. h. in der Wesenheit Gottes war.

Wenn wir demnach zu Gott rufen und sagen: Unser Vater, der du bist im Himmel, was bekennen wir mit diesen letztern Worten? Der Ausdruck: »der du bist« ist eine Bezeichnung der Zeit, der Ausdruck: der du bist im Himmel, ist eine Bezeichnung des Raumes, daher denn auch Johannes Damascenus so erhaben als einfach lehrte: Gott ist sich selber sein Raum (Gott wohnet und ruhet in sich selber). Was verstehen wir aber unter Zeit und Raum? Die Zeit oder das Nacheinander gibt sich in den Momenten der Entwicklung eines Lebensprincipes kund; der Raum, oder das Nebeneinander derselben Momente, in dem wirklichen Bestande eines Dinges, in seiner vollendeten Selbstäußerung oder Erscheinung. Beides sind die Lebensformen der er-

schaffenen Wesen. Kann man aber in Gott eine Zeit und einen Raum sich denken?

Zwar scheint auch in Gott ein Nacheinander sich zu finden, indem ursprünglich der Sohn aus dem Vater, der Geist aus dem Vater und dem Sohne ausgeht; eben so erscheinet in der innern Offenbarung Gottes, in seiner in drei Personen entfalteten Wesenheit, ein Nebeneinander, indem diese drei Personen zugleich in der Einen Gottheit bestehen. Allein da in Gott kein eigentliches Werden im creatürlichen Sinne ist, und folglich (wenn man so sagen darf), jede der drei göttlichen Personen so alt ist, als Gottes Wesen und Leben selber, so ist auch dasjenige, was wir in dem erschaffenen Leben Zeit und Raum nennen, in Gott Ewigkeit und Unbeschränktheit.

So bezeichnen dann die Worte: der du bist, die göttliche Ewigkeit, die kein gestern und kein morgen hat, sondern ein stetes heute und jetzt, eine wahre und wesentliche Gegenwart ist, während unsere Gegenwart einen flüchtigen Moment darstellt, der, kaum gedacht, schon vorübergeschwunden ist. Wiederum lehren uns die Worte: der du bist in den Himmeln, daß Gott in sich selber sey und ruhe, in seiner seligen dreieinigen Geselligkeit und Unendlichkeit; daß er also nicht die Seele der Welt, der innere belebende Geist des All's, sondern außerweltlich sey, die Schöpfungswelt aber ein Werk

seiner Allmacht, eine Verwirklichung seiner Idee, nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus der Fülle seines allmächtigen, liebevollen Willens.

Und nachdem wir nun, nach dem Maße der Kräfte, die dem Sterblichen verliehen sind, mit Paulus zum dritten Himmel, d. h. zu Gott selbst uns erhoben haben, um an den Worten: der du bist im Himmel, die göttliche Zeit oder die Ewigkeit, und den göttlichen Raum, oder die außerweltliche Unermeßlichkeit zu ahnen, kehren wir nunmehr zu uns, zur Erde zurück, um zu erwägen, was für sittliche Belehrungen und Erkenntnisse aus eben diesen Worten für uns hervorgehen. Und auch hierin soll der Apostel unser Führer seyn. »Suchet, was oben ist, ermahnet er; was oben ist, soll euch behagen, nicht was auf Erden ist!« Er will also, daß wir unser Geistesauge von den irdischen und körperlichen Dingen abwenden, und zum unerschaffenen Seyn, zu Gott erheben, dem wir zu- und angehören; Gott ist aber nicht innerhalb der Welt, sie begeistend und beseelend, sondern ü b e r der Welt, also oben; und deßhalb, wenn wir zu Gott uns wenden und e r h e b e n wollen, wenden wir unser Auge gegen Himmel, nämlich nach oben.

Und eben darum ist auch der Mensch unter allen irdischen Geschöpfen der einzige, der, durch eine staunenswürdige, ja wundersame Organisation aufrecht steht, und nach oben gewendet ist, anzuzeigen,

daß er zu Gott, also nach oben geschaffen sey. Und zwar, da in ihm sowohl ein natürliches als geistiges Leben ist, deren lebendige Einheit er vorstellt, hat er einen Vater auf Erden, von welchem zunächst sein Naturleben abstammt, aber unendlich höher ist sein Vater im Himmel, der Vater der Lichter, welcher der unmittelbare Schöpfer seines geistigen Lebens ist. In dieser Beziehung meinte es Franciscus Seraphicus, da er in der Stunde, als er von seinem irdischen Vater ungerechterweise enterbt und verstoßen wurde, die bekannten Worte aussprach: nun erst kann ich sagen: Vater Unser, der du bist im Himmel, d. h. nun erst kann ich gänzlich und ungetheilt zu dem himmlischen Vater mich wenden!

Aber auch von diesem himmlischen Vater ward der Mensch einst verstoßen, oder hatte, wahrhafter gesagt, von der Vaterschaft Gottes durch eigenmächtiges und stolzes Beginnen sich losgerissen, und dieß zerstörte Band konnte nur von Seite Gottes neu geschaffen werden, dadurch, daß er dem Gesunkenen einen göttlichen Mittler und Erlöser gab, der in seiner herrlichen Persönlichkeit die Gottheit und die Menschheit für immerdar wieder vereinigte. Und seitdem durch diese wunderbare Person auch die menschliche Natur in Christo zur Rechten des Vaters, d. h. in seine Macht und Herrlichkeit erhoben ist, ist auch das erschaffene, in Raum und Zeit entfaltete Leben in Gott verkläret also daß wir im

Himmel, in Gottes Heiligthume, nicht einen Vater bloß, sondern auch, in unsrer menschlichen erschaffenen Substanz, einen Bruder haben, der unser Mittler und Fürsprecher beim Vater ist. Wie innig und unverwandt sollte nicht zu Ihm empor unser Auge, unser Herz, unser Streben gewendet seyn!

Von der seligen Christina, genannt die Wunderbare, erzählt ihr Biograph, daß sie einstens in eine Kirche eintrat, wo eben einer der Vornehmen von Belgien, Ludwig van Loén, von vielen seiner Krieger umgeben, in der Vorhalle kniete. Christina, die ihn kannte, wollte eben vor dem Knieenden vorüber gehen, hielt aber, als hätte sie ihm etwas zu sagen, plötzlich ihre Schritte ein, und neigte sich zu ihm herab. Der Graf sah in die Höhe, sie aber sprach mit holdseliger Anmuth zu ihm: O Herr, wie schön bist du! Die Soldaten, die es hörten, belustigte das; Herr, riefen sie, habt Ihr's vernommen, wie die Heilige da Euch lobt? Der Graf aber erwiederte: lasset das gut seyn, ihr verstehet es nicht; ich meinerseits weiß besser, wen diese lobt! Nicht mich hat sie gemeint, sondern den himmlischen und unsterblichen Herrn, der von Allen der Schönste ist, und von welchem alle Schönheit kommt. Da sprach Christina: Gar recht hast du geredet. Wenn es aber so ist, nun dann, warum liebst du ihn nicht?

Eine gleiche Frage könnte die heilige Christina auch an uns richten, und was möchten wir ihr antworten? Wir lieben ihn nicht, weil wir ihn nicht sehen. Und warum sehen wir ihn nicht? Weil er im Himmel ist, wir aber auf Erden, umhüllet von einer körperlichen Welt. Allein eben deßhalb ermahnet der Apostel, daß wir vielmehr das Unsichtbare betrachten sollen, als das Sichtbare. »Denn was sichtbar ist, ist zeitlich, was unsichtbar, ewig. Wie aber betrachten wir das Unsichtbare? Dieß ist eben die Kraft und Aufgabe des Glaubens, welcher dem Menschen, als einem geistig-natürlichen, durch den Geist über die Natur erhobenen, durch die Natur dem Geist entfernten Wesen eigenthümlich zukommt, und seine ganze Würde und Tugend bedinget. Denn wir wandeln, wie der Apostel lehrt, jetzt noch im Glauben, nicht im Schauen.

So oft wir also rufen: Unser Vater, der du bist im Himmel, bekennen wir vor Allem unsern Glauben: den Glauben an einen wahrhaften, ewigen Vater, der sich uns geoffenbart und sichtbar gemacht hat durch seinen eingebornen Sohn; den wir bekennen als allsehenden Beobachter, Belohner und Richter alles dessen, was wir, kraft unsrer Willensfreiheit, für oder gegen sein Gesetz denken und wirken, und als einen liebenden Vater, der keines seiner Kinder vergißt, sondern alle wie eines, und eins wie alle bewahren und zum Ziele ihres Da-

seyns leiten will; daher er, wie der Gegenstand unsres Glaubens, so auch unsrer ganzen Hoffnung ist. Oder sollen wir in kleinlichem Wahne befürchten, daß er der Einzelnen vergessen könne, weil ihrer allzu Viele sind, etwa wie in einer überzahlreichen Familie einzelne Glieder vernachlässigt werden, weil es dem irdischen Vater und Ernährer theils an Mitteln, theils an Zeit zur Sorge für Alle gebricht?

Es wird vom heiligen Vincenz von Paul gerühmt, daß er, trotz seiner gehäuften und großartigen Geschäfte für die Ausbreitung des Evangeliums, für Krankenhäuser, Erziehungs- und Besserungsanstalten, für kirchliche Verwaltungszweige, für die Rettung verarmter, durch Pestübel und Hunger verwüsteter Provinzen, dennoch soviel Zeit fand, um die Commission eines treuherzigen Kleidermachers auf dem Lande zu besorgen, der ihn in einem Briefe gebeten hatte, ihm zu Paris einige Nähnadeln einzukaufen und zuzusenden. Vincenz von Paul verachtete, in Mitten seiner ungeheuren Geschäftsarbeiten, auch diese geringfügige Bitte nicht, denn er mochte wohl der Worte des Herrn gedenken: seyd vollkommen, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. »Hoch erhaben ist er, singet der Psalm, und zu dem Niedrigen ist sein Blick gewendet«, d. h. erhaben, in unbedingtem Seyn und Wesen, ist Gott allein, daher er auch auf jene nur mit Wohl-

gefallen sieht, welche seine Erhabenheit und absolute Wesenheit in Demuth anerkennen, indem sie, Ihm gegenüber, in ihrer ganzen Bedingtheit und Abhängigkeit sich finden, und im Gehorsam der Liebe ihm sich unterwerfen.

Je höher die Sonne am Himmel leuchtet, je näher dem Zenith sie erscheint, desto mächtiger wirken ihr Licht und ihre Wärme, je tiefer gegen den Horizont, desto geringer werden beide. Je höher die absolute Herrlichkeit und Heiligkeit Gottes über unserm geistigen Gesichtskreise heraufsteigt, oder, was dasselbe ist, je demüthiger wir, als bedingte Wesen, in unserm wahren Verhältnisse zu Gott uns erkennen, desto mächtiger wird in uns das Licht des Glaubens, die Lebenswärme der Liebe; und wir blicken zu unserm Vater im Himmel als zu der ewigen, geistigen Sonne empor, die Alles siehet, alles ordnet, Allen Licht und Wohlfahrt spendet.

Wollen aber gleich Gewölken und Nebeln Zweifel sich erheben, diesen heitern und trostvollen Glauben zu umdunkeln, weil etwan Jammer und Trübsal überall auf Erden heimisch sind, und bald mit Sturmesgewalt, bald wieder mit trägem unheimlichem Schleichen ihre Herrschaft geltend machen, ohne daß die göttliche Hilfe eben, wie im Wunder, sich allenthalben rasch ins Mittel legt? Siehe, eben deßhalb rufen wir ja: Unser Vater, der

du bist im Himmel, erlöse uns von dem Uebel! Im Himmel bist du, wir aber auf Erden; in deinem ewigen Seyn bist du, wir aber in der Zeit und im Werden; in absoluter Seligkeit bist du, wir aber im Stande des Schwankens, des Wählens, der Prüfung: und zu wem anders rufen wir, die wir auf Erden sind, als zu dir, der du bist im Himmel?

Ja in allen Drangsalen, Gefahren und Schmerzen dieses vielgestaltigen Lebens und Strebens wenden wir uns zu unserm Vater im Himmel, und sagen: Nichts von allem, was geschieht, geschieht ohne dein Wissen, ohne deine Anordnung, ohne deine Zulassung oder Lenkung und Zurechtführung, weil du unser Vater bist, und weil du im Himmel bist. Weil du im Himmel bist, nicht in der Welt, nicht in der Natur, sondern außer und über ihr, bist du Herr der Natur-, der Geister- und der Menschenwelt, und ordnest Alle in ihre Schranken, die sie nicht überschreiten können. Weil du ein Vater bist, erzeigest du dich als ein Freund und Retter derjenigen, die du erschaffen hast, damit sie sich und dich erkennen und finden, und bist ihr Freund und Retter auch damals, wenn du mit Leiden sie heimsuchst, um sie in's wahre Bewußtseyn zu führen und zu läutern.

Denn wozu endlich die irdischen Leiden alle? Damit wir mit jenem treulosen Sohne im Evangelium

zur Erkenntniß gelangen und rufen: ich will aufstehn, und zu meinem Vater gehen und bekennen: Vater, ich habe gefrevelt in den Himmel und vor Dir. »In den Himmel und vor Dir,« denn du bist im Himmel, und du selbst bist der Himmel, herrlich und wunderbar bist du in deiner eigenen Klarheit und Unendlichkeit, aber auch gekannt und verklärt und gepriesen in den erschaffenen Himmeln, nämlich in den glorreichen Engeln und seligen Geistern. »Wer aber (wie Hiob seufzte), wer aber gibt mir, daß ich dich erkenne, dich finde, bis zu deinem Throne gelange? Welch' eine unermeßliche Kluft zwischen Erde und Himmel, welch' ein unbegreifliches Mysterium in der Setzung und Erschaffung des Geschöpfs, aus dem unerschaffenen ewigen Gedanken in das zeitlich-räumliche Daseyn, d. h. in die Wirklichkeit? welch' ein unendlicher Weg des Geschöpfes zum Schöpfer?

Allein dieser Schöpfer ist auch Vater zugleich, und die Geschöpfe, die er mit Intelligenz begabt, seine Kinder. Und wenn es etwa auf Erden sich ereignete, daß ein armer verwahrloster Knabe seines geliebten Vaters ansichtig würde, der von adelichen und glänzenden Herren umgeben, als ein herrlicher König auf dem Throne säße, und er das Herz nicht fassen könnte, in die Nähe zu treten, oder vollends, um zu seinem Vater zu gelangen, die Stufen des Thrones hinan zu steigen, würde er da nicht, in

tiefer Betrübniß, im Gefühle seiner Armuth und Verlassenheit, bitterlich zu weinen anfangen? Der Vater aber wird seine Thränen gewahren, er wird den Weinenden ins Auge fassen, sein Vaterherz wird bewegt werden; er wird selber vom Throne herabsteigen, und dem armen Kinde entgegen, um es zu trösten, und zu sich herauf zu führen. Aehnlich ist das Verhältniß einer verirrten, zu Gott zurück kehrenden, suchenden Seele, und der erbarmenden, himmlischen Vaterliebe, ausgesprochen in jenen Worten des Sehers: »Also redet der Herr: der Himmel ist mein Thron, die Erde der Schemel meiner Füße; auf wen aber werde ich schauen, als auf den Armen, der eines zerknirschten Herzens ist, und der meine Worte fürchtet?« Darum eben rufen wir: Unser Vater, der du bist im Himmel, hocherhaben bist du, und wohnest im unzugänglichen Lichte, und wir wußten keinen Weg zu dir, du aber hast den Weg zu uns; herzu komme dein Reich; dein Himmel steige herab auf Erden, deine Klarheit in unsere Herzen! —

## V.

# Geheiliget werde dein Name.

Wenn wir ein Land bewohnten oder durchwanderten, in welchem irgend eine barbarische, rohe und pöbelhafte Mundart herrscht, die auch unserer Uebung sich aufdringt, obgleich sie uns mißfällt, und wenn uns dabei mit aller Sicherheit bewußt wäre, daß wir über kurz oder lange in andere Regionen versetzt werden sollen, wo unsere rechte Heimath ist, die uns Ehre und Glückseligkeit verbürgt, wo jedoch keine andere als eine gebildete, reine und edle Sprache geredet wird, so würden wir allerdings uns bemühen, diese Sprache, die einzige, die wir einst brauchen können, und ohne welche wir dort keinen Einlaß finden, uns eigen zu machen. Nun wohnen und wandern wir in der irdischen Welt, die zwar unsere erste Heimath, aber eine nicht wenig verwilderte Heimath ist, und die Sprache, die da geredet wird, ist irdisch, unklar, oft auch eigensüchtig, unlauter und ohne Wahrheit, so daß sie ihr trübes Element verräth; denn, wie Johannes Baptista sprach: wer von der Erde ist, ist von der Erde, und redet von der Erde. Unsere künftige und rechte

Heimath aber, sey es, daß wir dorthin erhoben werden, oder die Erde selbst dereinst zu einem Himmel verkläret wird, soll der Himmel seyn, und die Sprache, die wir dort zu reden haben, eine himmlische; wo aber sollen wir diese Sprache lernen, wenn nicht hienieden schon? und wie sollen wir aufgenommen werden zu Bürgern des himmlischen Reiches, so wir die Grundzüge dieser geistig menschlichen Sprache nicht schon mitbringen?

Und deßhalb (wie der heilige Dominicus zeigt) hat der Herr diese himmlische Sprache uns zu üben gelehrt, da wir die erste der sieben Bitten aussprechen: »geheiliget werde dein Name.« In dieser Bitte nämlich flehen wir um die Sprache der Engel, die in der Lobpreisung und Verherrlichung Gottes besteht, wie dieß im Einleitungsgebete zum Canon der Messe (in der Präfation) ausgesprochen wird: »Würdig und gerecht, billig und heilsam ist es, Dir allezeit und überall zu danken, heiligster Herr, allmächtiger Vater, den die Engel und Erzengel preisen, die Cherubim auch und die Seraphim; mit welchen du auch unseren Stimmen den Eingang gewähren mögest, damit wir einhellig rufen: heilig ist der Herr, der Gott der Heerscharen, Himmel und Erde sind seiner Herrlichkeit voll.«

Aber scheinet nicht etwas ganz anderes in dem Lobspruche zu liegen: heilig ist der Herr, und wieder etwas anderes in dem Wunsche: geheiliget werde

sein Name? Da Gott absolut heilig ist, wie bitten wir, daß sein Name geheiligt werde? Was bedeutet demnach diese, in ihrem Ausdrucke so erhabene Bitte, und warum gehet sie allen übrigen voran?

Wir wollen für's erste sehen, wie man sich ehedem darüber zu verständigen bemühte. Und zwar, so hieß es, nachdem wir im Eingange zu dem himmlischen Vater uns gewendet, und seinen heiligen Namen angerufen haben, sprechen wir sofort den höchsten Zweck aus, auf welchen alle übrigen Bitten gerichtet sind. Denn wozu und zu welchem Ende bitten wir Ihn, daß sein Reich komme, daß sein Wille geschehe, daß er unser tägliches Brot uns spende, etwa rein um unsrer eigenen Wohlfahrt willen? Keinesweges; denn dieß wäre allzu wenig, und der göttlichen Liebe unwürdig; vielmehr haben unsre Bitten die Glückseligkeit und Herrlichkeit Gottes zum Ziele, denn also sey es guten Kindern geziemend, daß es ihnen weniger um ihre eigene, als um ihres Vaters Wohlfahrt zu thun ist.

Und in der That, Gott lieben lediglich um Gottes willen, und, abgesehen von unsrem eigenen Wohle, Gott dem Herrn den Besitz der höchsten und vollendeten Seligkeit wünschen, das sieht einem sehr erhabenen Gedanken ähnlich. Allein, bei näherm Lichte besehen, heißt dieß nicht beinahe soviel als f ü r Gott bitten? Wir beten wohl für uns und unsre Nächsten, können wir auch zu Gott für

Gott um Hilfe flehen? Und abgesehen von diesem innern Widerspruche, ist Gottes Seligkeit nicht ohnehin ewig und vollendet?

Die Antwort, die man darauf gab, bestand ungefähr in Folgendem. Es sey gewiß, und außer allem Zweifel, daß die Seligkeit Gottes in sich selber, oder in ihrem Wesen keiner Ab- und Zunahme fähig sey; äußerlich aber, oder außerhalb seines Wesens könne er allerdings etwas annehmen und empfangen, und dieß sey einzig nur jene Ehre, die er um so gerechter von den Geschöpfen erwartet und fordert, als er dieselben rein um seiner Ehre willen erschaffen hat. Denn so heißt es z. B. beim Propheten: »ein Jeglicher, der meinen Namen anruft, zu meiner Ehre habe ich ihn erschaffen.« (Isai 53.) Man suchte diesen Satz, um ihn (wo möglich) klar zu machen, durch seltsame Gleichnisse zu erläutern. Gleichwie ein Baumeister oder Bildner, sagte man, seine Werke nicht für sich, sondern für den Nutzen und die Freude Anderer zu Stande bringt, für sich selber aber von diesen Arbeiten vorzugsweise nur Einen Lohn sucht, nämlich die Ehre, so ungefähr habe Gott die Werke seiner Schöpfung zum Wohle und Vergnügen der organisch und geistig lebenden Geschöpfe geordnet, für sich aber, als letzten Zweck seiner Schöpfung und aller seiner Wohlthaten, seine eigene Glorie gesetzet. Denn würde man im Gegentheile annehmen, der Hauptzweck, für welchen er

die Geschöpfe ins Daseyn gerufen, sey die Seligkeit dieser letzteren, so müßte man zugestehen, daß, weil nicht alle selig werden, dieser Zweck gar oft vereitelt werde. Da nun Gottes letzter Zweck nicht vereitelt werden könne, so müsse derselbe rein in seiner Ehre gesucht werden, die allezeit sich erhält und bleibet, es sey nun, daß die Geschöpfe selig werden oder nicht, denn in diesem letztern Falle wird doch immer Gottes Gerechtigkeit verherrlicht. Wenn wir also bitten: geheiliget werde dein Name, so sey damit unser flehentlicher Wunsch bezeichnet, daß Gott von allen seinen vernünftigen Geschöpfen diejenige Ehre und Huldigung empfange, die ihm gebührt, und die, als solche, ein äußerliches Gut und Besitzthum Gottes ist.

Wohin führt aber, strenge genommen, diese ziemlich unklare Erklärung? Es ist schon gar manchem Reisenden das Unglück widerfahren, daß er ganz bequem und zuversichtlich in seinen Wagen sich setzte, um weiter zu reisen, aber statt vorwärts rückwärts kam, weil sein Wagenlenker oder er selbst in Nacht und Nebel eine verkehrte Richtung genommen haben. Eben so kann und wird es uns ergehen, wenn wir auf dem Wege der Verständigung der ersten Bitte, wie wir ihn bisher gezeichnet, allzu getrost und sicher vorwärts wandern. Denn auf diesem Wege, wo manch ein Nebel uneigentlicher Ausdrücke und dialectischer Mißverständnisse uns umhüllet, werden

wir endlich zu einem ganz andern Ziele uns verirren, als wir uns ausersehen.

Denn wenn die Huldigung und Ehre, welche das Geschöpf dem Schöpfer zu geben und zu erweisen vermag, für den Schöpfer ein, zwar nicht wesentlich inneres, doch aber äußeres Gut ist, und welches er nothwendig, als eine Art von Tribut für sich verlangen muß, weil er eben um dieser Ehre willen die Geschöpfe hervorgebracht hat, so ist im Gegensatze die Versagung und Nichterstattung dieser Ehre für ihn ein äußeres (accidentales) Uebel, welches er nothwendig als solches hassen und strafen muß. Versagen wir Ihm demnach dieß äußere Gut, das wir ihm zu entrichten verpflichtet sind, so entsteht durch diese unsere Unehrbarkeit und Vernachläßigung für Ihn eine Art von Nachtheil, Entziehung oder Beleidigung, und er wird, an seinen äußeren unwesentlichen Gütern um das ärmer, was wir Ihm vorenthalten.

Je mehr aber diese trüben Ansichten und Halbgedanken in ihrer gleich anfänglich schiefen Richtung mit Consequenz verfolgt werden, desto mehr unheimliches und düsteres Wesen wird in die Gottesverehrung sich einfinden. Wie ganz anders hingegen wird in den Psalmen von Gott gesprochen! „Bewahre mich, o Herr, heißt es im 15. Psalme: denn auf dich habe ich gehoffet; ich sprach zu dem Herrn: mein Gott bist du, weil du meiner Güter nicht

bedarfst!“ — d. h. auf dich hoffe ich, dich bete ich an, dich preise ich als meinen Gott, weil ich, meinerseits, gänzlich von dir bedingt bin und von dir abhange, du aber weder meiner selbst, noch meiner Güter bedarfst, denn herrlich und selig bist du in Dir selbst, und kein Geschöpf vermag dir, es sey innen oder außen, etwas zu nehmen oder zu geben! Wie schön lehret das Buch der Weisheit gleich in den Worten des Eingangs: „urtheilt von Gott in der Güte, und suchet ihn in der Einfalt des Herzens!“ — und wie tief erkannten dieß jene dalmatischen Bischöfe, die bei Gelegenheit der Kirchenversammlung von Chalcedon an den Kaiser Leo schrieben: Die ganze Vollkommenheit des christkatholischen Glaubens ist in dieser Lehre gegründet: urtheilt von Gott in der Güte, d. h. in der Wahrheit, und wie es der göttlichen Würde geziemt, und suchet ihn in der Einfalt des Herzens! — Denket von Gott in der Güte, denn, so fragt Bernardus, was ist Gott anders als der allmächtige Wille, die unveränderliche Weisheit, die höchste Seligkeit, die huldreichste Kraft? Lobsinget dem Herrn, jubeln die Psalmen, denn er ist gut, ewiglich währet seine Barmherzigkeit! Ja da man Christum mit dem Namen des guten Meisters ehrte, lehnte er dieß Lob von sich, das ihm nicht als dem Gottmenschen, sondern als einem bloßen Menschen beigemessen wurde; „was nennest du mich gut? sprach er; Niemand

ist (wesentlich) gut, als Gott allein!" Und, wie Gregor von Nanzianz sagte, "die Güte selbst ist Niemand anders als Gott."

Was ist aber wesentliche, wahrhafte, reine Güte? Wohlwollende Liebe ohne alle Beimischung von Eigennutz. Wenn wir nun mit der Ansicht uns behelfen wollen: Gott habe zwar allerdings die Menschen erschaffen, um sie zu beseligen, sein Hauptzweck aber sey die Ehre, die er als ein äußerliches Gut (ad extus) von ihnen empfange und verlange, so sind wir in Gefahr, auf zweifache Weise von der heiligen Wahrheit abzuirren.

Fürs erste nämlich fassen wir einen falschen Begriff von Gottes seliger Allmacht, und setzen ihn in eine Art von Abhängigkeit von den Geschöpfen, in deren freiem Willen es steht, ihm jenen Tribut zu entrichten oder zu versagen; denn hat er zwar volle Macht, sie für solche Vorenthaltung zu strafen, so ist ihm das sogenannte äußere Gut der Verehrung von Seiten solcher ungehorsamen Geschöpfe dennoch entzogen.

Zweitens machen wir uns einen eben so falschen Begriff von der göttlichen Liebe, indem wir einen höchst menschlichen Beisatz (wo nicht Motiv) von Eigennutz (Interesse) einmengen, wodurch sie ihre Reinheit verliert. Und was folget dann ferner daraus? Eine sehr zahlreiche Partei, die dem christlichen Glauben abgesagt hat, dennoch aber, trotz die-

ser Geistesverfinsterung, natürlichen Scharfsinn genug besitzt, um aus gewissen nicht kirchlichen, sondern menschlichen Schulmeinungen das Gehaltlose und Verkehrte heraus zu finden, nimmt sich ganz unberufen der Ehre Gottes an, und obwohl ihre Anhänger weder die Dreieinigkeit, noch das Werk der Erlösung, noch im rechten Sinne die Gottheit Christi glauben, stimmen sie dennoch, mit frommem Enthusiasmus, die Bitte an: geheiliget werde dein Name, obwohl freilich auf ihre eigenthümliche Weise. Denn so declamiren sie: bedarf wohl Gott unserer Kniebeugungen, unserer andächtigen Gebräuche? wird er beleidigt, aufgereizt, oder erfreuet und beglückt, je nachdem wir diese Reverenzen versäumen oder abstatten? heißt dieß wohl den Namen Gottes heiligen, wenn wir meinen, so etwas verursache ihm Leid oder Freude? oder heißt dieß die Würde, Schönheit und unendliche Liebe Gottes anerkennen, wenn man glaubt und behauptet, daß er des einzigen Adams Schuld allen Menschen zurechne, oder daß er ein augenblicklich Vergehen des gebrechlichen, seinen Trieben gehorchenden Menschen mit ewigem Höllenfeuer strafe? Wahrlich, rufen sie, das ist ein empörender Frevel gegen Gott, das heißt vielmehr die göttliche Ehre mit Füßen treten, und den Namen Gottes sowohl als die Würde unserer göttlichen Vernunft entheiligen!

In einer alten Chronik auf das Jahr 1580, von

Gabriel Wieser oder Prateolus, ist folgende Geschichte zu lesen. Zwei wackere Zechbrüder traten mit einander in eine Schenkstube, und nachdem sie bei vollen Humpen Platz genommen, und bereits allerhand wüste Gesundheiten oder Toasts mit vielem Gelächter ausgebracht hatten, hob der eine den Pokal in die Höhe, und fragte: wem soll ich's jetzt zubringen? Dummer Mensch, sagte sein Spießgefährte: trinke es Gott zu; du wirst wohl hören, was er dir antworten wird! Da fragte der Andere: von welchem Gewächse soll ich Ihm's dann bringen? vom alten oder vom neuen? Der Gefährte erwiederte: wie du willst. Wohlan denn, rief der Wüstling: so will ich ihm diese Gesundheit mit heurigem Weine ausbringen, denn ob er gleich verzweifelt schlecht ist, ihm ist er dennoch gut genug. Und er erhob den vollen Becher und sprach: Auf deine Gesundheit, Herr Gott, gib Bescheid! es sollte mich wundern, wenn er dir mundete: hättest du dieses Jahr einen bessern erschaffen, so solltest du auch einen bessern getrunken haben. So weit brachte er seine Rede, und was geschah darauf? Dieß ist bei Gabriel Prateolus nachzulesen. Er erzählt unter Andern, daß der Zecher, am ganzen Körper erstarrend, regungslos und wie versteinert stehen geblieben, der Zechbruder aber in großer Angst davon gerannt sey.

Und was will man sagen und bemerken von die-

ser Historie? Unsre lieben Alten, und zwar Männer von jeglicher Bildungsstufe, Opinion und Confession, glaubten selbe ohne mindesten Zweifel; die Neuen aber werden dem Gabriel Prateolus so unbedenklich nicht Glauben beimessen, und wenn sie seinen Bericht noch gelten lassen, werden sie den verwunderlichen, hier nicht mitgetheilten Ausgang der Sache theils physiologischen Ursachen, theils dem Aberglauben zuschreiben; überdieß werden sie noch entrüstet sich zeigen und rufen: was erzählt man uns Gebildeten solche Historien! Und warum darf man dergleichen nimmer erzählen? Weil es den herrschenden Ansichten nicht zusagt, welchen zu Folge man mit so armseligen Lästerungen Gott weder erzürnen, noch gleich einem verdrießlichen Manne, zur rächenden Strafe aufreizen kann; Gott ist ja über allen menschlichen Unfug und Wahnwitz erhaben, er ist die Weisheit und Liebe! —

In welchem Jammer schwebet wohl ein Mensch, der, dahingerissen von schäumenden, alles verheerenden Fluthen, an einen Balken oder einer Eisscholle sich anklammert, keinen Augenblick sicher, ob nicht dieses letzte Schutzmittel zertrümmert werden wird! Auf einer Eisscholle mitten in den Fluthen, ohne zu wissen, wo aus wo ein, stehet auch der schwankende, von Zweifeln bestürmte Menschengeist; ist zwar sein leibliches Leben dabei nicht gefährdet, um so größer ist doch die Gefahr seines geistigen Le-

bens oder Heiles, das auf die heilige Wahrheit, also auf den Glauben sich gründen muß. Und welch' eine Gefahr ist dieß? Daß die beiden, einander entgegen gesetzten Ansichten und Meinungen über die wichtigsten Angelegenheiten unsres Lebens uns irre machen, und jeden festen Standpunkt uns zu entreißen drohen. Denn die eine Partei ruft: gib Gott die Ehre, die du ihm schuldig bist, sonst muß er dich strafen; die andre hingegen: gib Gott die Ehre, und bekenne, daß er deine Verehrung nicht braucht, sonst bist du kein denkender Mensch, sondern ein gedankenloser Finsterling! Zittre vor Gott, rufen jene, und lebe stets in Angst und Furcht, denn überaus heilig ist er und furchtbar in seiner Gerechtigkeit; davon gibt Zeugniß die Hölle! Sey kein Thor, rufen die Andern: wirf die bangen Sorgen und Scrupel hinter dich, werde deines Lebens froh, und genieße, was sich dir darbeut, denn du hast einen barmherzigen und heiligen Vater im Himmel, der Niemanden verdammet; weißt du nicht, was der deutsche Dichter predigt: »allen Sündern soll vergeben, und die Hölle nicht mehr seyn«? —

Da stehen wir denn zwischen zwei Lehrmeinungen in der Klemme, die beide hart auf uns herandringen, jede mit der ungestümen Forderung, uns ihr hinzugeben. Welche von beiden ist wohl die rechte? Keine. Fürchte alle beide nicht, o Christ,

sondern setze dich auf den rettenden Nachen des Gebets, rufe mit dem Psalme: »Bewahre mich, o Gott, in der rechten Bahn des Glaubens und der Einsicht, denn auf dich habe ich gehoffet; ich sprach zu dir: mein Gott bist du, weil du meiner Güter nicht bedarfst!« Wahrlich, dieses weil enthält das ganze Geheimniß, und räumet alle Verwirrung aus dem Wege, die aus schiefen Voraussetzungen entstanden ist.

Denn wenn, vor allem andern, die Frage wiederholt wird: hat Gott die Welt, d. h. die Geistes-, Natur- und Menschenwelt, zu seiner Ehre erschaffen? so wird die Antwort: gewiß und wahrhaft! auf allen Blättern der heiligen Schrift sich bestätigen. »Ich bin der Herr; ich werde meine Glorie einem andern nicht geben! Ein Jeglicher, der meinen Namen anruft: zu meiner Glorie habe ich ihn geschaffen und gebildet!« Das heißt: die Ehre des Seyns und Wesens aus sich selbst gebühret Gott allein; jedes geistige Geschöpf, in seiner Bedingtheit, ist darauf angewiesen, seinen Schöpfer zu erkennen, und mit Ehrfurcht seinem Willen sich unterzuordnen. Allein die neue und eigentliche Frage, die daraus hervorgeht, ist diese: was die Glorie Gottes eigentlich sey, und worin sie bestehe? und die Beantwortung dieser Frage ist es eben, die durch alle Wirbel und Nebel uns in heiteres und festes Land hinausführt.

Die Glorie Gottes ist der leuchtende Schimmer, d. h. die Offenbarung der Heiligkeit Gottes, die Heiligkeit Gottes aber (wie Thomas von Aquin und alle Väter lehren) ist die Reinheit seiner Liebe. Die Art und Weise wiederum, wie diese Reinheit seiner Liebe, oder seine Heiligkeit, sich offenbart, ist zweifach. Denn die erste Offenbarung ist eine rein innere (immanente) nämlich die ewige Liebe des Vaters und Sohnes im heiligen Geiste; die andre, oder die äußere Offenbarung der göttlichen Liebe, geschah ursprünglich durch die Schöpfung, und noch in größerer Fülle durch die Erlösung. Von beiden redete Christus vor Vollendung dieses Werkes: »ich habe dich verkläret auf Erden, und nun, o Vater, verkläre auch du mich bei dir selber mit jener Klarheit, die ich, ehe die Welt war, bei dir hatte!«

Es ist aber die göttliche, in sich selber klare und selige Liebe aus sich herausgegangen, hat dieß Weltall, und in selbem freie, ihrer selbst bewußte Wesen gesetzet, gewiß auch deßhalb, um sich selber ihnen zu offenbaren, ihr eigenes Leben und ihre Seligkeit ihnen mitzutheilen, sobald sie dieser Mittheilung durch eigene Wahl sich fähig gemacht hätten. Damals aber erst erkennen wir die Heiligkeit Gottes, oder die Reinheit seiner Liebe, sobald wir einsehen, daß Gott weder durch die Schöpfung der Welt und ihrer Einzelwesen, noch dadurch etwas an seiner Seligkeit gewinnen könne, daß die Geschöpfe mit Liebe

und Ehrfurcht sich Ihm zuwenden, so wie er andrerseits nichts verliert, wenn sie, in ihrer Willensfreiheit, von Ihm sich abwenden. „Wenn du gesündigt hast (sprach Eliu zu Hiob), was wirst du dem Herrn damit schaden? und wenn dein Frevel vielfältig geworden, was wirst du damit gegen ihn ausrichten? wiederum, wenn du gerecht handelst, was wirst du ihm dadurch schenken, und was wird er aus deiner Hand empfangen?« (Job. 35.)

So sollen wir demnach erkennen, daß unsre Liebe zu Gott zwar eine Uebung unsrer Freiheit, doch aber unsrem Wohle unumgänglich vonnöthen sey, indem wir in Gott und mit Gott uns selbst und Alles gewinnen, ohne Ihn alles verlieren; da hingegen Gott an uns und mit uns weder gewinnt noch verliert, also ganz rein uns liebet. Diese Erkenntniß aber, die wir von der Heiligkeit Gottes, d. h. von der gänzlichen Reinheit seiner Liebe zum Geschöpfe fassen, ist eben die Ehre Gottes; und um die durchgreifende Herrschaft dieser Erkenntniß flehen wir, da wir beten: geheiliget werde dein Name, das heißt: dankbar anerkannt, verstanden, gelobt und verherrlicht von allen denkenden Geschöpfen werde deine wunderbare, reine, unerreichbare Liebe, die Vollkommenheit und Reinheit deines Willens: Alle an deinem Leben und deinen ewigen Gütern Theil nehmen zu lassen; damit du als leuchtende Sonne über alle geistigen Wesen aufgehest, und sie hinwiederum

zu dir sich aufschließen, in Dir allein ihr Ziel und ihre Seligkeit erkennen, und ihre Unseligkeit und Finsterniß, wenn sie von dir sich abwenden!

Wem ist jener Mythus der Alten von dem Jüngling Narcissus unbekannt, von welchem eine Blume den Namen trägt? In seine eigene Schönheit sich vergaffend, hieß es, habe er so weit über den Spiegel einer Quelle sich herüber geneigt, daß er hineinstürzte, und in dem Spiegel sein Grab fand. Was hat dieser Narcissus gethan? Er hat sich verduzt. Er wollte sein Ich anschauen, er verliebte und verlor sich in dieses Ich, das für ihn niemals ein wahres Du werden konnte. Unser Geist, wie wir bereits bedacht, ist unfähig, durch Verdopplung seiner selbst zum Gegenstande seiner eigenen Anschauung sich zu machen, und hiemit sein zweites Ich zu seyn, sondern ist auf jenes göttliche Ich angewiesen, welches als wahres Du ihm gegenüber steht. Dem Narcissus ähnlich ist daher jeder, der in seinem eigenen oder in sonst einem erschaffenen Ich Ruhe und Seligkeit finden will, er versinkt in den Abgrund seiner eigenen Armuth. Und darum heißt es: wer seine Seele liebt, wird sie verlieren. Wendet das Geschöpf sein ganzes Streben rein auf sich selbst, so wird es auch in sich selber erstarren, denn nur im unbedingten göttlichen Seyn, in der Vereinigung mit Gott, kann es seine selige Vollendung finden, und damit es sie



Staatliche
Bibliothek
Bamberg

finde, ja damit es eines solchen Zieles fähig sey, ward ihm eben die Freiheit des Willens gegeben.

Und welch eine Gabe ist diese? welch ein Geschenk von unermeßlichem Werthe? Sie gibt Zeugniß von der Reinheit der göttlichen Liebe. Denn indem Gott seinem Geschöpfe diese Freiheit verliehen, hat er gewisser Maßen seiner selbst sich entäußert, er verzichtet in Ansehung dieses Geschöpfes auf seine Allmacht, indem er ihm die freie Wahl des Strebens und Handelns überließ, die jeden Zwang ausschließt. Diese Freiheit aber, die zum Wesen des geistigen Geschöpfes gehört, weil eben die Freiheit und die Vernunft es als ein solches offenbar machen, hebt Gott nicht auf, weil er sonst, im Widerspruche mit sich selbst, das Wesen des Geschöpfes tilgen müßte. Wenn nun das Geschöpf, in freier Wahl, eine selbstische (egoistische) Richtung nimmt, und von Gott sich entfernt, so wird es unselig werden, ohne jedoch Gott deßhalb lästern zu dürfen; denn da Gott allein die Fülle des Seyns und der Seligkeit ist, so kann Gott selber es nicht ändern, daß die Trennung von ihm in trostloses Elend ausschlägt. Und so wird demnach von der göttlichen Liebe die Gerechtigkeit nicht ausgeschlossen, ja diese Gerechtigkeit Gottes selbst (wie es in der Folge sich zeigen wird) ist das Siegel der Heiligkeit seiner Liebe, sowie auch die Schuld, welche in der Sünde liegt, nur allein aus dieser Erkenntniß anschaulich wird. Und darum

Staatliche Bibliothek Bamberg

lehrt auch die Schrift: »der Herr der Heerscharen wird erhöhet werden im Gerichte, der heilige Gott wird geheiligt werden in der Gerechtigkeit«, das heißt: auch in seinen strengen Gerichten, auch in den furchtbaren Machterweisungen seiner strafenden Gerechtigkeit wird dennoch nur die Heiligkeit Gottes, die Reinheit seines liebenden Willens erkannt werden.

Ist es aber diese Offenbarung der Gerechtigkeit, die wir im Sinne haben, da wir bitten: geheiliget werde dein Name? Nicht eigentlich diese, denn vielmehr flehen wir um die Mittheilung der göttlichen Gnade, Liebe und Klarheit an alle Menschen. Ist dieß aber nicht schon der Inhalt der folgenden Bitte: herzu komme dein Reich? Allerdings. Worin besteht also eigentlich der Inhalt der ersten Bitte? Daß wir um die Ausbreitung der Erkenntniß der göttlichen Liebe flehen, nicht soviel in Bezug auf die Menschen und ihr geistiges Wohl (denn dahin richtet sich die folgende Bitte), als vielmehr aus Liebe zu Gott selbst, aus dem Eifer einer reinen Liebe, in soweit das Geschöpf sie gegen den Schöpfer zu hegen und zu üben vermag.

Vielleicht läßt sich dieß an geringfügigen Beispielen deutlicher machen, insofern, in Ansehung eines so hohen Gegenstandes, jedes irdische Gleichnißbild nur geringfügig seyn kann. Wenn etwa ein

Reisender in den Einöden von Südamerika oder Afrika einen wunderherrlichen Baum entdeckt, dessen weitherrschende Krone mit leuchtenden und duftenden Blumen pranget, so wird er sich zwar gestehen müssen, daß dieser Baum, es sey eine Magnolie oder Eugenie, seine herrliche Schönheit behält, ob nun ein vernünftiger Mensch ihn sieht, und unter seinem Schatten ruhet, oder nicht; nichts destoweniger wird er sehnlich wünschen, daß ein solcher Anblick auch anderen Menschen zu Theil werde. So geschieht es mit allem, was uns höchlich ergetzt oder zur Bewunderung hinreißt; wir wünschen Allen, die uns lieb sind, die Theilnahme an derselben Anschauung und Freude; und eben so verhält sich's auch mit jenen Menschen, die wir wegen ihrer geistigen Vorzüge lieben und ehren; je größer die Zahl derjenigen, die solche Verdienste zu würdigen wissen, desto mehr wird uns dieß vergnügen. Und in welch' hohem Maße gilt erst dieses, wenn, in geistiger Verkehrtheit, der Gegenstand unsrer Bewunderung und Liebe unser eigenes theures Selbst ist!

Wenn wir aber mit einiger Lebendigkeit erkannt haben, daß Gott allein die wesentliche Herrlichkeit, Schönheit und Güte sey, so werden wir, in unmittelbarer Folge dieser Erkenntniß, sehnlichst wünschen, daß er von allen vernünftigen Geschöpfen geliebt, gesucht, erkannt und gepriesen werde, und dieß zwar

vor allem aus Liebe zu Ihm, und aus Freude an Ihm. In diesem Liebeseifer werden wir dann einander wechselseitig zum Lobe Gottes ermuntern, ja wir werden alle Geschöpfe ohne Ausnahme dazu auffordern, wie der begeisterte Sänger es thut im 148. Psalme. Er rufet zuerst die Himmel auf, die Engel und die himmlischen Geister, dann das Firmament, die Sonne und Gestirne; er steigt herab zu den Elementen, Meteoren und gefiederten Bewohnern der Luft, dann herunter zur Erde, ihren Bergen, Abgründen, Bäumen und Thieren; und richtet seine Rede dann wieder zu den geistigen Bewohnern der Erde, zu Königen und Fürsten, zu Jünglingen, Jungfrauen und Greisen, daß sie den hocherhabenen Namen des Herrn loben; und nachdem er somit von den Engeln zu den Naturgeschöpfen, und von diesen zu den Menschen sich gewendet, und folglich alle drei Reiche des Geistes-, Natur- und Menschenlebens, in ungemein tiefgedachter Ordnung durchwandert hat, schließet er, bei den geistigen Geschöpfen verweilend, mit der allgemeinen Aufforderung: »ein jeglicher Geist lobpreise den Herrn« (Ps. 150), d. h. dahin verwende er sein Leben und Streben, daß der Name Gottes geheiligt werde, wie im Himmel also auch auf Erden.

Einen ähnlichen Gang nimmt auch jener Hymnus der drei Jünglinge zu Babylon. »Alle ihr

Werke des Herrn, (so beginnt, die gesammte Schöpfungswelt aufrufend, ihr Gesang) lobpreiset den Herrn, lobet und erhebet ihn ewiglich!« Er wendet sich dann zu den Geschöpfen der geistigen Welt: »ihr Engel des Herrn, preiset den Herrn, ihr Himmel alle, preiset den Herrn!« Er geht dann über zu den Gebilden des Naturlebens im Großen und im Kleinen, in den physischen und organischen Lebensentfaltungen, und von diesen wiederum zu jenen aus Geistes- und Naturleben bestehenden Wesen, welche die Fülle und Gesammtheit der Schöpfung darstellen, und die er in wundersamer Rangleiter ordnet; denn er fordert zum Lobe Gottes auf die Sonne und die Gestirne, den Regen und den Thau, den Sturmwind und das Feuer, die Wolken und die Blitze, die Erde, die Quellen, die Thiere der Erde, die Söhne der Menschen, die Diener des Herrn, die Seelen der Gerechten, die Heiligen und die eines demüthigen Herzens sind. Die Kirche aber hat diesem Hymnus noch einen Lobspruch beigefügt: »Lasset uns benedeien den Vater und den Sohn und den heiligen Geist, lasset uns ihn loben und erheben ewiglich!«

Denn wahrlich, wie Ambrosius gesagt hat, ein großer Gesang ist dieß, und nichts mächtiger auf Erden als der Lobgesang: »die Ehre sey dem Vater, und dem Sohne und dem heiligen Geiste!« Denn was kann kraftvoller und erhabener seyn im Munde

und Herzen des Menschen, als das freudige Bekenntniß der göttlichen Dreieinigkeit! Was war der Hauptzweck Christi auf seiner irdischen Wanderung? die Heiligung des göttlichen Namens, d. i. die neue und volle Offenbarung der Wesenheit, Wahrheit und Liebe Gottes. Was trieb die Apostel an, daß sie sonder Furcht und Scheu in die Mitte verwilderter Völker sich begaben, wie wehrlose Schafe unter reißende Wölfe? das feurige Verlangen, die Kenntniß von der Liebe des ewigen Vaters und von der Herrlichkeit Christi unter allen Völkern zu verbreiten.

Und diesen sehnlichen Wunsch, daß alle Menschen den dreieinigen Gott erkennen und lieben, und durch ihren Gehorsam ehren, sprechen auch wir aus, so oft wir beten: geheiliget werde dein Name. Wir sprechen ihn allgemein aus, insofern seine Erfüllung von Seite aller Menschen nicht in unsrer Macht steht; wir schließen aber in diese allgemeine Form uns selber ein, Gott bittend, daß sein Name auch durch uns geheiligt werde. Und da dieß letztere theils von der Macht und Gnadenhilfe des Herrn, theils von unsrem eigenen Willen und Wirken abhängt, so ist es freilich klar, daß die genannte Bitte kein leeres Sehnen, kein ohnmächtiger Wunsch, sondern ein ernstes und kräftiges Verlangen seyn soll, begleitet von der Bemühung, die zu ihrer Erfüllung von unserer Seite gefordert wird. Und dahin ge-

hört vor allem die treue, lebendige Erkenntniß und Anbetung der dreieinigen Gottheit. Denn dieses Bekenntniß erhebt den Menschen schon zu einem übernatürlichen Stande, kann auch ohne Opfer und beharrliche Treue nicht bewahret werden; daher es dem Christen zur Grundlage aller übrigen Verdienste, ja auch zum Motive der Verzeihung und Sühnung gereicht. So wenigstens wird es in dem Gebete ausgedrückt, welches die Kirche für diejenigen darbringt, die, mit dem Tode ringend, bereits an den Pforten der Ewigkeit stehen: »gedenke, o Herr, seiner ehemaligen Frevel nicht, noch der Trunkenheit seiner Sinne, welche die Gluth der bösen Begierde in ihm verursacht hat; denn obgleich er Sünde begangen, so hat er doch den Vater, den Sohn und den heiligen Geist nicht geläugnet, sondern geglaubt!«

Da wird in alten Martyrologien von einer edlen Römerin, Namens Sophia, erzählt, deren drei jungfräuliche Töchter die Namen Fides, Spes und Charitas trugen. Sie litten alle drei, eine nach der andern, starkmüthig für die christliche Wahrheit Qualen und Tod, ihre Mutter aber rief mit Frohlocken: wie selig bin ich, daß ich gewürdigt ward, durch meine drei Töchter die Dreieinigkeit zu verehren! Wird nun diese Erzählung nicht allgemein als geschichtliche Wahrheit angenommen, sondern für eine Art von Parabel angesehen, weil Sophia die Weis-

heit, die Namen ihrer Töchter aber Glaube, Hoffnung und Liebe bedeuten, so behält sie doch im geistigen Verständnisse den gleichen Werth. Denn die göttliche Weisheit, da sie dem Menschen sich mittheilt, gestaltet jene drei himmlischen Tugenden in ihm, in deren lebendiger Uebung alle Gottesverehrung besteht. Der Name Gottes wird geheiligt durch den Glauben, weil dieser über Gottes innere und äußere Offenbarung Kunde gibt; er wird geheiligt durch die Hoffnung, denn diese stützet sich auf Gottes reine Liebe und Güte; er wird geheiligt durch die zu Gott aufstrebende Liebe (Charitas), denn diese bezeuget, daß Gott das Ziel und die Beseligung aller Geschöpfe sey. Aber die Martyrerpalme tragen auch alle drei, weil sie, in ihrer himmlischen Abkunft, auf Erden, in der Heimat des Naturlebens fremd sind, und manch' einen harten Kampf bestehen müssen.

Je treuer aber der Christ in diesem Kampfe sich behauptet, desto mehr auch wird der Name Gottes durch ihn verherrlicht. Welch' einen harten Kampf mußte nicht Hiob, der fürstliche Dulder, bestehen, als Dürftigkeit, Qual und Hohn zum Widerspruch gegen Gott, zur Lästerung ihn stachelten? Aber nachdem die lange Prüfung vorüber gezogen, die Wohlfahrt bei ihm wieder eingekehrt war, da wurden ihm, wie die Schrift erzählt, in der Folgezeit sieben Söhne und drei Töchter geboren. Die Na-

men der Söhne sind, gegen die morgenländische Sitte, nicht angegeben, wohl aber jene der Töchter, die als Wunder der Schönheit gepriesen werden. Und zwar nannte Hiob die erste von den dreien den Tag, die zweite Cassia, was ein Arom oder Gewürz bedeutet, der dritten gab er einen Namen, der das Füllhorn oder das Horn der Amalthea bezeichnet. Diese höchst seltsamen Namen sind von dem großen Seher wohl nicht ohne Ursache gewählt, auch nicht ohne Ursache der Nachwelt aufbewahrt; denn sie deuten auf einen höhern und geistigen Sinn. Der Tag bedeutet den Glauben, weil dieser die Seele erleuchtet; die würzige Cassia die Hoffnung, welche in diesem verweslichen Leibe des Menschen Unsterblichkeit verbürget; das Füllhorn endlich die heilige Liebe oder Charitas, aus welcher die Fülle aller echten Tugenden, aller geistigen Güter hervorgeht. „Die Fülle der Weisheit aber, wie der Syracide lehrt, ist die Gottesfurcht; dem Menschen, der sie bewahrt, wird sie mit Schätzen das Haus erfüllen, mit heiligem Frieden, mit Früchten des Heils.“ Denn diese Anerkennung und Beherzigung der Heiligkeit Gottes, in welcher die Gottesfurcht beruht, enthält schon alles geistig Gute in sich, und wer will, sich oder andern, weiß machen, er heilige den Namen Gottes, wenn er Gottes unendliche Majestät nicht fürchtet?

Denn bedarf zwar Gott, für die Zunahme seiner Beseligung, unsrer Verehrung nicht, so bedürfen wir doch allezeit seiner helfenden, heilenden Gnade. Wir alle haben gesündigt, sagt Paulus, und bedürfen der Glorie Gottes. Und muß zwar die Heiligkeit Gottes, oder die Lauterkeit seines liebenden Willens, allezeit den Sieg gewinnen, ob er nun des Geschöpfes sich erbarme, ob er es verstoße, indem die Schuld nur an diesem letztern liegt, so ist doch darin noch kein Trost für uns, sondern um so entschiedener und reger muß unser Eifer werden, im Angesichte dieser Heiligkeit und Wahrhaftigkeit in jener Ehrfurcht zu wandeln, die zwischen keckem Leichtsinn und knechtischer Angst mitten durch den schmalen Weg führt. »Die ihr den Herrn fürchtet, glaubet ihm, und euer Lohn wird nicht verloren gehen. Die ihr den Herrn fürchtet, hoffet auf ihn, und seine Barmherzigkeit wird euch zur Freude gereichen. Die ihr den Herrn fürchtet, liebet ihn, und eure Herzen werden erleuchtet werden!« Denn wie äußert sich und was wirket diese kindliche Ehrfurcht? »Die den Herrn fürchten, sind nicht ungläubig seinen Worten, die ihn lieben, werden seinen Weg bewahren. Die den Herrn fürchten, werden ihre Herzen ihm vorbereiten, und vor seinem Angesichte ihre Seelen heiligen. Die den Herrn fürchten, werden seine Gebote halten, und Geduld bewahren,

bis zu seiner Heimsuchung.« (Eccli. 2.) „Denn gerecht ist er in allen seinen Wegen, und heilig in allen seinen Werken. Nah' ist der Herr Allen, die ihn anrufen, allen, die ihn anrufen in Wahrheit. Das Lob des Herrn soll mein Mund verkünden; und Alles was lebet, preise seinen heiligen Namen!" (Ps. 144.)

## VI.

# Herzu komme dein Reich.

Wenn bei den Lehrern der christlichen Vorzeit das Gebet einer goldenen Kette verglichen wird, die vom Himmel zur Erde herabreicht, um die Menschen von irdischen Dingen zu himmlischen zu erheben, so ist dieses Sinnbild nirgends treffender, als in seiner besondern Anwendung auf das Gebet des Herrn. Von himmlischer Höhe beginnt dieß Gebet: Unser Vater, der du bist im Himmel; — zur tiefsten Tiefe reicht es herab: erlöse uns von dem Uebel; — seine sieben Bitten aber, in ihrer organischen Aneinanderreihung, sind sieben Ringen einer Kette vergleichbar, von welchen je einer aus dem andern hervorgeht, einer in den andern sich einfügt.

Der höchste oder oberste dieser Ringe ist die erste Bitte: »geheiliget werde dein Name.« Aber durch welche große Anstalt wird, vor allem und über alles, dieser erhabene Zweck erreicht, dieser Wunsch verwirklicht? Dieß spricht die zweite Bitte aus: herzu komme dein Reich, oder, nach üblicher Weise: »zukomme uns dein Reich.« Dieses Reich Gottes hingegen, wieso feiert es seine Ankunft und Gründung,

wodurch gewinnt es die Herrschaft auf Erden? Dadurch, daß Gottes Wille des Menschen inneres Gesetz wird, dem er williglich gehorcht. Und dieß bezeichnet die dritte Bitte: „dein Wille geschehe, gleichwie im Himmel, also auch auf Erden.“ Welche Mittel und Hilfleistungen sind es nun, die uns fähig machen, im irdischen Leben den göttlichen Willen zu vollziehen? Die Spendung jener natürlichen und geistigen Gaben, die den Menschen, in seinem gegenwärtigen Daseyn, kräftigen und nähren, und zwar den ganzen Menschen in leiblich geistiger Wesenheit. Und in dieser Beziehung reihet sogleich die vierte Bitte sich an: „unser tägliches Brot gib uns heute.“ Allein da diese Ernährung und Stärkung des ganzen Menschen ohne Heilung jenes Siechthums nicht zu Stande kommen kann, welches, als geistige Verschuldung und Todesschlummer der Seele, jedes Wachsthum und Gedeihen hindert, so flehen wir deßhalb in der fünften Bitte: »und vergib uns unsre Schulden.« Es gehet aber, selbst aus der Gewährung und Erfüllung dieser Bitte, nothwendig ein neuer und sehnlicher Wunsch hervor, dieser nämlich: daß wir durch göttlichen Schutz gegen jede Gefahr bewahrt und aufrecht gehalten werden, um nicht das bereits Gewährte zu verlieren, und in neue Verschuldung versenkt, dieselbe Bitte wiederholen zu müssen. Darum schließet unmittelbar die neue Bitte sich an: »und führe uns nicht in Versu-

chung.« Was ist aber die nächste Gelegenheit und Veranlassung der vielfältigen Tentationen, die auf uns andringen, und in deren Gewühle wir leben müssen? Zunächst die mannigfachen, theils offenbaren, theils verborgenen Uebel, in der Natur- wie in der Geisteswelt, die zwar ursprünglich aus der (schlecht bestandenen) Versuchung hervorgegangen, aber, einmal entstanden und vervielfältigt, ihrerseits wieder zu eben so vielen Hebeln der Versuchung geworden sind. Und aus dieser Ursache schließen wir mit der Bitte: »erlöse uns von dem Uebel.«

Kehren wir nun auf dieser organischen Kette oder Leiter in aufsteigender Ordnung zurück (was freilich erst damals geschehen kann, wenn die letzten drei Bitten hinlänglich durchdacht und zu klärerm Verständnisse gekommen sind), so haben wir jene erste, höchste und allgemeinste Bitte, die aus den Eingangsworten, also aus der Erkenntniß der göttlichen Dreieinigkeit hervorgeht, bereits betrachtet. „Unser Vater, der du bist im Himmel«, Vater in deiner eigenen Wesenheit, ewig dich selbst denkend, schauend und liebend in deinem eingebornen Sohne durch den heiligen Geist, in dir ruhend, und dir genügend, aber Unser Vater auch, weil du aus reiner Liebe in deiner Machtvollkommenheit uns geschaffen hast, um durch dich selber uns zu beseligen: gib daß die Heiligkeit und Schönheit deines Wesens

und deiner Liebe von allen deinen geistigen Geschöpfen, und insbesondere von allen Menschen erkannt, geliebt und angebetet werde, wie Du allein aller Liebe und Anbetung würdig bist: geheiliget werde dein Name. Lasse also deine Herrlichkeit über uns aufgehen, deine liebreiche Offenbarung in vollem Maße uns leuchten, damit deine Geschöpfe nach dem Maß ihrer Kräfte dich erkennen und lieben, aber durch diese Erkenntniß und gehorsame Liebe auch das Ziel erreichen, das du ihnen gesetzet hast; herzu komme dein Reich und herrsche, wie in den geistigen Himmeln, also auch auf Erden, wie über die himmlischen Geister, also auch über uns irdische Menschen.

Denn dieß zwar ist einem jeglichen Menschen, wessen Glaubens er immer sey, anschaulich genug, daß Gott, als Schöpfer und einziger Urheber der Dinge, über alle Geschöpfe der Geistes- wie der Naturwelt die absolute Herrschaft besitze, und daß seiner Allmacht endlich ein jeder unterworfen sey, er mag es nun wissen und wollen, oder nicht. »Herr, allmächtiger König, heißt es in der Schrift: in deine Macht sind alle Dinge gestellt, und Niemand ist, der deiner Kraft zu widerstehen vermöchte!« (Esth. 13.) Es ist also insbesondere hier die Herrschaft der göttlichen Liebe über jene Geschöpfe gemeint, die er seiner Offenbarung fähig gemacht hat, damit sie mit liebendem Willen ihn suchen und finden möchten, und dieß sind die rein geistigen Wesen sowohl, als hier zunächst die Menschen.

Woran denken wir demnach, und wohin gehet unser Verlangen, da wir zum ewigen Vater flehen, daß sein Reich komme? Wir könnten von seinem Reiche nicht sprechen, sofern es (wenn zwar in keinem so umfassenden und absoluten Sinne), nicht noch andere Reiche gäbe, in deren Gegensatze auch Christus sprach: »mein Reich ist nicht von dieser Welt.« Wie es aber mit diesen Reichen sich verhalte, kann nur aus den Innen- und Außenverhältnissen des Menschen zu Gott, zur Natur, zur Menschengesellschaft klar werden.

Gleichwie es nämlich Jedem bewußt ist, daß der Berg oder Hügel, der im nächsten Gesichtskreise seiner Heimat stehet, immer derselbe sey, ob er nun im Sonnenlichte glänzet, oder von Gewölken verhüllt ist, ob Nebel und Schnee, ob blühende Gesträuche ihn bedecken, so weiß oder erfährt auch Jedermann, daß unser Ich oder Selbst allzeit dasselbe Eine, einfache, unverwüstliche Ich sey, ob fröhlich oder traurig, ob gesund oder krank, ob in Uebermuth oder Kleinmuth, ob im Leben oder im Tode, hier oder jenseits, unselig oder selig. Dieß eine also erkennen wir, daß unser Ich in seiner Innerlichkeit im vollen Gegensatze zu den äußern Dingen stehe, dergestalt, daß, wo alles Aeußere wechselt, kommt, vergehet und schwindet, unser Selbstbewußtseyn immer bleibt. Je jünger und kindischer wir sind, oder, bei vorgerücktem Alter, je sinnli-

cher und eitler, desto tiefer ist diese unsere Ichheit in das Naturleben versenkt, und durch seine unklaren, unfreien Elemente verdunkelt; je älter oder reifer wir werden, je mehr die Plage und die oft bittere Erfahrung zunimmt, und vor allem, je mehr im Gewissen, im Glauben, in der Gnade das Licht der Wahrheit uns erleuchtet, desto klarer wird uns der scharfe Gegensatz zwischen unserm inneren geistigen Seyn und der Erscheinungswelt, der uns belehret, daß nichts in der letztern uns beseligen kann, und daß alles vorüberschwindet, nur das Bewußtseyn nicht, und das Verdienst oder die Verschuldung, so darin gezeichnet ist.

Und so gehet dann das menschliche Ich oder der Geist durch mancherlei Verhältnisse und Außenzustände hindurch, die nur dadurch vermittelt werden, daß er verschiedenen allgemeinen Gesetzen, Kräften und Gewalten ausgesetzt oder dienstbar ist, die ihre Herrschaft oder ihr Reich über ihn, nämlich über seinen Willen, geltend zu machen suchen. Denn indem der Mensch zwei entgegen gesetzten Reichen angehört, von welchen beiden er, nach der Idee seines Schöpfers, die lebendige Einheit darstellt, so hat zwar, nach dieser Idee, also nach ursprünglicher Ordnung, das höhere geistige Element über das niedrigere, bloß zum Zwecke des Geistes geschaffene des Naturlebens herrschen sollen. Allein nachdem der Mensch in dem verhängnißvollen Mo-

mente seiner freithätigen Selbstentscheidung die Höhe seiner geistigen Stellung verlassen, von dem beseligenden Ziele seines Lebens sich abgewendet, und der göttlichen Liebesherrschaft sich entfremdet hat, begann gleichzeitig schon (wie es an seinem Orte * ausführlicher dargestellt werden wird), die Natur dem Geiste gegenüber, und von seinem Vorrechte entfesselt, ihre blinde Macht zu behaupten; und anstatt über das Reich der Natur zu herrschen, erseufzet er nunmehr unter dem Zwange ihrer nothwendigen Gesetze, abhängig von ihren Elementen und Kräften, im steten Kampfe gegen die Feindseligkeiten der äußern oder Gesammtnatur, wie gegen die blinden Triebe seiner eigenen (individuellen) Natur, und daher auch, von Seite seines leiblichen Lebens, der Vergänglichkeit und dem Tode unterworfen.

Da ferner der Mensch, eben weil er nicht ein bloß geistiges, sondern auch ein Naturwesen ist, durch sein Naturleben ein höheres Ganze oder eine Gattung darstellt, aus welcher die Einzelnen von Geschlecht zu Geschlecht hervorgehen oder entwickelt werden, so gehört dadurch jeder Einzelne dem Ganzen, und zunächst einer ihm gleichzeitigen Menschengesellschaft auf Erden an, welche die Menschenwelt,

---

* Besonders in den Erklärungen über die sechste und siebente Bitte.

oder auch geradezu die Welt genannt wird, und in die verschiedenen weltlichen Reiche sich abtheilt, insofern diese Menschengesellschaften unter rechtmäßigen Häuptern, und durch die Beobachtung gemeinsamer Pflichten in sittlicher Ordnung erhalten und geleitet werden.

Ist nun in dieser Beziehung ein jeglicher Mensch, als Weltbürger, einem irdischen Reiche unterthan, so hat doch ein jeder wiederum sein großes, kleines oder winziges Privatreich, in welchem er selber Herr ist, oder seyn möchte, es möge nun in weiten Ländereien, oder in einigen Quadratklaftern, in der Gerechtsame über Städte und Gauen, oder über irgend eine Hütte und Bude bestehen. Wer gefällt sich nicht in diesem seinem Reiche? Wer findet nicht Wohlbehagen an Schalten und Walten, Besitzen und Genießen? Inzwischen fühlt doch jeder, er mag sich's verhehlen oder nicht, wie unhaltbar sein Gebäude sey, und wie locker der Felsen, auf dem es gegründet ist!

Jener berüchtigte Dionysius der Jüngere, der zum Herrscher Siciliens sich aufgeschwungen, hatte eine mächtige Flotte von vier hundert Schiffen und ein überaus großes Kriegsheer ausgerüstet, die Stadt Syracus mit ungeheuren Wällen befestigt, und seine Rivalen gewaltsam aus dem Wege geräumt. Wie hätte er nicht sein Reich für unverwüstlich halten sollen? Allein während er mit einem

Theile seiner Flotte nach Italien sich begeben hatte, zog Dion nach Syracus, um sich der Herrschaft zu bemächtigen. Zwar wurde ein Eilbote an Dionysius abgesendet, allein der Bote hatte in der Ledertasche, worin er die Briefe verwahrt hielt, ein Stück gebratenen Fleisches gelegt, und als er in einem Walde vom Pferde stieg und schlummerte, schlich ein Wolf herzu, der die Tasche fortschleppte. Der Bote wagte nicht, ohne Briefe vor dem Könige zu erscheinen, und so verlor dieser, weil Dion inzwischen Zeit gewann, seine ganze geraubte Herrlichkeit, und sah sich gezwungen, seine übrigen Tage durch das kümmerliche Gewerbe eines Possenreißers zu fristen. Welch ein kleinlicher Umstand war hier mächtig genug, ein so pomphaftes Reich zu zerstören!

Aber auch ungestört, und im ruhigen Besitze, ist kein irdisch Gut geeignet, den Menschen wahrhaft zu beglücken, d. h. sein geistiges Leben mit der Fülle des Friedens und der Freude zu sättigen, die nur im absoluten Seyn und Leben, in Gott, gefunden werden kann. Jener Höfling, der eben in der Nähe stand, da dem Könige Alphonsus von Arragonien eine Summe von einigen tausend Goldstücken gebracht und aufgezählt wurde, konnte seine Lüsternheit nach solcher Glücksfülle nicht verbergen; ach, rief er aus, wenn diese Summe mein wäre, so würde ich selig seyn! Wohlan denn, rief der König: nimm sie hin, und sey selig! Und wer ver-

steht die Ironie dieser Worte nicht, mit welchen er das Geschenk begleitete? So jemand vom Wahne befangen ist, als sey in irdischen Dingen die Glückseligkeit zu finden, so wird er eben schon vom Reiche dieser Welt beherrscht, aber von einem Reiche in dem Sinne, in welchem Christus davon redete: „die Welt hasset mich, und ich die Welt“, denn in diesem Sinne wird unter dem Reiche dieser Welt nichts anderes als die irdische Herrschaft des Irrthums, der Lüge und des Wahnes verstanden, und daher auch als »Fürst dieser Welt« derjenige bezeichnet, welcher der Lügner und Läugner vom Anfang her ist.

Seitdem nämlich der Menschengeist durch freie Abwendung von Gott in Verkehrtheit gerieth, und mit der Natur in Entzweiung fiel, die nun ihren eigenen Gesetzen wieder folgte, hat der Uebermuth des sinnlichen Lebens im Bunde mit der Verblendung und Selbstsucht des Geistes, und mit der List des alten Lügners, den die Sünde zum Fürsten dieser Welt gemacht, jene bösartige Richtung hervorgerufen, welche das Streben des Menschen mehr und mehr von seinem himmlischen Ziele ablenkt, und ihn im Irrthume und sittlichen Verfalle befangen hält. Der Irrthum, in geistiger Verblendung, bildete in den abenteuerlichen Lehren und Mythen des Heidenthums sich aus; der sittliche Verfall hingegen in der Hingabe an das Sinnenleben, und an alle Leidenschaften, die aus der Selbstsucht erwachen.

Denn ließ zwar die göttliche Erbarmung die Menschen nicht gänzlich fallen, sondern redete zu ihnen, das Werk der Erlösung einleitend und vorbereitend, in der Offenbarung der Gewissensstimme; so geriethen sie doch, im Ungehorsam gegen diese Stimme, und von den Naturtrieben fortgerissen, in immer neue Verschuldung, wovon die zunehmende Verfinsterung geistiger Erkenntniß die unausbleibliche Folge war. So verlor allmählich der Geist sein klares Wissen von Sich selbst, als einem von der unfreien Natur wesentlich Verschiedenen; und in eben dem Maße, als sein Geist in der Natur sich verlor, erhob sich diese ihm zur Gottheit, wodurch dann das religiöse und sittliche Leben der Menschen der schauerlichen Nacht der Ab- und Vielgötterei und der falschen Wissenschaft anheim fiel. Auf solche Weise war die heidnische Welt ein Reich der Finsternisse und der Lüge geworden; und der stolze Geist, der zuerst die reine Liebe Gottes verachtet hat, und in unseliger Feindschaft ihr Trotz bietet, konnte im Hohne gegen Gott die verkehrte Menschenwelt als Sein Reich betrachten.

Aus diesem Grunde aber, wie Johannes lehrt, »ist der Sohn Gottes erschienen, damit er die Werke des Satans zerstörte.« So lange der Starke und Gewaffnete das Haus bewachte, war alles darin in seinem Besitze, da aber der Mächtigere über ihn kam, besiegte er ihn, und nahm alle seine Waffen

hinweg. (Luc. 11.) So lange nämlich die alte Schuld auf der Menschheit lag, und daher auch die Strafe der Trennung von Gottes Heiligkeit und Liebe blieb das Menschengeschlecht in den Banden der Sünde, und in verschuldeter Unwissenheit und Sinnenknechtschaft, den Listen des Verführers ausgesetzt, und in seinen eigenen Jammer hineingezogen; als aber, in der Fülle der Zeit, im Zeitpuncte der ärgsten Zerrüttung, derselbe Logos, der bisher in der Stimme des Gewissens sich geoffenbart, als Gottes- und Menschensohn unter den Menschen erschien, und durch seinen freien Gehorsam sowohl die alte Schuld sühnte, als die Wiedervereinigung der Menschheit mit Gott vermittelte, da waren die Waffen des Starken zerbrochen, die Finsterniß wich dem neuen Offenbarungslichte, die Bosheit dem wieder erworbenen Leben der Liebe, und ein neues Reich von unendlicher Macht und Würde ward auf Erden gegründet, welches von seinem Gründer und Gebieter bald das Reich Gottes, bald das Reich der Himmel genannt wird; das Reich Gottes: weil es die erneuerte Liebesherrschaft Gottes über die Menschen bezeichnet; das Reich der Himmel: weil es durch den neuen und himmlischen Adam ihre geistige Wiedergeburt vermittelt.

Gleichwie nun dieses Reich über Geschöpfe herrschen will, die Sichtbares und Unsichtbares, Geist und Natur in sich einigen, so ist es darum auch

sichtbar und unsichtbar, äußerlich und innerlich zugleich. Es ist ein inneres oder verborgenes Reich, insofern es geistig ist, und in dieser Beziehung lehrte Jesus: „das Reich Gottes kommt nicht mit Geräusch und Aufsehen, und man wird nicht sagen: hier ist es oder dort, denn siehe es ist innen, in euch selbst.“ Weil aber, nach der Bedeutung und dem Wesen des Menschen, Geist und Leib nicht so gesondert gedacht werden können, als wären sie die beiden (mechanisch zusammengefügten) Hälften seines Daseyns, so kann das Gottesreich über die Seelen nicht herrschen, ohne auch zugleich in der leiblichen und sichtbaren Natur seine Grundlagen zu bauen, und darum wird es auch von Christo einer Stadt verglichen, die, auf dem Berge erbauet, nicht verborgen bleiben kann.

Ist nämlich der Erlöser als wahrer Mensch in die Menschheit eingetreten, damit er allen Menschen angehöre, und alle ihm, gleichwie auch nur um seinetwillen und durch ihn das ganze Geschlecht bestehet, so ist es nothwendig, daß er für alle Generationen fortwährend in der Menschheit gegenwärtig sey, damit ein jeglicher, der da will, persönlich in sein Verdienst eingehe, und an der Frucht des Erlösungswerkes Antheil gewinne. Und diese beständige wirkliche Gegenwart der erlösenden Menschheit Christi im Menschengeschlechte, und die dadurch vermittelte stete Fortdauer des Erlösungswerkes ist

eben das Reich Gottes auf Erden, oder die Kirche. Die Kirche ist also weder eine bloße Versammlung der Gläubigen, noch ein gewisses, rein unsichtbares, geistiges Band zwischen Gott suchenden, aufrichtigen Menschengemüthern, sondern sie ist der fortwährende lebendige Wechselverkehr zwischen Christo und den Menschen, um sein Verdienst zu allen auszubreiten, und zwar durch eine sichtbare lebendige Anstalt, welche, als ein organisches Ganze, auf Einheit beruht.

Denn da wir Menschen, zum Gegensatze der gefallenen Geister, aus keinem andren Grunde der Erlösung fähig sind, und einen Erlöser haben, als weil wir alle nur Glieder einer einzigen Gattung oder eines höhern Ganzen sind, so muß auch die Kirche, als die fortgeführte Erlösung, aus demselben Grunde in organischer Ordnung sich gestalten, und das fortwährende Mittleramt oder Priesterthum Christi durch irdische Diener und Stellvertreter ins Werk gesetzt werden, die, um ein sichtbares Oberhaupt, wie die Apostel einst um Petrus sich ordnend, die kirchliche Hierarchie darstellen. Nur durch diese göttliche Anordnung ward und bleibt es möglich, das durch Christum den Menschen erworbene Heil wahrhaft und wesentlich Allen, die in freiem Gehorsam es annehmen wollen, zum Eigenthume zu geben.

Zweifach aber ist dieses Heil: denn es bestehet

erstlich in dem Verdienste des Opfertodes Christi, das nicht bloß der Menschheit im Allgemeinen angehören, sondern das Jeder sich aneignen soll, damit vor den Augen des Vaters Christus in jedem Einzelnen, und jeder Einzelne in Christo erscheine, und dieß wird im unblutigen Opfer vermittelt, in welchem Christus täglich, als Eigenthum der Menschheit, dem ewigen Vater sich darbringt und dargebracht wird. Aber nicht dieß Verdienst des Herrn allein, sondern auch die Frucht seines Verdienstes ist der Kirche Eigenthum, nämlich die Mittheilung des göttlichen Geistes zur Wiedervereinigung des Menschen mit Gott. Und auch diese Mittheilung mußte, der organischen Natur des Menschen gemäß, auf sichtbare Weise eingeleitet werden, theils mittelst jener Lenkung der lehrenden Kirche, wodurch sie im steten Besitze der unverfälschten Wahrheiten des Heiles sich erhält, theils in jenen Gaben der Gnade, die allen Bedürfnissen und Epochen des menschlichen Lebens entsprechen, und, unter dem Namen der Sacramente, bestimmt sind, entweder die von Gott Getrennten durch Christum mit Ihm zu einigen, oder die Geeinigten zu stärken und zu schirmen. Und da es nur Eine Menschheit gibt, und folglich nur Einen Christus, und nur Einen Weg des Lebens und Heiles durch Ihn, wie soll es mehr als Eine wahre Kirche geben? und diese Eine Kirche, wie sollte sie anders sich nennen, als die allein se-

ligmachende, da es nur Einen Beseliger gibt, dessen fortgesetzte Sichtbarwerdung und Mittheilung in ihr geschieht? —

Wenn wir demnach die Bitte aussprechen: herzu komme dein Reich, so flehen wir nicht sowohl um die Begründung des Reiches der Gnade, das schon seit achtzehn Jahrhunderten gekommen ist, als um die Ausbreitung desselben über das ganze Menschengeschlecht, in allen Regionen der bewohnten Erde; damit Jesus, wie er der Gattung angehört, auch aller Einzelnen Eigenthum werde, und sein fortgesetztes Erlösungswerk, in der Kirche, zu allen Menschen sich ausdehne. Soll es uns etwa Wunder nehmen, daß das große Gotteswerk so zögernde Fortschritte auf Erden macht, daß so große und weite Gebiete noch in die Finsternisse des Heidenthums gehüllt sind, daß auch der rohe Deismus und Fatalismus des abenteuerlichen Alcorans in solchen Regionen herrscht, wo einst die Kirche in schönster Blüthe stand? Die Auskunft darüber findet sich schon auf dem ersten Blatte der Evangelien: »das Licht scheinet in den Finsternissen, und die Finsternisse haben es nicht begriffen; er kam in sein Eigenthum, und die Seinigen haben ihn nicht aufgenommen!« Den zweiten Aufschluß gibt der Apostel, der große Eroberer im Dienste Christi, der mit rastlosem Eifer, mit einer Aufopferung, die nie genug anzustaunen ist, Asien und Europa durchwanderte, um das Reich

Gottes zu den Menschen zu tragen; denn, so sagt er: »wie werden sie den anrufen, an den sie nicht glauben? und wie sollen sie an ihn glauben, von dem sie nicht gehört haben? wie werden sie aber hören, wenn Niemand ihn verkündet?«

Wir flehen also in der zweiten Bitte, daß der Herr mit dem Geiste seiner Liebe, Geduld und Hingabe neue Verkünder und Träger seines Heiles ausrüste, die gleich den Aposteln der Hindus, Conchinchinesen, der Japonen, der Peruaner und Canadenser in den letzten Jahrhunderten, die Gräuel des Heidenthumes von der Erde verdrängen, und den Sclaven des Irrthums und der Sünde zur Freiheit der Kinder Gottes den Weg bereiten. Und damit unsre Bitte nicht in leeren Worten bestehe, sondern vielmehr eine Anrufung des göttlichen Beistandes und Segens für unsre Bemühungen sey, ist den eifrigeren Katholiken durch Anstalten der neuern Zeit eine nicht minder leichte als erfreuliche Gelegenheit zu thätiger Mitwirkung dargeboten *).

---

*) Nämlich durch den, von Sr. Majestät weiland Kaiser Franz genehmigten, unter das Protektorat des Fürsterzbischofs von Wien gestellten, und unter dem Namen der Leopoldinen-Stiftung bereits in schönem Flore stehenden Verein für die katholischen Missionen in Nordamerika, die bei einer zunehmenden Anzahl von Priestern schöne Fortschritte erwarten lassen; und für deren Förderung auch die kleinsten Beiträge der minder Bemittelten einen grö-

Steht nun freilich, eben auch in neuester Zeit, dem alten abergläubischen Heidenthume im Westen, Süden und Osten das neue oder moderne Heidenthum gegenüber, das mitten in der alten Christenheit sein stolzes Haupt erhebt, und theils auf theoretischem Wege als pantheistische Weisheit, theils auch auf practischem Wege als Abfall von Christo und folglich von der Kirche, als Vergötterung des Sinnenlebens und Losgebundenheit von den höchsten Sittengesetzen auftritt, so muß die Bitte: »herzu komme dein Reich,« allerdings auch für jene große Zahl von Verächtern Christi ausgesprochen werden, die dem Namen nach zur Kirche noch gehören, ohne doch von ihren Lebensquellen ernährt zu werden. Wird es ihnen zwar niemals gelingen, dieß Reich zu zerstören, dem die Verheißung gegeben ist, daß auch die Pforten der Hölle es nicht überwältigen werden, so zerstören sie doch das innere Gottesreich in ihrer Seele, und sind daher der Fürbitte ihrer Brüder gar sehr bedürftig.

Die aber mit treuer Gesinnung in diesem Reiche sich zu erhalten suchen, sehen mit Vertrauen zu dem empor, dessen Vaterschaft es ihnen zusichert. Siehe,

ßern Werth noch haben müssen, als jene zwei Heller, welche die arme Witwe in den Schatzkasten des Tempels warf, und welche der Herr, ihre reine Liebe beachtend, höher anschlug, als die reichen Spenden der Uebrigen insgesammt. —

so lautet der 133. Psalm: »siehe, nun preiset den Herrn, alle ihr Diener des Herrn; die ihr stehet im Hause des Herrn, in den Vorhöfen des Hauses unsres Gottes. In den Nächten erhebet eure Hände zum Herrn, und lobet den Herrn. Es segne euch Gott aus Sion, der Himmel und Erde gemacht hat!« Das Haus Gottes ist die Kirche des lebendigen Gottes, die Säule und Grundfeste der Wahrheit (1. Timoth. 3.). Der Vorhof des Hauses Gottes insbesondere ist die streitende Kirche, als Vorschule und Eingang der triumphirenden im Himmel. Von hier aus, in den Nächten des irdischen Lebens, erheben wir unsre Hände zum Heiligthume, nämlich zum dreieinigen Gotte, und Er, der Himmel und Erde gemacht, und durch die Kirche auch ein Reich der Himmel auf Erden gestiftet hat, segnet die Seinigen aus Sion, d. h. in der Kirche, und durch die Kirche; denn so ward es schon durch den alten Seher verheißen: „aus Sion wird das Gesetz ausgehen, und das Wort des Herrn von Jerusalem.« (Isai. 2.)

## VII.

# Herzu komme dein Reich. Dein Wille geschehe.

Während das Gottesreich auf Erden, als die sichtbare, streitende Kirche, den Lebensverkehr der Menschen mit Gott vermittelt, und die geistig Wiedergebornen mit den Gaben der Gnade stärkt, um die irdische Prüfung zu bestehen, erbauet sich, über die Erde hinaus, das himmlische Gottesreich, wo der Glaube zur Anschauung, die Gnade zur Fülle der Seligkeit wird, und keine Prüfung mehr Eingang findet; bis endlich, über den Schluß der irdischen Zeiten hinaus, das ewige und vollendete Gottesreich begründet wird, in welchem der ganze Mensch, also auch von Seite seines Naturlebens, zur Verklärung und Seligkeit gelangen soll. »Denn bisher noch erseufzen wir in uns, die Erhebung zum Stande der Kinder Gottes erwartend, die Erlösung unseres Leibes.« (Röm. 8.) Auch dieser Reiche der Herrlichkeit gedenken wir also, da wir um die Herankunft seines Reiches zum ewigen Vater flehen, denn »da wir Söhne geworden sind, so sind wir auch Erben.«

Es handelt sich aber gar sehr darum, mit welcher Gesinnung wir diese Bitte aussprechen, und ob sie von aufrichtiger Sehnsucht begleitet werde. Denn offenbar gibt es zwei Classen von Menschen, denen sie nicht von Herzen gehet. Zur ersten gehören jene hartnäckig Irrenden, die in ihrer Verkehrtheit planmäßig sich behaupten, zur andern die Unvollkommenen, die, obgleich dem göttlichen Gesetze nicht untreu, doch mit zu großer Vorliebe dem irdischen Leben zugewandt bleiben. Können die ersteren je nach der Ankunft des Gottesreichs Verlangen tragen? Die Bitte: dein Reich komme, würde in ihrem Munde eine furchtbare Bedeutung gewinnen: „deine Gerechtigkeit, so würde sie lauten, komme über uns, deine unwandelbare Heiligkeit und Wahrheit offenbare sich uns, deine strafende Allmacht erfasse uns, und verweise uns dorthin, wo wir die Freiheit, dein göttlich Geschenk, nicht mehr mißbrauchen können!« Aber auch die Unvollkommenen und Lauen, die allzusehr an irdischem Besitz und Vergnügen hangen, wie sollten sie ernstlich bitten: dein Reich komme, wenn sie die Todespforte, die dorthin führt, nur mit Abscheu betrachten, und wenn sie, soviel an ihnen ist, herzlich gern manche Jahrhunderte hindurch auf Erden verweilen möchten?

Es wird von einem reichen Manne in Belgien erzählt, daß er, als die Aerzte ihn aufgaben, in

seinen Lustgärten sich umher tragen ließ, wo er mit thränenden Augen die schönen Anlagen betrachtete, und im Ausbruche des Mißmuths dieß thörichte Hieb- und Stoßgebet empor schickte: »warum soll ich von hier scheiden? niemals habe ich von dir den Himmel verlangt, warum gönnest du mir diese Erde nicht?« Wie weit entfernt war der Trostlose von dem Verständnisse der zweiten Bitte? Allein die göttliche Liebe, die uns in so gefahrvollem Wahne nicht lassen will, und die eben deßhalb als eine strenge Liebe sich erweiset, hat allenthalben dafür gesorgt, daß wir der Wahrheit die Augen öffnen; und die Natur wie die Welt (als das Erscheinungsleben der Menschheit) zeigen dem Menschengeiste sich in solcher Vergänglichkeit und Verwesung, daß es auch dem Leichtsinnigen unmöglich wird, diesen Wechsel und Unbestand nicht einzusehen.

In den Geschichtsbüchern des fünfzehnten Jahrhunderts wird einer Fürstinn erwähnt, die alle Anlagen besaß, im Reiche dieser Welt zu glänzen, und dennoch freiwillig auf diese Ansprüche verzichtete. Johanna von Portugal, Tochter des Königs Alphonsus, ward ein Wunder der Schönheit genannt, man konnte sie aber auch die Verzweiflung der Maler betiteln, denn so viele ihrer nach Lissabon gesendet wurden, um ein Bildniß von ihr zu bringen, so betheuerten sie doch sämmtlich, daß keine Kunst solche

Anmuth nachzubilden vermöge. Es wird sogar erzählt, daß König Ludwig der Eilfte, ein Mann, dessen abenteuerliche Frömmigkeit berüchtigt genug ist, beim Anblicke ihres Bildnisses (das doch dem Urbilde so weit nachstand), sich auf die Knie warf, und ganz schwärmerisch Gott gedankt habe, der ihn gewürdigt hätte, auf Erden einen solchen Abglanz himmlischer Schönheit zu sehen. Wenn also je eine Prinzessin auf Erden auf alle Herrlichkeiten der Welt gerechten Anspruch hatte, war es nicht Johanna? Allein in ihrer Seele lag ein tiefer und wehmüthiger Ernst, der aller Hoch- und Breitfahrt des Lebens nicht achtete, und der für ein Vorgefühl eines andern Ausgangs der Dinge gehalten werden durfte. Umsonst bewarben sich der Dauphin von Frankreich (nachher Carl VIII.) und Maximilian, Sohn des Kaisers Friedrich, um ihre Hand; sie lehnte beide Anträge von sich ab. Kaum aber hatte Carl VIII. den Thron bestiegen, als er schon eine Gesandtschaft nach Lissabon schickte, durch welche er nicht bloß seine Bitte erneuerte, sondern ihr auch durch ernste Drohungen einer feindseligen Stellung Gewicht gab. König Johann von Portugal, gegen seine Schwester entrüstet, bestürmte sie, die Bitte zu gewähren; Johanna aber bat sich Bedenkzeit aus, verweilte einige Stunden im Gebete, und erklärte dann ihrem Bruder, daß sie bereit wäre, dem Könige ihre Hand zu reichen, wenn er in die-

sem Augenblicke noch lebte. Nicht ohne Grund ward jener von dieser Rede befremdet, denn nach wenigen Tagen schon erfuhr man den Tod des jugendlichen Königs. Es war nicht lange nachher, als Richard III. von England in gleicher Absicht eine Gesandtschaft abfertigte. Wiederum bat Johanna um Bedenkzeit, zog sich einige Tage zurück, betete und weinte viel, dann aber trat sie mit großer Ruhe zu ihrem Bruder, und sprach: ich bin jede Stunde bereit, nach England zu schiffen, wenn derjenige, dem ich verlobt bin, noch am Leben ist. Sollte er aber bereits hinüber gegangen seyn, so erweise mir diese einzige Huld, daß du zu keiner Verbindung mehr mich zwingest, denn du siehest wohl selbst, daß es der Himmel nicht will. Der König, über die Ruhe und Festigkeit ihres Benehmens staunend, glaubte beinahe schon im Voraus, was allerdings im Verlaufe der Woche ihm, in feierlicher Trauerbotschaft, gemeldet ward.

Was nunmehr folget, scheint aus dem Gange dieser Geschichte schon von selbst sich zu ergeben: das Wunder der Schönheit, die christliche Turandot zog sich in ein Kloster zurück. Es folget aber etwas anderes noch, das, obgleich nicht unerhört, doch seltsam genug lautet, um nicht füglicher im Styl der Ballade erzählt zu werden. Die Prinzessin hatte im Klosterhofe mit eigener Hand ein Gärtchen angelegt, in welches sie Orangen, Granatbäumchen,

Rosen und Liliengewächse pflanzte. Sie welkte aber selber frühzeitig dahin, und als man ihre Leiche, dem Gärtlein vorüber durch den Hof trug, verwelkten und verdorrten sofort alle diese Bäume und Blumen, und erholten sich nimmer wieder. Denn, wie der Seher rief: »alles Fleisch ist Gras, und seine Herrlichkeit gleich der Blume des Feldes; das Gras ist verdorrt und die Blume ist abgefallen, das Wort des Herrn aber bleibet ewiglich.« Dieser große Gedanke hatte des Herzens jener Fürstin sich bemeistert, die nur zu einem kurzen Blüthenleben auf Erden berufen war, sie dachte mit dem Psalmsänger: „was soll ich suchen im Himmel, oder was will ich von dir auf Erden? Mein Fleisch und mein Herz sind verschmachtet, du aber bist der Gott meines Herzens, mein Antheil bist du in Ewigkeit. Denn siehe, die von dir sich entfernen, werden zu Grunde gehen, verderben werden Alle, die deiner Liebe treulos sind!“ (Ps. 72.)

Es läßt sich zwar gegen diese, dem Welt- und Lebenslustigen etwas trüben Gedanken, manches einwenden. Denn, so möchte man fragen: der Mensch, der gänzlich Gott sich schenken, ausschließlich ihn suchen, und gleichsam überirdisch leben kann, wo ist derselbe? Die Antwort aber lautet unbedenklich: überall ist er zu finden, und Jeglicher ist es. Denn findet zwar jeder sich in gewissen zwingenden Verhältnissen, Verbindungen, Verflechtungen, Geschäf-

ten, Sorgen, Arbeiten und Betrübnissen; so stehet doch jeder eben in Einem Hauptverhältnisse, nämlich dem geschöpflichen und kindlichen Verhältnisse zu Gott, seinem Schöpfer und Vater; jeder in einem überaus erhabenen Verbande mit dem Gottmenschen, seinem Erlöser, mittelst und in der Kirche; jeder beauftragt mit einem Geschäfte, das allen übrigen vorangeht, nämlich für seine geistige Wohlfahrt; jeder belastet mit Einer wesentlichen Sorge: ob er es in diesem Geschäfte an Eifer und Treue nicht fehlen lasse.

Setzen wir uns nun, in recht lebhafter Vergegenwärtigung, auf irgend eine äußerste Spitze von Gefahr, Verlassenheit und Noth; stellen wir uns einen Wandrer vor, der, zwischen Gletschern und Alpengipfeln irrend (wie jener edle deutsche Fürst einst) endlich an den Rand eines schroffen grausen Felsenabsturzes sich verstiegen hat, wo er nun angstvoll und hilflos an das Gestein sich klammert, bang erwartend, bis er, von Hunger entkräftet, hinabstürzen werde in den unabsehlichen Abgrund; — denken wir uns einen Menschen, der von dem Schwalle der Gewässer und vom Krachen des Eises aus dem Schlummer aufschreckt, und mit seiner Hütte fortgerissen, auf einigen Gebälken noch, oder auf einem Baume, mühsam sich festhält, wie er nun von Frost und Nässe durchschauert, starrend vor Angst, in die gräßliche Mondnacht hinausblickt, und

die Eisblöcke mehr und mehr sich heranwälzen, und höher stets die Gewässer steigen, also daß er in jedem Momente das Grab der Fluthen sich eröffnen sieht, — was wird, was soll jetzt sein letzter und einziger Gedanke seyn? „Herr, allmächtiger Gott, Unerforschlicher und Wunderbarer, das Reich dieser Welt geht für mich zu Ende, nahe herzu ist das Deine gekommen, gedenke, o Herr, der Widersprüche und Frevel nicht, die ich gegen deine Wahrheit, Heiligkeit und Liebe begangen, erbarme dich deines Geschöpfes, das du erlöset hast!“

Wahrlich, wie selig der Gefahrumdrängte, in welchem das Licht dieses Gedankens aufschimmert, und dreimal seliger noch, wenn er das Zeugniß eines guten Gewissens in sich trägt! Wer aber dieß hohe Zeugniß nicht bewahrt, wo soll er, im Umschwunge von Sicherheit zur Gefahr, vom Traume des Sinnenlebens zum Ernst des Erwachens, um Hilfe sich umsehen? Ein König von Pohlen, Sigismund der Zweite, ward scherzweise der König aus dem Morgenlande genannt, weil er gewohnt war, die wichtigsten Geschäfte stets auf den morgigen Tag zu verschieben, daher er auch selten etwas Tüchtiges zu Stande brachte. Wer aber gelernt hat, sein Reich, seinen Besitz, sein Streben nicht gänzlich in dieser Welt zu suchen, wird vor solcher Versäumniß sich hüten, und alles daran setzen, um an dem Reiche, das keinem Wechsel un-

terliegt, seinen Antheil zu bewahren, oder wieder zu gewinnen.

Bei allem dem ist uns, wie Augustinus bemerkt, zu beten vorgeschrieben: herzu komme dein Reich, nicht aber: lasse in dein Reich uns kommen, weil wir, auch bei entschiedener Unlust am irdischen, und großer Sehnsucht zum künftigen Leben, dennoch warten und harren müssen, bis daß es herankomme. Denn insofern mit dem Reiche Gottes das selige Leben bezeichnet wird, zu welchem wir nur durch die Todespforte gelangen, so lehren uns die Gleichnisse von den weisen und thörichten Jungfrauen, und von den Knechten, die ihren Herrn erwarten in der Nacht, daß wir von der Vorsehung auf Wachsamkeit und beharrliche Ausdauer angewiesen sind, bis die unbekannte Stunde komme. Auch kann uns die Sehnsucht nach dem Tode deßhalb nicht zur Pflicht gemacht werden, weil der Tod eine Strafe der Sünde ist, welcher das ganze Geschlecht sich verschuldet hat. Ist hingegen von jenem ewigen Gottesreiche die Rede, welches mit der Auferstehung beginnet, so feiert dasselbe wahrhaft seine Ankunft zu den Menschen, insofern diese, im verklärten Leibe, auch eine neue oder verklärte Erde bewohnen werden. (Offenb. 21.)

Handelt es sich endlich um das Gottesreich auf Erden, insofern es in uns selber gegründet werden soll, so verwirklicht sich dieses nicht sowohl

durch unsren Eingang ins Gottesreich, als durch die Ankunft desselben zu uns, gleichwie die Worte es bezeichnen: »thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbei gekommen.“ Es feiert aber seine Ankunft und Begründung in unsrer Seele, dadurch, daß Gott in uns und über uns die volle Herrschaft zu führen beginnt, und wir sie ihm einräumen, da wir seinem liebreichen Willen zwanglos und liebend gehorchen.

Wollen wir demnach die Bitte aussprechen: herzu komme dein Reich, welcher Hauptbedingung müssen wir gedenken, die darin schon enthalten liegt? Dieß hat Christus gezeigt, da er lehrte: „nicht jeder, der da rufet: Herr, Herr, wird eingehen in das Himmelreich: nicht jeder, der vom Reiche und der Herrschaft Gottes redet, hat dadurch schon Theil an diesem Reiche, sondern wer den Willen meines Vaters erfüllet.« Und deßhalb folget auf die Bitte: herzu komme dein Reich, nothwendig und unmittelbar die dritte: dein Wille geschehe.

Denn zwar könnte sich, bei oberflächlicher Betrachtung, die Frage erheben, wozu es wohl dieser Bitte bedürfe? »Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht; er befahl, und alles war erschaffen“ — was hat des Menschen Wort: es geschehe, bei der göttlichen Allmacht zu thun? Der Wille Gottes kann nicht anders als allmächtig seyn; die Natur und die Elemente sind ihm unterthan; sein Wille

ist schon That; Feuer, Hagel, Schnee und Sturmwind erfüllen sein Geheiß (Ps. 148), und wenn alle Welten ihm gehorchen, warum sollte er nicht Macht haben, die Herzen der Menschen unwiderstehlich zu lenken, damit sie dasselbe wollen, was er will, und nach den Geboten seiner Weisheit handeln?

Aber der Widerspruch, der in dieser Frage liegt, kommt zu Tage, so wie wir über uns selbst, über das erschaffene Ich, im Klaren sind. Dieses Ich, oder unser persönliches Seyn und Leben ist einerseits natürlich oder leiblich und unfrei, andererseits geistig und folglich frei. Das leibliche Leben in uns ist den Naturgesetzen unterthan, und darum ist Gott der absolute Herr darüber, wie über die gesammte Natur. Der Geist aber ist nicht, gleich dem Leibe, bedingt durch das Naturleben und die natürliche Fortpflanzung, auch nicht, wie manche widersinnige Systeme lehren, ein Funke aus dem Lichtmeere Gottes, ein Ausfluß (Emanation) aus Gott, sondern unmittelbar von Gott erschaffen, und daher als freies Wesen mit der Würde und dem Vorrechte der Freiheit seinem Schöpfer und Herrn gegenüber gestellt, so daß er aus freier Wahl dem Willen des letztern entsprechen oder auch widersprechen kann. Wahrhaft eine unermeßliche und unschätzbare Gabe! Als man dem Diogenes, einem Manne, der als ein Verächter aller menschlichen Herrlichkeiten verherrlicht seyn wollte, die Frage setzte: was jedem

Sterblichen ohne Ausnahme das Liebste und Süßeste sey? rief er aus seinem Fasse hervor: die Freiheit! Und wenn man diese Antwort im rechten, nämlich im geistigen Sinne nimmt, was läßt sich wohl Triftigeres sagen? Durch den freien Willen eben bin ich, was ich bin, ein Ich. Und besitze ich dieses persönliche Seyn zwar ursprünglich durch Gott, und bin nicht der Schöpfer meines Seyns, so bin ich doch der Mitschöpfer meines Daseyns, in der Art und Weise, wie ich aus freier Wahl mich entschließe und wende: ja, wie jener große Lehrer sprach: „der ohne mich (eben weil ich nicht war) mich erschaffen hat, vermag nicht ohne mich, d. h. ohne mein freies Mitwirken mich zu beseligen.“

Welch ein hohes Geheimniß ist das? Besitze ich einen freien Willen auf Kosten der Schöpfermacht? Ist mir von der göttlichen Allmacht eine Kraft verliehen, welche dieser Allmacht selber Gränzen setzt? So ist es, in einer gewissen Beziehung nach außen, allerdings. Indem Gott die freien Wesen, Geister und Menschen schuf, hat er, in Ansehung der unbedingten Herrschaft über sie, seiner Macht sich entäußert, seiner Machtvollkommenheit gleichsam sich begeben, und dieß zwar in der Heiligkeit seines Willens, in der Reinheit seiner Liebe, um ihnen jene Fülle seiner wesentlichen Seligkeit aufzuschließen, an welcher sie ohne Aehnlichkeit mit Ihm, d. h. ohne Selbstbewußtseyn und Freiheit keinen Antheil haben

könnten. Diese Freiheit demnach, das Höchste und Edelste in mir, und ein ganz göttliches Geschenk, kann ich nach dem Zwecke, den Gott mir gesetzt, zur Vollendung und Beseligung meines Daseyns anwenden, indem ich den göttlichen Willen erfülle; es stehet aber auch bei mir, sie zu meinem Verderben anzuwenden, indem ich, durch Widerspruch gegen Gott, seiner Liebe mich entfremde, und dann zwar ewig fortdaure, aber in einem Daseyn der Lüge, des Elendes, das überaus armselig, erbärmlich und nichtig ist, ohne doch vernichtet zu werden. »Friede dem Willen, sagt Augustinus, wenn er gut ist, wehe dem Willen, wenn er böse ist; er mag aber übrigens gut oder böse seyn, immer bleibt er ein Wille.«

Was ist also der böse Wille? Eine unselige, sich selbst verderbende Freiheit. Der böse Wille, wie S. Antonius von Padua sich ausdrückt, ist ein böser Baum, dessen Wurzel die Begierlichkeit ist, der Stamm die Hartnäckigkeit, die Aeste die verkehrten Werke, das Laub die lügenhaften und eitlen Reden, die Frucht der ewige Tod,« d. h. ein ewiges Leben in ewiger Trennung von Gott, ein ewiges Daseyn ohne Licht und Liebe, ein ewiges Streben und Ringen ohne Erfüllung. Dieser Baum hat im Paradiese selbst, im ursprünglichen, schuldlosen und glückseligen Stande der Menschen Wurzel geschlagen, er hat seine Aeste immer weiter verbreitet, er ist

zum Kreuzesbaume geworden, an welchem der Wiederhersteller des guten Willens den sühnenden Tod erduldet.

Denn worin liegt die Ursache aller Verkehrtheit des Willens? In einer groben, selbstverschuldeten Täuschung. Der göttliche Wille ist das absolute Gesetz, der menschliche Wille soll sich ihm beugen. Aber seiner Freiheit sich bewußt, will er diese Freiheit behaupten, und meint dieß gerade durch den Ungehorsam zu bewirken. Allein der Ungehorsam führt unvermeidlich zur Trennung von Gott, und daher zum ohnmächtigen Jammerzustande der steten Lüge, dahingegen der Gehorsam zur Einigung mit Gott, und folglich zum rechten Ziele der Freiheit führt.

Sowie aber der Mensch dem göttlichen Willen den Trotz des Ungehorsams entgegensetzte, entfremdete er sich nicht bloß der Vaterliebe Gottes, sondern verfiel auch in die Knechtschaft der Natur, über welche er bloß durch Treue gegen das göttliche Gesetz die geistige Herrschaft behaupten konnte. Aus doppeltem Grunde also veränderte sich das Verhältniß Gottes zu ihm, das nicht mehr als das Verhältniß eines Vaters zu seinen Kindern, sondern als dasjenige eines gebietenden Herrn zu seinen rebellischen Knechten sich gestaltete. Darum auch lag in dem Gehorsam des neuen und himmlischen Menschen so viel, der in Knechtsgestalt die Knechte zu erlösen kam: »Ich bin vom Himmel herab gestie-

gen, nicht um meinen Willen zu thun, sondern meines Vaters, der mich gesendet hat; — im Anfang des Buches ist von mir geschrieben, daß ich, o Herr, deinen Willen thun werde; ich habe deine Gerechtigkeit verkündet in der großen Kirche, deine Wahrheit und dein Heil habe ich ausgesprochen!« (Ps. 39.) Den göttlichen Willen, der nur im Imperativ des Gewissens und Gesetzes zu den knechtischen Menschen sprach, hat er als heiliges Gesetz der Liebe aufs neue offenbart; er hat auch die Gnade oder die himmlische Kraft gebracht, um diesem Gesetze nachzukommen; er hat zugleich in der Heiligkeit seines Wandels, und in der gänzlichen Unterwerfung seines menschlichen Willens in alle Fügungen Gottes, mit lebendigem Beispiel uns vorgeleuchtet.

Indem er uns also zu bitten vorschrieb: dein Wille geschehe, hat er damit sowohl jenen Willen gemeint, der durch eine dreifache Offenbarung im Gewissen, im Gesetze und in der Kirche uns als göttliche Vorschrift bekannt gegeben ist, als auch die verborgenen Rathschlüsse oder Fügungen Gottes, die erst dann sich offenbaren, wenn sie in die Wirklichkeit treten. Im vollen Verständnisse lautet daher jene Bitte: dein Wille, o Vater, geschehe in uns (durch uns) und an uns. In uns oder durch uns, indem wir den geoffenbarten göttlichen Willen im göttlichen Gesetze, dem wir allerdings durch Un-

gehorsam widerstehen können, in freiem Gehorsam erfüllen. An uns, insofern der göttliche Wille in solchen Fügungen sich kund gibt, denen wir nicht widerstehen, wohl aber rebellisch widersprechen können. „Gedenket, so heißt es beim Seher der früheren Jahrhunderte, daß ich allein Gott bin, und Niemand mir gleich! vom Anfange her verkünde ich das Letzte, und mein Beschluß wird stehen, und all mein Wille wird geschehen!" (Isai. 46.) Auch diesem Willen sollen wir durch friedliche Unterwerfung uns gleichförmig machen.

Insofern wir also jenes göttlichen Willens eingedenk sind, der als Gesetz uns geoffenbaret ist, flehen wir in der dritten Bitte um den Beistand der Gnade, die unsern Willen erleuchte und stärke, um das Gottgefällige auf rechte Weise zu thun. Und an dieser Weise des Gebetes sind die Psalmen reich. „Lenke, o Herr, meine Wege, deine gerechten Gebote zu bewahren — lenke meine Schritte nach deinem Worte, damit keine Ungerechtigkeit mich beherrsche — verleihe mir Einsicht, daß ich deine Gebote verstehe — lehre mich deinen Willen thun, weil du mein Gott bist." So schrieb auch Paulus an eine seiner Christengemeinden: „ich bete täglich für euch, damit ihr erfüllet werdet mit der Kenntniß des Willens Gottes, in aller Weisheit des Geistes, und würdig wandelt in seinem Wohlgefallen, fruchtbringend in guten Werken." (Coloss. 1.) Inwiefern wir

aber auch jenen göttlichen Willen ins Auge fassen, der in den Fügungen seiner Vorsehung sich offenbart, sehen wir auf das Vorbild Jesu, der zu seinem ewigen Vater flehte: „nicht wie Ich will, sondern wie du," und der dasselbe Wie uns beherzigen lehrte, da er uns zu bitten vorschrieb: dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden. —

In ehrwürdigen Urkunden der Vorzeit wird erzählt, daß Epictet, ein Priester der orientalischen Kirche, welchen Latronianus, Herzog der Almiridier, des Christenthums wegen in den Kerker geworfen hatte, mit dem Laien Astion, seinem Leidensgefährten, eine besondere Verabredung traf. Wenn wir morgen, sprach er, zum Verhöre gerufen werden, so lasse uns nichts anderes antworten, als: wir sind Christen, dieß ist unser Name, Herkunft und Vaterland! Will aber Gott, daß wir mit Qualen heimgesucht werden, so sey unsre Rede diese: dein Wille, o Herr, geschehe. Sie hielten diesen Vorsatz treu; auf alle unnützen Fragen erwiederten sie: Christen sind wir, Christum beten wir an, die Götzen verabscheuen wir; mitten in den Martern aber riefen sie, so oft man eine neue Qual erfand: Dein Wille, o Herr, geschehe in uns. Unbesiegt wurden sie endlich in den Kerker zurück geführt; Vigilantius aber, der als Gerichtsbeisitzer zugegen gewesen, konnte die Worte, die er von ihnen gehört, nicht aus dem Gedächtnisse tilgen;

immer wiederholten sie sich in seiner Erinnerung, ja sie kamen fast unwillkürlich über seine Lippen: »Christen sind wir, der Wille Gottes geschehe in uns!« Ob er sie nun für magische Worte ansah, durch welche (wie die Heiden zu glauben pflegten) alle Kraft der Marter gebrochen oder getilgt würde, oder ob eine höhere Einsicht ihm geworden war, öffentlich trat er am vierten Tage vor Latronianus hin und sprach: Ein Christ bin ich, der Wille Gottes geschehe in uns. Man warf ihn in den Kerker zu Astion und Epictet, der ihn unterrichtete und taufte; nach dreißig Tagen wurden alle drei zum Tode geführt; dem sie mit dem Freudengesange entgegen zogen: Lobet den Namen des Herrn, weil sein Wille in uns vollkommen geschehen ist! — Liegt wohl wirklich eine göttliche Kraft in jenen Worten, so daß ihre Wiederholung und Beherzigung einen Verfolger der Christen zu einem Martyrer umschuf? Allerdings, wer kann es läugnen? sind sie göttlichen Ursprungs, und wer ihre Kraft erfahren will, darf sie nur oft und ernstlich genug wiederholen, um sie lebendig in sein Herz zu prägen; gleichwie es im 39. Psalme heißt: „Mein Gott, ich will, und dein Gesetz ist in Mitten meines Herzens;« deinem Willen verlange ich zu gehorchen, dein Wille soll meines Willens Gesetz und Richtschnur seyn.

## VIII.

# Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

Wenn wir die Ausdrücke vergleichen, in welchen die drei ersten Bitten des Vater Unsers abgefasset sind, so finden wir in denselben durchgehends die nämliche, allgemeine, unpersönliche Form. Warum wohl sollen wir diese Bitten nicht mit größerer Bestimmtheit aussprechen dürfen: heilige deinen Namen in uns, lasse dein Reich kommen zu uns, bethätige und erfülle deinen Willen in uns? Oder, auf noch andere Weise: wir wollen deinen Namen heiligen, wir werden in dein Reich eingehen, wir sind bereit deinen Willen zu erfüllen? Die Ursache ist klar genug. — Denn würden jene Bitten in der ersten Form gestellt, so hätte es den Anschein, als meinten und verlangten wir, daß Gott allein, ohne unsere Mitwirkung, alles dieß vollbringe; in der zweiten Form hingegen würden sie einen höchst anmaßenden Ton gewinnen, als lebten wir des kühnen Vertrauens, so hohe Zwecke durch eigene Kraft, und ohne Hilfe von oben durchzusetzen. Wir haben jedoch eingesehen, wie Gott zwar einzig der Schö-

pfer des Menschen, doch aber dieser als ein Mitschöpfer seines entschiedenen und fertigen Daseyns zu betrachten ist: indem zwar alles Seyn oder Wesen und jegliches Gute von Gott kommt, doch aber so, daß Gott in uns, als freien Geschöpfen, ohne unser Mitwollen und Mitwirken nichts Gutes wirket; und indem wir andrerseits, um das wahrhaft Gute zu erreichen, unsren Willen und Eifer daran setzen müssen, doch aber so, daß diese Bemühungen ohne göttliche Gnadenhilfe fruchtlos und unzulänglich sind. „Wer in Mir bleibet, und ich in ihm, derselbe bringt viele Frucht; ohne mich könnt ihr nichts thun.“ (Joh. 15.)

Dieß also ist die Ursache der unbestimmten und unpersönlichen Form der drei ersten Bitten, und so sagen wir insbesondere nicht: erfülle und verwirkliche deinen Willen in uns, auch nicht: wir sind bereit und gerüstet, deinen Willen zu thun, sondern: dein Wille geschehe, durch dich und durch uns, und sowie er in dir, im unerschaffenen Himmel, im Heiligthume deiner dreieinigen Wesenheit als ewige Idee bestehet, und als Gesetz von dir ausgeht, so werde er auch von uns, deinen geistigen Geschöpfen auf Erden, aus Liebe und Ehrfurcht gegen dich, und zu unsrem Heile erfüllet: dein Wille lebe und wirke, wie in Dir, so in uns, wie im Himmel, also auch auf Erden.

Und wie ferner auch in den erschaffenen, geistigen

Himmeln der göttliche Wille vollkommen erfüllet wird, gleichwie es im Psalme heißt: „preiset den Herrn, alle seine Engel, die ihr augenblicklich seinen Willen thut,“ so flehen wir, daß es mit gleicher Behendigkeit und Freudigkeit auch von uns geschehe auf Erden. Und gleichwie in Christo, dem Gottmenschen und Mittler, der menschliche Wille dem göttlichen, im reinen Akkorde der Liebe, gänzlich unterworfen und gleichförmig war, so bitten auch wir um die Gnade dieser Gleichförmigkeit, die uns auf Erden schon mit Gott vereinigt; denn „wer Gott anhanget, ist Ein Geist mit ihm.“ (1. Cor. 6.) Und wie der Seher schon von Christo geweissaget hat: „der Wille Gottes wird von seiner Hand geleitet werden« (Isai. 53.), so ward auch von ihm die Kirche eingesetzt, deren Aufgabe und Werk es ist, den Willen Gottes zu lehren und zu bewahren. »Gleich dem Sonnenglanze wird aus Jerusalem der Gerechte hervorgehen, gleich einer flammenden Leuchte der Erlöser, Jerusalem aber (die Kirche) wird einen neuen Namen empfangen: das Diadem des Reiches in Gottes Hand, und der Wille Gottes in ihr,“ d. h. die Bewahrerin des göttlichen Willens (Isai. 62.)

Worin besteht aber vor allem dieser Wille, der mittelst der heiligen Kirche in uns erfüllet werden soll? »Dieß ist, lehrt Christus, der Wille des Vaters, der mich gesendet hat, daß ein Jeglicher, der

an mich glaubet, nicht zu Grunde geht, sondern das ewige Leben habe." Erfüllt schon ist dieser Wille in den seligen Engeln, und in den bereits verklärten Menschenseelen, in uns aber noch nicht, und deßhalb bitten wir: dein Wille werde erfüllet, wie in jenen, die das selige Ziel schon erreicht haben, so auch in uns, die wir bisher noch Wanderer sind: wie im Himmel, also auch auf Erden. Nun erfüllen die ersteren, an welchen der göttliche Wille vollendet worden, auch ihrerseits aufs vollkommenste diesen heiligen Willen, indem sie, ihrer Freiheit unbeschadet, in der Klarheit des göttlichen Lichtes weder von der Wahrheit noch von der Liebe mehr weichen können; da hingegen in uns irdischen Menschen nichts gewöhnlicher ist, als Verblendung der Einsicht und Verkehrung des Willens, und zwar meistens dadurch, daß das Natur- oder Sinnenleben über den Geist sich herrschend macht.

Da nun die volle Würde des Menschen erst damals erreicht wird, wenn das körperliche oder thierliche Leben der Natur zum Geiste erhoben und vom Geiste gänzlich beherrscht und durchdrungen, der Geist aber zu Gott erhoben und mit Gott geeinigt wird, so dürfen wir (nach dem Ausspruche des heil. Cyprianus und Gregor von Nazianz) mit vollem Rechte auch den Geist des Menschen einen Himmel, den Leib aber die Erde nennen. Ein Himmel ist der Geist durch seinen himmlischen Ursprung, als un-

mittelbare Schöpfung Gottes, und durch seine Fähigkeit für Gottes Offenbarung; Erde hingegen ist der Leib, weil er aus der Erde geformt ist, die Blüthe und höchste Steigerung der erschaffenen Natur. Willig ist daher der Geist (wie Christus sprach), und schwach das Fleisch; von Seite seines geistigen oder himmlischen Lebens ist der Mensch geneigt, dem göttlichen Willen sich zuzuwenden, nicht so von Seite des irdischen Lebens, welches der Trägheit irdischer Naturgesetze folgt. Und deßhalb bitten wir auch in dieser Beziehung: dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden; d. h. wie unser Geist deinen Willen erkennet, und ihn zu erfüllen geneigt ist, so gehorche ihm auch die Natur, ohne durch die Forderungen ihrer Begierlichkeit dem Geiste zu widersprechen, damit der ganze Mensch geheiligt werde durch deine Gnade; — dein Wille geschehe, wie im Geiste, so im Sinnenleben.

Denn, so ist es des Apostels ausdrückliche Lehre: »dieß ist der Wille Gottes: eure Heiligung.« Und worin besteht insbesondere diese Heiligung? Wir haben gefunden, daß die Heiligkeit Gottes nichts anderes sey, als die Reinheit seines Willens, seiner eigennutzlosen, unendlichen, schöpferischen und beseligenden Liebe. Wenn nun auch das Geschöpf nach Heiligkeit (Gottähnlichkeit) streben soll, worin soll diese anders bestehen, als in seiner Hinwendung zu Gott, in möglichst reiner, geistiger Gesinnung

und Liebe? Darum setzet der Apostel die menschliche Heiligung in sorgfältiger Verwahrung vor allem, was sein geistiges Streben verunreinigt oder tilget, und sein Leben zum thierischen herabwürdigt, in welchem die Natur mit ihren Trieben die Oberhand gewonnen hat. »Dieß ist der Wille Gottes: eure Heiligung, auf daß ihr euch enthaltet von der Unlauterkeit, und ein Jeglicher seinen Leib in Ehren besitze; nicht in der Leidenschaft der Begierlichkeit, gleich den Heiden, die Gott nicht kennen. Denn nicht zur Unreinigkeit hat der Herr uns berufen, sondern zur Heiligung.« (1. Thess. 4.)

Wenn wir demnach sagen: dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden, so bedeutet dieß, in weiterer Umschreibung: Gleichwie im Himmel nicht mehr die Triebe des Naturlebens herrschen, sondern deine heilige Liebe allein, und gleichwie du verheißen hast, daß nach der Auferstehung die Menschen wie die Engel seyn werden, frei von der Knechtschaft der geschlechtlichen Liebe, so herrsche auch deine reine und geistige Liebe in uns auf Erden, damit wir in ihrer Kraft die Unlauterkeit der sinnlichen Neigungen bezwingen, und deiner würdig bleiben.

Ein Jüngling war noch Gregorius von Nazianz, genannt der Theologe, und lebte zu Athen, wo er den Studien sich widmete, als er einmal, bei seinen Büchern sitzend, vom Schlummer heimgesucht

ward, und plötzlich, in klarem Traumgesichte, zu seiner Rechten und Linken, zwei Jungfrauen von himmlischer Schönheit stehen sah. Erschrocken fragte er sie, was sie wollten; sie aber erwiederten freundlich: entsetze dich nicht, denn wir sind dir bekannt genug; eine von uns wird die Weisheit, die andre die Keuschheit genannt, und wir sind vom Himmel gesendet, die Wohnung einzunehmen, die du uns in deinem Herzen bereitet hast, Vereinige deinen Geist mit uns, und wir werden d i ch zur Lichtfülle der Dreieinigkeit erheben. — Allerdings sind Weisheit und Sittlichkeit ein unzertrennlich Schwesterpaar, und wer der einen nicht getreu ist, dem wird auch die andre fremd bleiben. „Der Ueppige und Schwelger hört ein weises Wort, es gefällt ihm nicht, und er wirft es hinter seinen Rücken.“ (Eccli. 21.) Wie soll auch der fleischliche Mensch, dessen Leben, Denken und Sinnen rein im Naturleben aufgeht, für geistige Wahrheit Sinn und Fassungskraft haben? Sein geistiges freies Ich ist unter das Joch der unfreien Natur gerathen, und da das ganze Leben der Natur nach Fortpflanzung strebt, weil sie in ihrer Vergänglichkeit, nur auf diesem Wege ihre Fortdauer vermittelt, so wird der Sclave der Natur von jenen Trieben beherrscht, die er vielmehr geistig beherrschen sollte, und suchet zu seiner größten Schmach, seinen leichtfertigen Scherz in solchen Dingen, die schon deßhalb ihm ernst und furchtbar er-

scheinen sollten, da sie das Geheimniß seiner eigenen Entstehung sind.

Ueberaus groß aber, ja furchtbar darf man dieß Geheimniß nennen, da es Himmel und Erde in Bewegung setzt. Denn gleichwie der Mensch die lebendige Einheit zweier entgegen gesetzter Substanzen ist, so hat auch seine Entstehung eine zweifache Quelle. Insofern er nämlich durch das Naturleben einer Gattung angehört, wird er leiblicher Weise, durch die Naturkraft hervorgebracht, daher auch, wenn einst die Gesammtzahl der einzelnen Menschen erfüllt, und die ganze Gattung vollendet ist, alle geschlechtlichen Verhältnisse aufhören werden. „Wenn sie von den Todten erstanden sind, werden sie weder ehelichen noch geehelicht werden, sondern sie sind wie die Engel im Himmel.“ (Marc. 12.) Insofern aber der Mensch ein geistiges Leben in sich trägt, oder zu den geistigen Wesen gehört, in welchen und durch welche keine Fortpflanzung möglich ist, kann seine Entstehung keine andre seyn, als eine unmittelbare Schöpfung Gottes. Da nun Gott seine ewige Idee, nach welcher er den geistigleiblichen Menschen erschaffen, nicht aufheben kann, ohne sich selber zu widersprechen, so ist seine Allmacht gewisser Maßen von der menschlichen Willkür abhängig; das heißt: der Augenblick, da ein Mensch auf natürlichem Wege leiblich entsteht, ist auch der nämliche Augenblick, da Gott den freien Menschengeist,

die unsterbliche Seele, erschafft, und gleichsam erschaffen muß.

Und da darf man freilich mit den Psalmesworten rufen: „Wer ist weise, und versteht dieß?“ Die Entstehung eines Menschen ist also das Werk der Erde sowohl, d. h. der gesammten, im Menschen zur höchsten Blüthe gediehenen, irdischen Natur, als auch des Himmels, d. h. der ewigen Idee und Schöpferkraft Gottes, welche einen freien Geist ins Daseyn ruft, der einem neu entstandenen menschlichen Leibe angehört, sowie dieser dem Geiste. Nun wird aber auch der blinde Naturtrieb ein Wille genannt, insofern er des menschlichen Willens sich bemeistert. (Joh. 1, 13.) Da wir also bitten: dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden, soll wohl der Wille des Fleisches ein Gesetz für Gott werden, daß der Wille des Geschöpfs auch der Wille Gottes sey? Kann es der Ordnung Gottes gemäß seyn, die Entstehung des Menschen, die seine eigene Allmacht zu einer neuen Schöpfung auffordert, dem wilden Leichtsinne roher Sinnenlust preis zu geben? Mußten nicht gerade hier die engsten Schranken gezogen werden, die selbst den Gedanken und Geberden des Menschen die strengste Behutsamkeit vorzeichnen, und die ohne schwere Sünde nicht überschritten werden dürfen? Wäre dieser Gedanke allen Sinnenknechten klar, sie würden aufhören, die schauerlichsten Geheimnisse zum

Gegenstand ihrer Possen und ihres Unfugs herabzuwürdigen, zu Andrer und ihrem Verderben, und sie würden auch die unnennbare Heiligkeit des christlichen Ehestandes ahnen, der allein das geschlechtliche Leben heiligt, damit von dieser Seite wahrhaft der Wille Gottes geschehe, wie auf Erden, so auch im Himmel.

Mag also immerhin im Dunkel der gemeinen, niedrigen Gesinnung der schmachvolle Irrthum herrschen, der die Menschenwelt verpestet; der Christ muß an die Mahnung des Apostels sich halten: „machet euch nicht ähnlich dieser Welt, sondern umstaltet euch in der Neuheit der Gesinnung und Einsicht — lasset euch nicht hinreißen von herrschenden Meinungen, sondern erforschet alles nach dem Geiste des Evangeliums, damit ihr erprobet, was der gute, der wohlgefällige und vollkommene Wille Gottes sey.“ (Röm. 12.) Wozu diese dreifache Bezeichnung? Weil die Werke, die dem göttlichen Willen entsprechen, dreifachen Ranges sind: einige gut, andre besser, noch andre vollkommen, und der Heiligkeit Gottes gemäß. Unsre Feinde nicht hassen, ist gut, unsre Feinde lieben, ist besser noch, ihnen wohlthun, ist vollkommen. Was wir demnach immer unternehmen, sollten wir auf diese Weise, nicht allein nach dem guten, sondern auch nach dem wohlgefälligen und vollkommenen göttlichen Willen zu thun bestrebt seyn, und deßhalb bitten wir nicht

bloß: dein Wille geschehe, sondern auch: er geschehe so vollkommen auf Erden, als er vollkommen und heilig waltet im Himmel. Und dahin bezog sich das bekannte Gelübde der heiligen Theresia: von zwei guten Werken, zwischen welchen sie die Wahl hätte, allzeit das Bessere zu thun.

Allein, um einem so erhabenen Gelübde nachzukommen, bedarf es im hohen Grade des himmlischen Lichtes wie des himmlischen Beistandes; da es uns eben so oft an der Einsicht fehlt, das Bessere und Beste zu unterscheiden, als an der Kraft, es auszuführen. »Wer von den Menschen wird den Rathschluß Gottes wissen, oder wer kann ersinnen, was Gott will? Denn die Gedanken der Sterblichen sind zaghaft, und unsicher unsre Vorhersehung. Der verwesliche Leib belastet die Seele, und diese irdische Wohnung drückt die Einsicht darnieder. Schwer beurtheilen wir, was auf Erden ist, und was vor unsren Augen liegt, finden wir nur mit Mühe; was aber im Himmel ist, wer wird es erforschen? Denn so auch jemand vollkommen und hoch unterrichtet scheint unter den Söhnen der Menschen, doch, wenn die (echte) Weisheit ihm mangelt, wird er für nichts geachtet werden. Sende also, o Herr, deine Weisheit von deinen heiligen Himmeln, daß sie mich geleite und mit mir arbeite, damit ich wisse, was dir wohlgefällig sey.« (B. der Weish. 9.)

So oft wir demnach, durch mancherlei Veranlassungen, zu wählen und zu handeln bestimmt werden, kann die Richtschnur unsrer Wahl keine andre seyn, als der göttliche Wille, der als Gesetz uns geoffenbaret ist, obwohl in mancher verworrenen Lage geduldige Erwartung und Gebet zu Hülfe zu nehmen sind, um über jenen Willen klar zu werden. „Da wir, so betete bei ähnlicher Gelegenheit der König Josaphat, da wir nicht wissen, was wir thun sollen, so bleibt dieß einzige noch uns übrig, daß wir unsre Augen wenden zu Dir!" — Handelt es sich hingegen um jene vom göttlichen Willen verhängten Fügungen, die erst durch ihr unabwendbares Eintreten uns bekannt werden, so fordern sie unsern Willen zu jener Uebung des Gehorsams auf, welche Ergebung (Resignation), Gleichförmigkeit mit dem Willen des Vaters genannt wird, die aber nicht in träger, trüber, hinlässiger Ruhe besteht, weil sonst jene Landleute recht hätten, die etwa bei ihren brennenden Hütten stehen, den Flammen zuschauend und seufzend: Gott hat es zugelassen, sondern mit friedlicher besonnener Thätigkeit den Ausgang Gott anheimstellt. So handelte der Held der Maccabäer, da er eine kleine, schlecht bewaffnete Kriegerschar gegen die mächtigen Heere des Gorgias und Lysias führte; „besser, rief er den Seinigen zu, wir sterben in der Schlacht, als daß wir die Zerstörung unsres Heiligthumes sehen; jedoch,

wie es der Wille im Himmel seyn wird, also geschehe es.“

Von dieser thätig-friedlichen Hingabe an die Vorsehung Gottes, welche die schönste Blüthe des christlichen Lebens ist, gab in neuester Zeit eine geistreiche Fürstin Zeugniß, die auf weiten Umwegen zu einem hohen Grade sittlicher Vollendung gedieh. Ein Rückblick auf mein Leben, bekennet sie selbst, zeiget mir klar, daß alles, was meine Fantasie von der Zukunft mir vormalte, nie so, sondern ganz anders gekommen ist; daß ferner alles, was sie als unerträglich mir dargestellt, nicht allein in der wirklichen Herankunft höchst erträglich ausfiel, sondern obendrein zu einem großen Gute sich gestaltete; endlich daß alles, was ich mir zu einem großen Glücke gerechnet und herbey gewünscht hatte, zu meinem größern Glücke mir entzogen worden sey; daher ich denn auch zur unbedingten Ergebung in Gott mich gezogen fühle, um in seiner Vorsehung wie ein Kind in den Armen seiner Mutter zu ruhen *).

Ein hohes Beispiel solcher Ergebung ist aus dem Leben des heiligen Remigius, Erzbischofes zu Rheims, uns aufbehalten. Da er fürs nächste Jahr eine große Theuerung vorsah, so hatte er, um den Dürftigen Hilfe zu schaffen, reiche Vorräthe aufgehäuft. Es fand sich aber ein Häuflein verworfener Menschen, die bei den Bechern sitzend, über diese Unter-

*) S. das Leben der Fürstin Gallitzin, herausgegeben von Prof. Katerkamp. Münster 1829.

nehmung nach ihrer Weise sich besprachen. Was hat der alte Herr vor, riefen sie, der schon dem achtzigsten Lebensjahre sich nähert? will er eine neue Stadt erbauen? will er einen Getreidehandel anfangen, oder vollends ein Kornwucherer werden? Von Neid und muthwilliger Bosheit getrieben rannten sie hinaus, und warfen Feuer in die Scheuern. Man eilte zu Remigius, der, wie er die Unglücksnachricht erhielt, sogleich aufs Pferd stieg, um zur Rettung der Vorräthe Anstalt zu machen, allein er fand jeden Versuch zu spät, so weit hatten schon die Flammen um sich gegriffen. Was that der schwer Gekränkte bei diesem Anblick? erhob er seine Stimme zur Wehklage, rief er die Strafe Gottes über die Frevler herab? Keineswegs. Er stieg vom Pferde, trat wie einer der sich wärmen will (denn es war eben winterliche Zeit), so nah' er konnte zum Feuer hin, und sprach: einem alten Manne thut der Ofen immer wohl! — Denn ob die Widerwärtigkeiten geradezu von den Elementen und von anderen vernunftlosen Geschöpfen, oder von menschlicher Bosheit kommen, der Gottesfürchtige wird sich bemühen, beide von der Hand Gottes oder seiner Zulassung anzunehmen, und wie kein Vernünftiger gegen Blitze, Hagel, Gewässer sich entrüsten wird, so auch nicht gegen die Personen, deren verkehrte Werke von Gott nicht verhindert werden, um dadurch diejenigen zu prüfen und zu läutern, die er zu den Sei-

nigen zählet. Wenn es aber je einen Frieden, eine Glückseligkeit, einen Himmel auf Erden gibt, so ist es einzig nur der, welchen die Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen begründet. Aber wie weit soll diese Gleichförmigkeit gehen? Kann es uns zugemuthet, ja zur Pflicht gemacht werden, daß wir auch das Widerwärtige und Schmerzliche wollen und begehren sollen?

Als der heilige Anselmus von Canterbury nach vielen Verfolgungen endlich aus seinem Bisthume und Vaterlande vertrieben wurde, und bereits auf dem Schiffe sich befand, drehten die Winde sich so ungünstig, daß die Schiffer die Nothwendigkeit erklärten, wieder an die brittische Küste zurück zu steuern. Mit Schmerz vernahm Anselmus diese Nachricht, die ihm die Rückkehr zu den alten Trübsalen ankündete; wenn es denn, sagte er, der Weisheit Gottes so gefällt, daß ich, statt dorthin zu ziehen, wohin ich Verlangen habe, wieder zurück muß in herbe Leiden, so sey es Ihm überlassen; seinem Willen zu gehorchen bin ich bereit, denn nicht mein bin ich, sondern sein. So sprach er, und Thränen füllten sein Auge, als plötzlich ein günstiger Wind sich erhob, die Segel schwellte, nnd die Schiffer, die bereits die Fahrzeuge gedreht hatten, die Reise wieder fortzusetzen zwang. So schien es also, als ob seine Ergebung in den göttlichen Willen augenblicklich belohnet worden sey, gleichwie es im Psalme

gelehrt wird: »nahe ist der Herr Allen, die ihn anrufen in der Wahrheit; den Willen derjenigen, die ihm mit Ehrfurcht dienen, wird er thun, und ihr Flehen erhören.« Allein was ist Großes von dieser seiner Ergebung zu rühmen, die von Thränen und Betrübniß begleitet war? ist dieß wohl eine vollkommene Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen, die nicht ohne Widerstreben des Gefühles geübt wird?

Die Auskunft darüber möge der heil. Anselmus selber uns geben. »Nicht immer, so lehret er in seinen Schriften, nicht immer müssen wir geradezu dasselbe wollen, was Gott will; dieß aber müssen wir wollen, wovon Gott will, daß wir es wollen *sollen*.« Was sagen diese etwas räthselhaften Worte? Sie führen uns auf die Ansicht zurück, daß der Wille Gottes sowohl *in* als *an* uns geschehen soll. Der göttliche Wille, der *in* oder durch uns geschehen soll, ist ausgesprochen im göttlichen Gesetze, und hier gilt es, allezeit das zu wollen, was wir, dem Gesetze gemäß, wollen *sollen*, das Gute nämlich, das Rechte und Wahre. Der göttliche Wille hingegen, der *an* uns geschieht, und erst durch seine Verwirklichung in der Zeit sich offenbart, ist oftmals so betrübend für uns, daß wir nicht verpflichtet seyn können, dergleichen im Allgemeinen zu wollen. Denn wer wird z. B. zu wünschen gehalten seyn, daß die Flamme sein Haus verzehre, daß

hn oder die Seinigen der Tod hinraffe? Wenn aber ein solches Verhängniß eintritt, dann gilt es, in der Ergebung die Treue gegen Gott zu bewahren.

So sprach Chrysostomus sich aus, da er, hart vor seiner Verweisung, die letzte Rede an das Volk hielt. „Christus, sprach er, ist mit mir, wen soll ich fürchten? Wenn auch das ganze Weltmeer gegen mich heran tobte, wird es mir geringfügig scheinen, denn ich sage allzeit: Dein Wille, o Herr, geschehe; nicht was dieser oder jener will, sondern was du willst; dein Wille ist meine Feste, mein Fels, mein Stab.“ Woher aber diese Ruhe? Einzig von der Gnade, die Christus verleiht. Wer aber den Wunsch hegt, daß Christus oft und viel ihn heimsuche, und durch seine Gnade stärke, derselbe (wie die heil. Gertraud lehrt) reiche ihm den Schlüssel seines Innern, und fordre ihn nimmer von ihm zurück. Und diesen Schlüssel unsrer innersten Wohnung, den eigenen Willen, übergeben wir ihm, als dem Herrn und Gebieter, so oft wir ernstlich flehen: dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden.

## IX.

## Unser tägliches Brod gib uns heute.

Wenn das Gebet des Herrn von jener Seite seiner erhabenen Schönheit betrachtet wird, welche als vollendetes Ebenmaß seiner Bestandtheile sich kund gibt, so kann es füglich einem aus zweifacher Säulenordnung bestehenden Tempelgebäude verglichen werden, dessen herrliches Portal und Vorderhalle zu den Wolken, ja über die Wolken ragt, während die innere und rückwärtige Halle, auf niedrigeren Säulen ruhend, zu einer Stätte des Halbdunkels und der heiligen Wehmuth sich gestaltet. Man darf nämlich nur (mit Alphons Tostatus) die drei ersten Bitten mit den vier letzteren in Vergleich setzen, um zwischen ihnen, sowohl dem Ausdrucke als dem Inhalte nach, eine große Verschiedenheit zu erkennen.

Den während die drei ersten Bitten rein auf Gottes Herrlichkeit und Herrschaft, auf seinen heiligen Willen und sein ewiges Gesetz sich beziehen, und daher in allgemeiner unpersönlicher Form, als Wunsch und sehnliches Verlangen, vorgetragen werden (geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe), beschränken sich

hingegen die vier letzteren ganz zunächst auf die Zustände unsrer Dürftigkeit, Gebrechlichkeit und Verschuldung, daher sie denn auch geradezu in unserm Namen ausgesprochen werden: unser täglich Brod gib uns heute, vergib uns unsre Schulden, führe uns nicht in Versuchung, erlöse uns von dem Uebel.

Eine zweite Hauptverschiedenheit zeigt sich darin, daß die Erfüllung der drei ersten Bitten hienieden nur zum Theile, vollkommen aber erst jenseits erfolgen kann, dagegen die vier letztern gänzlich hier auf Erden erfüllt werden sollen. Denn soll zwar der Name Gottes schon in der irdischen Welt geheiligt werden, insofern wir seine dreieinige Wesenheit, Wahrheit und Güte im Glauben und im Geiste bekennen, und durch Wort und Wandel ihr huldigen, so vermögen wir dennoch nicht, ihn aus ganzer Kraft unsers Wesens zu ehren, so lange wir, noch von dunklen Elementen umhüllet, seine Herrlichkeit nicht schauen, wie es uns jenseits verheißen wird, da wir ihn sehen werden, wie er ist. (1. Joh. 3.) So ist auch das Gottesreich zwar auf Erden gegründet, und das Bürgerrecht darin, nach Maßgabe unsrer Treue, uns zugesichert, dennoch ist Niemand selig zu preisen, bevor er nicht eingegangen in das Reich der Klarheit. Und da wir endlich, so lange der Widerspruch des irdischen und himmlischen Menschen in uns dauert, auch mit dem gött-

lichen Willen nicht im reinsten Einklange bleiben, so kann auch die dritte Bitte erst dann ihre gänzliche Erfüllung finden, wenn der denkende und freie Geist keines Irrthums und keiner treulosen Willkür mehr fähig ist.

Die vier letzteren Bitten hingegen dürfen wir nur oberflächlich betrachten, um einzusehen, wie sehr ihre volle Gewährung auf Erden schon, und zwar ausschließlich auf Erden, erforderlich sey. Denn was das tägliche Brod betrifft, in welchem Sinne immer es verstanden werde, so bedürfen wir desselben nur hier, so lange wir im Wachsen, Werden und Vergehen sind, nicht aber im künftigen Leben, welches kein Werden mehr kennt. Die Vergebung der Schuld müssen wir hienieden erflehen, weil diese Gnade nur dem sterblichen Menschen zukommen kann, so lange er nämlich aus dem Gebiete des irdischen oder Naturlebens nicht heraus getreten ist; weil er, ist dieß einmal geschehen, an dem genugthuenden Verdienste seines Erlösers keinen neuen Antheil mehr gewinnen kann. So bedürfen wir auch des Schutzes gegen die Versuchung nur auf Erden, weil es jenseits, für den bereits entschiedenen Geist, keine Prüfung und folglich auch keine Tentation mehr geben kann, wie der erhabene Dulder Hiob mit sehr bestimmten Ausdrücken es bezeichnet, da er sagt: „ein Kriegsdienst (ein Streit, eine Prüfung) ist des Menschen Leben auf Erden.“ Um die Befreiung

und Erlösung vom Uebel endlich können wir nur im irdischen Leben unser Flehen emporsenden, weil jenseits entweder, wie bei den Seligen, kein Uebel mehr einen Zugang findet, oder, wo es sich verewigt hat, keiner Tilgung mehr fähig ist.

Und so steigen wir dann, von der letzten Bitte der ersten Reihe zur ersten Bitte der zweiten Reihe, wie von himmlischen Höhen zur Erde, wie von seliger Klarheit zu den Thalen der Trübsale herunter. Denn nachdem wir in der dritten Bitte unser Verlangen ausgedrückt, daß der göttliche Wille wie im Himmel, so auch auf Erden, wie in den seligen Geistern, so auch in uns irdischen Menschen erfüllet werde, bekennen wir nun, in der vierten Bitte, wo nicht kleinlaut, doch nicht ohne Gefühl unsrer Armuth, daß wir dermalen noch tief unter den verklärten Geistern stehen, daß nicht der Himmel, sondern die Erde bisher noch unsre Heimat sey, daß unser geistiges Daseyn mit dem Natur- oder Sinnenleben auf's innigste verflochten, und daß wir demnach in diesem sterblichen Leben weder bestehen, denken und wirken, noch den Willen Gottes erfüllen können, sofern das leibliche Leben mit seinem steten Wechsel von Werden und Vergehen nicht jene Ersatz- und Schutzmittel von außen empfängt, die seine rege Fortdauer bedingen. Und deßhalb schließt an die Bitte: dein Wille geschehe, unmittelbar und

nothwendig die folgende sich an: unser tägliches Brod gib uns heute.

Demüthig, wie gesagt, ist diese Bitte, denn sie erinnert uns an einen herabgekommenen Zustand unsres Daseyns. Seitdem nämlich die zur Dienstbarkeit erschaffene Natur aus ihrem Verhältnisse zum Geiste gewichen ist, und sich ihm herrisch entgegengesetzt hat, ist das Menschenleben eine Kette von Mühsalen und harten Bedürfnissen geworden, die es in fortwährender Abhängigkeit von den Kräften und Elementen der äußern Natur, und in stetem Kampfe gegen ihre feindseligen und zerstörenden Eingriffe befangen halten. Es gehört demnach in den Umfang jener Bitte gar mancherlei, was im Morgen- wie im Abendlande unter dem allgemeinen Namen des Brodes bezeichnet wird, auch Dach und Fach und Kleidung; ob aber so vieles, ja zahlloses Anderartige darunter verstanden werde, was menschliche Habsucht und Ueppigkeit erfunden haben, darüber wird einer der älteren Kirchenlehrer, Gregorius von Nyssa, uns belehren. „Wir bitten, gib uns Brod, nicht aber schwelgerischen Genuß und Zierden von Gold und blitzenden Steinen, nicht weite Ländereien und glänzende Ehrenstellen, nicht zarte Hüllen vom Gespinnste der Seide, nicht süß vergnüglichen Zeitvertreib, auch nichts von allem dem, wodurch der Geist von ernsten und himmlischen

Dingen abgezogen wird, wir bitten lediglich: gib uns Brod.«

Allerdings eine harte Rede, und ein hartes Brod; eine sehr dürre Rede, und ein sehr trockenes Brod! »Die Bedürfnisse des menschlichen Lebens, lehrt der Syracide, sind Wasser, Feuer, Eisen, Salz, Milch, Weitzenbrod, Honig, die Traube des Weinstocks, das Oel und die Kleidung.« (Eccli. 39.) Der weise Sohn des Syrach eröffnet also ein weiteres Gebiet, und läßt uns Abendländern Raum, das Brod des Morgenlandes nach unserer Weise in die gehörigen Fächer und Rubriken auszutheilen; doch hat fürs erste noch ein anderer, erleuchteter Mann hier Sitz und Stimme, dessen Ansicht von diesen Dingen gehört zu werden verdienet.

Auf einer Wanderung nach Rom, in Begleitung seines Gefährten Massäus, war Franciscus Seraphicus von glühender Mittagshitze schon angegriffen und ermattet, als er eine frische und lautere Quelle fand, die zwischen dem Gesteine hervor rieselte. Dort setzten beide sich hin, legten auf eine ziemlich ebene Steinplatte einige Stücklein schwarzen und dürren Brodes nieder, das sie auf dem Wege bekommen, und hielten ihr dürftiges Mahl. Franciscus aber ward sehr fröhlichen Geistes, und mochte die innere Freude seines Herzens nicht in sich verschließen; o Bruder Massäus, rief er, juble

mit mir und frohlocke, und danke dem Herrn für den großen Schatz, welchen er uns verliehen! Massäus wunderte sich höchlich, und fragte, von welch' einem Schatze hier die Rede seyn könne, wo nichts als Mangel, auch der unentbehrlichsten Dinge sich kenntlich mache, bei einem Mittagsmahle ohne Tisch, ohne Sessel, ohne Tischgeräthe, ohne Wein und Salz und eigentliche Speise? O Massäus, erwiederte der vielverspottete, fröhliche Meister der Entsagung: dieß eben ist die unschätzbare Wohlthat, daß Gottes Vorsehung uns alles ersetzt, was hier zu mangeln scheint; denn siehe, dieses Brod hat er von menschenfreundlichen Händen uns gesendet, auch diese Quelle, die unserm Durste Labung gibt, hat er hervorgerufen, und überdieß, in den wohlgeformten Steinen hier, uns Tisch und Sitze bereitet. O glückselige Armuth, o größter aller Schätze! Diese ist es, die Christo am Kreuze Gesellschaft geleistet hat, im Grabe mit ihm beigesetzt ward, und in den Himmel mit ihm emporstieg!

So sprach der Mann, welcher nach seiner Weise, die freiwillige Armuth bald seine Schwester, bald seine Herrin nannte; wer sollte ihn nicht beneiden? und wem fällt es ein, ihn zu beneiden? Der Reiche nicht, der gezwungene Arme noch weniger. Da sitzt nun der arme Franciscus in kindlicher Erhabenheit, und erhaben kindlicher

Fröhlichkeit auf seinem Steine bei der lautern Quelle, ihm gegenüber, im grellen Contraste, drängen und treiben sich die Reichthumslustigen, Armuthstraurigen, raffinirten und raffinirenden, gezierten und zierenden Menschenkinder mit ihren zahllosen Bedürfnissen umher, für welche keine systematische Uebersicht umfassend genug, keine Encyclopädie bändereich genug ist, während die Sturm- und Passatwinde der Moden den ungeheuren Bazar und Budenwald durchsausen, und Altes und Neues im bunten Gewühle durcheinander werfen.

Wo lebt ein neuer Comenius auf, der den Orbis pictus (die porträtirte Welt) mit allen ihren Kunst-, Industrie- und Glücksanstalten, tausendfach vermehrt und verschönert, mit unzähligen Holzschnitten illustrirt, wieder neu auflegt, damit die Welt darin sich selber beschaue? Denn wenn wir alle diese Dinge, welche den Fleiß der Hände und Maschinen, den zwei- und vierfüßigen Verkehr, den Handel, die Schifffahrt, den Nähr-, Zehr- und Lehrstand in unaufhörlicher reger Thätigkeit erhalten, in ihrer fast unbestimmlichen Menge und Mannigfaltigkeit übersehen, und zuletzt nur auf den Lebenskreis einer einzelnen Familie zurück beziehen könnten, so würde es uns gleich einem Wunder erscheinen, wie uns von allem dem Thun und Treiben auch nur ein einziges Stündchen für die

Bedürfnisse unseres unsterblichen Geistes übrig bleiben mag.

Und überdieß, was noch betrübter ist, wer darf sich dagegen auflehnen? Die fortschreitende Verfeinerung heißt es, die immer mehr zum Gemeingut (und Gemeinübel) aller Stände wird, bringt es so mit sich; der Luxus, gegen welchen die römischen Censoren eben so scharf und eben so erfolglos geeifert haben, als die christlichen Einsiedler der thebaischen Wüste, ist ein nothwendiges Uebel, und folglich ein wahres Gut geworden, indem er die Quellen des Erwerbfleißes vermehrt; und bittet man zwar, nach altchristlicher Weise, um das tägliche Brod, so sind doch diese zwei Worte viel leichter gesagt als durchdacht; wer in das Einzelne ihres Inhaltes eingehen will, der geräth in ein Labyrinth von Wegen und Gängen, die durch Küchen, Keller, Scheuern, Holzmärkte, Manufacturen, Pharmacopöen, Drogueriegewölbe, Gärten, Meiereien, Remisen, und unzählige andre Anstalten hindurchführen, und wer noch Weib und Kindlein mitzunehmen hat, den wandelt etwas an, als müßte er unausbleiblich die Hände über den Kopf zusammen schlagen.

Es fragt sich aber gar sehr, ob jene zwei Worte auch nothwendig in ein solches Labyrinth sich vervielfachen und ausbreiten müssen, als es in der Lichtkammer hinter dem Converglase irdischer An-

sicht sich darstellt? „Sehr wenig ist, sagt neuerdings Gregorius von Nyssa, was du der Natur und ihrer Erhaltung schuldig bist, warum vermehrst du gegen dich selber den Tribut?“ Herr, mein König, rief (nach dem bekannten Histörchen) ein dürftiger Mann dem Könige Alphonsus von Arragonien zu: ich werde erbärmlich von Schulden gedrückt, und zwar von solchen, die schon durch meine Aeltern auf mich vererbt worden sind; der Gläubiger ist leider über alle Maßen habsüchtig und schonungslos, jede menschliche Rücksicht ist ihm fremd, und sein tägliches ungestümes Andringen richtet mich zu Grunde! Der König, da er die Klage vernahm, ward entrüstet, er betheuerte, den Unmenschlichen nicht ungestraft zu lassen, und fragte nach seinem Namen. Ach, Herr König, erwiederte der Possenhafte: Ihr kennet ihn genau, und sein Name ist Euch nicht verborgen, maßen auch Ihr seiner Zwingherrschaft unterworfen seyd, nur seyd Ihr mit dem Tribute und den täglichen Leistungen besser berathen, deßhalb auch Eure Großmuth meiner Noth zu Hilfe kommen möge. Denn, um es unverblümt zu melden, wer der unbarmherzige Mahner sey: mein M a g e n ist es, o glorreicher Herr und König! Alphonsus lächelte, und fand dieß Ansuchen billig, wahrscheinlich, weil es auf das nothwendigste nur sich beschränkte. Doch wird ähnliche Klage oft auch von solchen geführt, die,

obgleich sie keineswegs auf das Gastmahl des heiligen Franciscus beschränkt sind, dennoch sich unglücklich fühlen, weil ihr Glückseligkeitstrieb einmal so verwöhnt ist, daß ihm das Frugale nicht behagen will.

Und in Wahrheit, wenn wir aller der künstlichen und überkünstlichen Genüsse gedenken, die als Erfrischungen, Erquickungen, Erhitzungen, Gaumenerlustigungen (goûters), bald glühend und dampfend, bald zu Eis gekühlt, gewürzt, candirt, garnirt, gesprudelt, geschäumt, in Gläsern, Tassen und Terrinen, in allen Gestalten und Farben, aus den Ritzen der Felsen, vom Strande des Meeres, vom Ganges und Mississippi, in tausendfachem Wechsel aufgetischt werden, und dann bei oder nach einer reich besetzten Tafel, etwa beim Dessert, uns nebenher der Bitte erinnern: unser tägliches Brod gib uns heute, so könnte uns wohl zu Muthe werden, als müßten wir uns einiger Maßen schämen. Wer aber vollends im Uebermaße schwelget, und nach Seneca's Ausdruck, seinen Leib zum unersättlichen Grabe macht, das vom Tode der übrigen Geschöpfe lebt, wie wird jene Bitte für ihn Werth oder Bedeutung haben?

Wenn jener Herzog aus dem Hause Clarence (im 17. Jahrhunderte) die Gunst, sich die verschuldete Todesstrafe selber zu wählen, der Sage nach dergestalt benützte, daß er in eine Tonne voll edlen

Madeiraweins sich stürzte, so ist diese freiwillige Todesart eben so selten nicht, sie wiederholt sich, auf gewisse Weise bei jedem, der nicht bloß sein sinnliches Leben, sondern auch sein geistiges Bewußtseyn in Ueppigkeit begräbt, abgesehen davon, daß er, im Uebermaße vermeintlicher Bedürfnisse, von unersättlicher Habsucht sich hinreißen läßt, die ihn aus einer Ungerechtigkeit in die andere stürzet.

Solche übergroße Bedürfnisse hatte jener berüchtigte Römer, seines Namens Apicius, sich aufgebürdet, welcher (wie Dion und Martial berichten) ein Vermögen von anderthalb Millionen in Golde durch Schwelgerei so rasch vergeudet hatte, daß nicht mehr als hunderttausend Goldstücke ihm übrig blieben, und der nun aus Verzweiflung Gift nahm, weil er befürchtete, von einem so geringen Vermögen nicht leben zu können. Freilich war dieser Apicius ein Heide, und hatte das Wort vom täglichen Brode nicht gehört. Viele, die den christlichen Namen tragen, folgen seinen Fußstapfen nach, und wissen mit Mäßigem oder Wenigem sich nicht zu trösten; diese haben das Wort gehört, doch nicht beherzigt. Die es aber wahrhaft verstehen, werden schwerlich um Ueberfluß bitten, es sey dann, sie wären überzeugt, daß der Reichthum ihnen keine Gefahr drohe; auch nicht um Armuth und Noth, weil ein großer Reichthum von Tugend dazu gehört, um große Armuth fröhlich zu ertragen; sondern sie wer-

den an die Bitte sich halten, die schon der Weise ausgesprochen: »Weder Dürftigkeit noch Reichthum sende mir, sondern soviel verleihe, als mein Lebensunterhalt erfordert.« (Sprichw. 30.)

Und dieses eben ist das Brod, das wir **Unser** nennen, insofern es uns durch rechtmäßige Wege, durch Arbeit und gerechten Erwerb zu eigen geworden ist, wie denn auch dem rechtlichen Fleiße des Arbeitsamen und Friedfertigen der Segen des Himmels verheißen ist. Ja, als der ehrwürdige Robert Bellarmin einstmals gefragt wurde, welche Classe von Menschen am meisten geeignet sey, ihrer Seligkeit sich zu versichern, nahm er keinen Anstand, für diejenigen sich zu erklären, die durch tägliche Arbeit ihr Brod erwerben. Diese Menschen, sagte er, beginnen am frühesten Morgen ihr Werk, und setzen bis zum Abend es fort, es bleibt ihnen daher nichts übrig zum Müßiggange, wie ihnen zu keiner Tugendübung etwas mangelt; ihr Bischen Vermögen aber, oder vielmehr ihr Bischen Armuth, womit sie sich und die Ihrigen nähren, ist unter allen Arten von Eigenthum das billigste und beste. Und gab nicht der Erlöser selbst diesem Ausspruche Zeugniß? Einen dürftigen Handwerksmann hatte er zum Pflegevater sich erkoren, an dessen Geschäfte er selbst in den Jahren seiner Verborgenheit Theil nahm; von der Arbeit ihrer Hände lebten auch die Apostel.

Und dieß hohe Vorbild hatte jener seltsame Mann

sich unverbrüchlich vorgesetzt, der es niemals über sich gewinnen konnte, auch nur Einen Werktag der Woche ohne Handarbeit zuzubringen. Er war einer der ersten Gefährten des heil. Franciscus Seraphicus, und unter dem Namen Aegidius weit berühmt. Einer seiner innigsten Freunde und Verehrer, der Cardinal von Tusculano, brachte es durch vieles Zureden dahin, daß er einige Tage in seinem Palaste sich aufhielt, doch war Aegidius nicht dahin zu bewegen, daß er von seinem vornehmen Freunde sich bewirthen ließ, sondern er suchte sein Mittagsbrod auf seine Weise durch Arbeit zu verdienen. Eines Tages aber regnete es so gewaltig, daß Niemand einen Schritt aus dem Hause setzen konnte, selbst ein Mann wie Aegidius nicht, der doch sein Gewand eben nicht zu schonen hatte. Der Cardinal war darüber seelenvergnügt; nunmehr, sagte er zu ihm, habe ich dir es abgewonnen, nun mußt du endlich einmal an meiner Tafel essen. Aegidius hörte diese Rede ganz gleichgiltig an; ohne etwas zu erwiedern, ging er hurtig in die Küche, sah daselbst alles voll Staub und Schmutz, und las dem Küchenmeister tüchtig den Text über die häßliche Unordnung, die er in seinem Bereiche dulde. Der Gastrotechniker war bescheidentlich genug, die Rüge anzunehmen, er entschuldigte sich bloß damit, daß Niemand eben beihanden wäre, der Zeit hätte, aufzuräumen. Dieß aber war es, was Bruder Aegidius

zu hören verlangte; er schloß mit ihm einen Vertrag, stellte die Ordnung her, und erschien zu Mittag bei der Tafel mit den zwei Broden, die er durch diese Arbeit erworben, ohne eine andre Speise zu berühren. Am folgenden Tage dauerten die Regengüsse in gleicher Heftigkeit fort, und da, auf des Cardinals Geheiß, Niemand im Hause für Aegidius eine Arbeit wußte, so frohlockte jener aufs neue und sprach: nun wirst du dennoch gezwungen seyn, meine Kost nicht länger zu verachten! Aegidius aber begab sich auf Entdeckungsreisen, und suchte in allen Winkeln des Hauses herum, bis er zwei alte verrostete Messer fand; über diese machte er sich her, scheuerte und schliff sie blank, und bekam für seine Mühe wiederum zwei Brode, die er zur Tafel mitnahm.

Wem nun dieß Benehmen allzu eigensinnig und fast gesucht erscheinen mag, obwohl es bei Aegidius aus wahrer Herzenseinfalt hervorging, der mag die Meister und Muster in christlicher Lebenskunst, welche die Kirche als Heilige anerkennt, mit jenen Violinisten vergleichen, die ein Orchester dirigiren und deßhalb ihre Saiten um einen Achtelton höher gestimmt haben, als die Uebrigen. Hat ja auch Paulus vor der Gemeinde von Ephesus betheuert: Silber und Gold oder Gewande habe ich von Niemanden begehrt, wie ihr es selber wisset, denn für alles, was mir und meinen Gefährten nothwendig

war, haben diese meine Hände Dienst gethan! (Apostelg. 20.) Welch ein schlagendes, über alle Einwendung erhabenes Beispiel! Der Lehrer der Völker, der Meister aller göttlichen Wissenschaft, der Wohlthäter des Menschengeschlechts, die Lichtfackel Europa's, von dem doch im vollsten Maße der Ausspruch galt, der Arbeiter sey seines Lohnes werth, wollte dennoch keine andre Speise nehmen, mit keinem andren Gewande sich decken, als die er durch seiner Hände Werk erworben. Welch eine Warnung für Alle, die dem Müßiggange fröhnen? und welch ein Strafurtheil über diejenigen, die überdieß noch sich aneignen wollen, was nicht ihr Brod ist, sondern ihren Nächsten gehört? Hat schon der Müßiggänger kaum das volle Recht, dasjenige, was ihm nach bürgerlicher Ordnung zufällt, Sein zu nennen, insofern Niemand bloß dazu geboren ist, die Früchte der Erde zu verzehren, wie erst jeder allzu Geschäftige, der mit Wucher, Hinterlist, Lüge und allen den übrigen Künsten umgeht, die zur Proteusgestaltigen Plusmacherei gehören? »Gib uns heute unser tägliches Brod« — können auch jene Menschen dieß sagen, die den Krähen gleich auf den Saatfeldern sich lagern, oder als schleichende Maulwürfe die Keime benagen, welche der Landwirth seinem Erdreich anvertraut?

Der heilige Bernardinus berichtet, als eine Anecdote seiner Zeit, wie ein italienischer Bauersmann

zum Tische eines Wechslers hintrat, um ein Silberstück in kleine Münze umzusetzen. Der Wechsler zählte die kleine Münze ihm vor, doch bediente er sich, statt der ersten Zahlen, einiger (nicht algebraischer) Buchstaben und Sylben; denn dieß war seine Maxime zu zählen, um seinen Vortheil gleich von vorn herein zu decken, gleichwie der Nachtheil erst nach der Hand zum Vorschein zu kommen pflegt; er zählte nämlich und sprach: »Im Namen Gottes und der Heiligen, sechs, sieben, acht, neun.« Der Landmann witterte, durch die Rauchwolken dieser Gottseligkeit hindurch, den gottlosen Trug, er zählte selber nach, und fand in der kleinen Münze fünf Nummern zu wenig. Flugs warf er dem Wechsler das Geld zurück, und rief: zähle noch einmal. Der wohlgeübte Mann zählte aufs neue, doch ganz nach demselben Systeme wie vorher. Allein der Landmann ließ sich noch weniger täuschen, als das erste Mal; nicht so, mein Freund, rief er: zähle du immerhin noch einmal, und lasse mir Gott und die Heiligen aus dem Spiele! —

Einen ähnlichen guten Rath müßte man eigentlich allen denjenigen ertheilen, die auf christliche Sitte, Redensart und Gebet große Stücke zu halten versichern, während ihr Lebensweg durchs Land der Lüge sich schlängelt. zählet, rechnet und speculiret immer zu, doch lasset Gott, den Gerechten und Wahrhaften, aus dem Spiele! Was rufet ihr

zu ihm mit den Liebesworten: Unser Vater? was flehet ihr zu ihm: gib uns unser tägliches Brod? Dieß hat der Herr den Pharisäern schon begreiflich gemacht: euer Vater ist der böse Dämon, der Lügengeist, so ist auch euer Brod nicht euer, sondern ein Lügenbrod. Und was lehret die Schrift davon? »Das Brod der Lüge ist dem Menschen süß, nachher aber wird sein Mund mit einem Steine erfüllet.« (Sprichw. 20.) Der ungerechte Gewinn, eine Frucht des Truges und der Lüge, macht zwar im Anfange ein schmeichelnd Behagen, doch wird er zuletzt in große Angst und herbe Strafe sich verwandeln. Vom rechtmäßig Erworbenen hingegen heißt es: „der Arbeit deiner Hände wirst du genießen, glückselig wirst du seyn, und Wohlfahrt finden.« (Ps. 127.)

Wenn aber dem so ist, welcher Trost bleibt den Dürftigen und Siechen, und jenen, die bei dem besten Willen nichts erschwingen können? Wo ist dieß Brod, das sie das Ihre nennen dürfen? Allein das Gebet des Herrn ist eben deßhalb in keiner so egoistischen Form verfaßt, daß es etwa zu bitten erlaubt wäre: mein tägliches Brod gib mir, sondern gleichwie die Bitte aussagt: unser tägliches Brod gib uns, so soll auch Niemand der sehr natürlichen Täuschung sich hingeben, als sey Besitz und Erwerb so ausschließlich ihm zugetheilt, daß er seine Habe rein für sich verwenden und verwalten müsse. »Der Herr, sagt Augustinus, will den Reichen durch

den Armen beseligen, und die Treue seines Ausspenders erproben. Er läßt den Armen arm seyn, um ihn zu prüfen; er hat auch den Reichen gesetzt, um ihn durch den Dürftigen zu prüfen.“ Und wie tief fühlte nicht Hiob diese Wahrheit! „Wenn ich den Armen versagt habe, was sie begehrten, und die Augen der Witwe vergeblich harren ließ, wenn ich mein Brod allein gegessen habe, und die Waisen daran nicht Theil hatten, wenn der Dürftige nicht erwärmt ward von den Fellen meiner Schafe, so habe Gott keinen Theil an mir!« (Job. 31.) Welch eine furchtbare Betheuerung? welch eine dunkle Gewitterwolke über den Häuptern der Hartherzigen und Geizigen? Von den Bürgern der alten Stadt Aenea erzählt Plutarch, sie seyen durch ein Orakel gewarnet worden, auch nicht das Geringste von ihrer Habe den Armen zu spenden, weil sie sonst Gefahr laufen würden, ihr Vaterland, Haus, Hof und Vermögen zu verlieren. Und benimmt sich nicht jeder Selbstsüchtler so, als hätte er dieselbe Orakelstimme vernommen? Bei dem mindesten Opfer, das er seinem Nächsten bringen soll, ergreift ihn schon ein solches Erbangen, als sey es um sein ganzes Vermögen geschehen.

Inzwischen gehört, zum Glücke, der Mangel an Nächstenliebe nicht in den Geist der Zeit; wenigstens der Mangel an jener Nächstenliebe nicht, die durch thätige Hilfsleistung sich kund gibt, und

die es noch immer versteht, was die Worte: »unser tägliches Brod gib uns heute,« im Munde der Dürftigen und Bedrängten bedeuten. Denn ihr Ruf zum Vater lautet nicht: gib uns Brod, sondern Unser Brod, welches du uns durch jene verleihen willst, denen du es, für uns, im reichlichen Maße gegeben hast. Und dieß zwar ist einleuchtend genug, daß die Dürftigen um dasjenige flehen müssen, was ihnen zwar von Gott bestimmt und vorbereitet ist, was sie jedoch in Wirklichkeit noch nicht besitzen; allein wenn auch die Reichen, oder die eines sichern Erwerbes sich erfreuen, täglich die nämliche Bitte darbringen sollen, wie bitten sie, daß ihnen von Gott verliehen werde, was ihnen schon gegeben ist? Weil ohne den Segen Gottes unsre Mühe fruchtlos, unsre Hoffnung trüglich bleibt. »Denn nicht, der da pflanzet, ist etwas, noch der die Pflanzung begießet, sondern, der Wachsthum und Gedeihen gibt, Gott.« (1. Cor. 3.)

So bitten wir dann den Geber alles Guten, daß er unser Händewerk segne, und bekennen, daß alles in seiner Macht sey, und daß wir weder dem Schicksal, Zufall, blinden Glücke, noch unserer Kunst und Weisheit, sondern Ihm allein alles zuschreiben. Denn wer einem andren als dem allwaltenden Gotte seine Güter zu verdanken meint, geht ein in die Lüge des Satans, der in seiner gestohlenen Würde, als Fürst dieser Welt, dem Erlöser

die Reiche der Erde zeigte, und frech zu behaupten sich vermaß: »Mir ist dieß alles übergeben, und ich gebe es, wem ich will.« Dem alten Lügner widersagend, bitten nach Christi Gesetz auch die Reichen um das tägliche Brod, damit ihnen nicht entzogen werde, was ihnen bereits gegeben ist; damit sie auch, wie der Apostel lehrt, erinnert werden, nicht hoch von sich zu denken, und nicht auf die unsteten Reichthümer zu vertrauen, sondern auf den lebendigen Gott. (1. Tim. 6.)

Insgesammt aber, so Dürftige als Reiche, bitten wir um das tägliche Brod für heute, damit wir jener Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit eingedenk bleiben, die allen Sterblichen gemeinsam ist. Denn, da wir deßhalb nur des täglichen Brodes bedürfen, weil wir noch im irdischen Leben befangen sind, das in einer Reihe von Jahren und Tagen uns bemessen wird, so mahnt uns eben das Brod an den Tod, auf daß wir der göttlichen Fürsehung nicht vorgreifen, und nicht, gleich jenem reichen Manne in der Parabel, für eine unermeßliche Zukunft unsre Scheuern füllen. Vielmehr mahnet uns das Wörtlein „heute,“ alle jene trüben und ängstlichen Sorgen zu verscheuchen, die aus dem Mißtrauen gegen Gottes Güte hervorgehen. Denn eine vernunftmäßige und geregelte Fürsorge verbeut uns die göttliche Weisheit nicht. Sie sendet uns vielmehr zur Ameise (Sprichw. 6.), damit wir ler-

nen, zur rechten Zeit für Vorrath zu sorgen. Sie sendet uns auch zu den Vögeln der Luft, welche zwar nicht säen und nicht ernten, aber (wie Augustinus beisetzt) fliegen und flattern und suchen, um ihre Nahrung zu finden. Was bei diesen Geschöpfen Trieb der Natur ist, wird bei dem Menschen auf viel höhere Weise durch Vernunft und Erfahrung geleitet; und ist im Naturleben ihr Ziel erreicht, so ist dem Menschenleben ein unendlich höheres Ziel gesetzt: die Vollendung und Beseligung durch Gott. Und während die Thiere ohne Ahnung eines Urhebers alles Seyns und Lebens ihr Daseyn dahin träumen, ist in uns, in der Tiefe des geistigen Selbstbewußtseyns, diese Erkenntniß wesentlich begründet, aus welcher, wenn anders sie recht beherzigt wird, die heilige Pflicht der Dankbarkeit von selbst hervorgeht. »Was soll ich dem Herrn vergelten, heißt es im Psalme, für alles, was er mir gegeben? Den Kelch des Heils will ich empfangen, und den Namen des Herrn anrufen!«

Es wird von Albert, Herzog von Belgien, erzählt, daß er einem bejahrten, durch den Krieg verarmten Edelmanne Tag für Tag von seiner Tafel einige Schüsseln mit den auserwähltesten Speisen zugesendet habe; der Bote, der diese Gaben überbrachte, war nicht aus der herzoglichen Dienerschaft, und es war ihm aufs schärfste anbefohlen, niemals ein Wort davon fallen zu lassen, woher die

Wohlthat komme. Als die Sendung zum ersten Mal geschah, gerieth der dürftige Mann in großes Erstaunen; da sie aber alle die folgenden Tage, Monate und Jahre, die er noch lebte, regelmäßig und ununterbrochen fortgesetzt wurde, so stieg auch täglich in ihm das sehnliche Verlangen, den großmüthigen Spender kennen zu lernen, und oft äußerte er seinen Kummer darüber, indem er bekannte: dieß einzige fürchte ich, daß ich werde sterben müssen, ohne meine Dankbarkeit bezeigen zu können. — Wie vielfältige Güter und Gaben werden von dem unsichtbaren Wohlthäter uns gesendet, und zwar alle Tage, ja alle Stunden und Momente unsres Lebens? Es sind Gaben des Geistes und Gaben der Natur, es sind die Bedürfnisse, ohne die wir keinen Augenblick bestehen können, es sind noch andre zahllose Wohlthaten, die unsre Sinne und unsren Geist erfreuen. Wie sollten wir nicht, statt in Gleichgiltigkeit sie hinzunehmen, als ob es so seyn müßte, eben wegen der fortdauernden Güte des Wohlthäters täglich zu neuem Danke erweckt werden? Denn wer der Geber sey, wem ist es unbekannt? Und was sollten wir mehr fürchten, als im Undank gegen Ihn von hinnen zu scheiden? Nichts ist kürzer auszusprechen, sagt Augustinus, nichts fröhlicher zu hören, nichts süßer zu verstehen, nichts nützlicher zu thun, als was die drei Worte bezeichnen: Dank sey Gott! — — »Meine

Seele preise den Herrn, und alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen. Meine Seele preise den Herrn, und vergesse seiner Wohlthaten niemals. Lobsinget dem Herrn, alle seine Werke, an allen Orten seiner Herrschaft preise meine Seele den Herrn.« (Ps. 102.)

## X.

## Unser tägliches, überwesentliches Brod gib uns heute.

Nicht leicht wird man eine Stelle der Schrift in so verschiedenen Ausdrücken übersetzt und wiedergegeben finden, als die vierte Bitte: unser tägliches Brod gib uns heute. In der syrischen Bibel lautet sie: das Brod unsres Bedürfnisses gib uns heute. Bei dem heiligen Euthymius: unser hinlängliches Brod. In einigen griechischen Bibeln: unser nächst zukünftiges Brod; in anderen: unser vorzügliches, fürtreffliches, auserwähltes Brod. Bei dem Evangelisten Lucas, und nach dem Sinne des heil. Cyprianus und aller älteren Väter: unser tägliches Brod. Bei Matthäus aber, und nach der Uebersetzung des heil. Hieronymus: unser überwesentliches Brod.

Welche von diesen Uebersetzungen und Bezeichnungen ist wohl die rechte? Eigentlich jede, weil sie im Wesentlichen alle übereinkommen. Denn ob wir nun sagen: das Brod, dessen wir bedürfen, oder das für die nächste Zukunft uns nothwendig und vorbereitet ist, oder unser hinlängliches und tägliches

Brod, immer doch ist damit der Inbegriff jener Dinge bezeichnet, deren wir immerfort bedürfen, so lange die Heiligung des göttlichen Namens, die Erwerbung des Reiches, die Erfüllung des Willens Gottes, in diesem sterblichen Leibe und auf der irdischen Wanderung uns obliegt.

Daß aber, von den übrigen Bedürfnissen abgesehen, insbesondre die Nahrungsstoffe, die unser Leben unterhalten, Unser Brod, und zwar »unser vorzügliches, fürtreffliches, auserwähltes und wesentliches, ja überwesentliches Brod« genannt werden müssen, und in welchem Bezuge alle diese Benennungen ihnen gebühren, wird um so leichter einzusehen seyn, je weiter wir bis zu Demjenigen ausholen, der selber keines Brodes bedarf. »Bei dir, heißt es im Psalme, ist der Quell des Lebens, und in deinem Lichte werden wir das Licht schauen!« Der Unerschaffene nämlich allein ist's, der in und aus sich lebet, weil er den Urgrund und die Fülle des Lebens in sich selber trägt; alles Erschaffene hingegen, was da weset und Daseyn hat, steht und besteht so durch Gott, wie es durch Gott entstanden ist, nämlich durch seinen allmächtigen Willen, der seinen ewigen Gedanken (seine Idee) von Wesen außer ihm ins wirkliche Daseyn übergesetzt hat. Und so wird es, im Namen der vernünftigen wie der vernunftlosen Geschöpfe, in jenem erhabenen Psalme ausgesagt: »Alle Lebendigen harren auf dich, daß

du ihnen Speise verleihest zur rechten Zeit. Du spendest ihnen, und sie sammeln, du öffnest deine Hand, und Alles wird von deiner Güte erfüllet. Du wendest dein Angesicht ab, und sie werden zerrüttet; du nimmst deinen Geist hinweg, und sie schmachten dahin, und kehren in den Staub zurück!«

Es ist aber alles erschaffene Leben dreifacher Art: das geistige in den reinen Geistern, das Naturleben im Stein-, Pflanzen- und Thierreiche, und das menschliche oder geistig natürliche Leben in den Menschen. Die reinen Geister, die ihr Ziel nicht verloren, finden die Beseligung ihres Lebens in und aus Gott; und in diesem Sinne redet Raphael zu den beiden Tobias von einer unsichtbaren Speise, die ihn nährt. Die Gewächse und Thiere, als einzelne Gestaltungen und Verselbstigungen des allgemeinen Naturlebens, stehen in ihrem Werden, Wachsen und Vergehen in unaufhörlichem Wechselverkehr mit den Kräften und Elementen der gesammten Natur, von denen sie abhängen. In uns Menschen hingegen sind diese Lebensverhältnisse zu einer ganz andren Ordnung gediehen. Denn ist zwar der menschliche Leib, in den Grundlagen seines Baues, und in seinen Lebensfunctionen so beschaffen, daß er an die höheren thierischen Organismen sich anschließt, und die höchste Blüthe des Naturlebens darstellt, so ist er doch (wie bereits erwähnt) über die Gränzen der Natur empor und hinaus gehoben; die Na-

tur erreicht in ihm das Ziel ihres Strebens zur Persönlichkeit oder zum Bewußtseyn, das sie doch, ihrer Unfreiheit wegen, in sich selber niemals zu erreichen vermag; sie erreicht es aber, indem sie mit dem Geistesleben in innigste Berührung und Verbindung tritt, und in der vorwaltenden Herrschaft des letztern gleichsam sich selbst verliert. Indem also der Leib des Menschen zur Einigung oder persönlichen Verbindung mit dem Geiste erhoben ist, wird er (wie es wenigstens ursprünglich war) dem Geiste unterthan, durch das Leben des unsterblichen Geistes über den Wechsel und die Veränderlichkeit der Natur empor gehalten, und dadurch, in der Einen Menschenperson, die nämliche Unvergänglichkeit ihm zugesichert, welche dem Geiste eigen ist.

Und deßhalb eben ist etwas besonderes damit bezeichnet, da wir flehen: »Unser Vater im Himmel, Unser Brod gib uns heute!« Irdisch zwar sind wir, dem Leibe nach, und bedürfen der irdischen Speise; da wir jedoch einen himmlischen Vater haben, so verhält es sich selbst mit der irdischen Speise anders, als mit jener der Thiere; denn der Thierleib kehrt in den Staub, oder vielmehr in die Elemente der allgemeinen Natur zurück, unser Leib hingegen ist einem ungleich höhern Leben dienstbar, und darum bitten wir mit Recht um »Unser auserwähltes, vorzügliches und überwesentliches Brod, weil diese unsre Speise durch die Ernährung unsres

Leibes, Der ein Bestandtheil unsres Doppelwesens ist, in unsere, d. h. in eine menschliche Natur umgewandelt werden soll, welche in eben dieser wundersamen Vereinheit eine auserwählte, wundersame, zum Selbstbewußtseyn des freien Geistes erhobene, und der Mittheilung der Seligkeit fähige Natur ist.

Wollte aber Jemand, in allzu nüchterner, mehr als mittelmäßiger Beschränktheit, diese Ansicht überschätzt und übertrieben finden, nun so rechte er mit der unendlichen Gottesliebe, die ihm, auch von körperlicher Seite, einen so hohen Standpunct angewiesen, und beklage sich über die viel zu große Würde und Erhabenheit, die ihm, kraft seiner Menschennatur, verliehen worden ist! Denn was ist wohl dem Frivolen und dem Gedankenscheuen widriger, als gerade seine Menschenwürde? Inzwischen sind die Worte, die Matthäus aufgezeichnet hat: „unser überwesentliches Brod gib uns heute,“ nicht sowohl übertriebene als übergemeine und erhabene Worte, welche wir getrost als ein hohes Fundament benützen können, um einige Stockwerke darauf zu setzen, die zu noch höheren Verständnissen uns emporführen; sintemal der Thurm der Glaubenswissenschaft, der über den Tempel der lehrenden Kirche sich erhebt, kein babylonischer Thurm ist, der in den Wolken sich verliert, sondern ein solcher, der über die Wolken hinausragt.

Steht demnach die Grundlage des Baues fest: das tägliche Brod, das unsren Leib ernährt, sey ein überwesentliches Brod, weil es über sich selbst erhoben, und in die höhere Region unseres leiblichen Daseyns versetzt wird, das dem Geiste als Werkzeug seines Thuns und seiner Beseligung dient, und ihm ewig vermählt werden soll, so folget nun — und dieß ist des Baues erstes Geschoß — daß es uns Menschen gegeben sey, unser Brod nicht anders zu essen, als geheiliget von Gottes Hand, und zu Gottes Ehre, wie denn auch Paulus ermahnet: »ob ihr esset, ob ihr trinket, und was immer ihr thun möget, thut alles zur Ehre Gottes!« (1. Cor. 10.)

Wie dann? auch essen und trinken zur Ehre Gottes? in welchem Wechselverhältnisse steht unser Essen und Trinken mit der göttlichen Glorie? Darüber gibt jener alte Gemeinplatz Auskunft, welcher die sehr triftige und keineswegs platte Wahrheit ausspricht: daß Essen und Trinken Leib und Seele zusammen halte; ein Sprichwort, das lange so abgedroschen nicht ist, als daß es nicht sehr fruchtbare Keime des Nachdenkens enthielte. Denn eben dieses Zusammenhalten des Leibes und des Geistes in Einer Persönlichkeit oder Ichheit ist der Bestand und das Wesen der menschlichen Natur; des Menschen höchstes und wahres Ziel aber die Erkenntniß und Verherrlichung Gottes. Da nun diese persön-

liche Einigung, das Fortbestehen des Menschen hienieden, von der Ernährung des Leibes bedingt wird, so soll auch dieß Geschäft allerdings, wenn freilich nur mittelbar, zur Ehre Gottes dienen; und deßhalb, wie der heilige Cyprianus lehrt, bitten wir nicht allein um die uns nöthige Speise, sondern darum auch, daß wir diese Speise von Gottes Hand empfangen, daß sie nämlich, von Gott geheiligt und gesegnet, unsrem Leibe heilsam werde, und auf solche Weise ihn nähre, wodurch er fähiger und willfähriger dem Dienste des Geistes sich eigne.

Und in diesem Sinne nur verstanden es jene ernsten Anachoreten, welche von Speise und Trank zu keinem andren Zwecke Gebrauch machten, und die daher wohl würdig sind, daß ihrer hier insbesondere gedacht werde. Nach einer Erzählung des heiligen Abtes Pastor oder Pömen lebte, in den Zeiten Kaiser Theodosius des Großen, ein Einsiedler in der Nähe von Constantinopel, in einer Gegend, welche dem Kaiser zuweilen zur Erlustigung diente. Da nun dieser bei solchen Gelegenheiten viel Großes und Rühmliches von dem Einsiedler vernahm, als einem von der Welt strenge gesonderten Manne, den man noch niemals außerhalb seiner Hütte gesehen, so entschloß er sich, ihm einen Besuch zu machen. Ohne Begleitung, ohne Kennzeichen seiner Würde, und in ganz schlichtem Gewande trat er zu

dem Alten hinein, grüßte ihn und sprach: mein Vater, ich will heute bei dir speisen. Der Einsiedler erwiederte: das ist ganz gut und billig, und ich habe nichts dawider, doch vor allem andern lasse uns beten. Sie verrichteten das Gebet, und setzten sich dann zu einem kleinen Tische; Theodosius aber, der in der Hütte rund umher blickte, und sonst nichts gewahrte, als einen Korb mit einigen Broden, lächelte und sprach: gib deinen Segen, Vater, damit wir essen. Da trug der Einsiedler hurtig Brod und Salz herbei, goß Wasser in einen Becher, und bewirthete seinen Gast, so gut er's vermochte. Der Gast aber, der bei so glänzender Mahlzeit auch ein Tischgespräch haben wollte, fragte ihn: was machen deine Brüder, die heiligen Väter in Aegypten? Er antwortete: sie beten für euch, die ihr mitten in der Welt seyd, und zum Gebete nicht Zeit findet. Wiederum fragte Theodosius: weißt du, wer ich bin? Der Einsiedler verneinte. Nun dann, sagte er, wisse daß ich Theodosius bin, der Cäsar Augustus, und daß ich aus guter Absicht mich hieher verfügte. Selig seyd ihr, die ihr, frei vom Tumulte der Welt, ein friedliches Leben führet, um nichts anderes besorgt, als um die Wohlfahrt eurer Seele! Denn in Wahrheit sage ich dir, niemals habe ich noch ohne Kummer und Sorge mein Brod gegessen!

So sprach der Augustus, grüßte freundlich sei-

nen Wirth, und begab sich hinweg. In der folgenden Nacht ging der Einsame mit sich zu Rathe, und erwog, was die nächste Zukunft ihm bringen dürfte. Wie wird das werden? dachte er bei sich: nach dem Beispiele des Kaisers werden nun nicht Wenige, sowohl vom Hofe als von den Bürgern, daher kommen, um mir Ehre zu erweisen, ich aber habe keine Versicherung, daß nicht etwa mein Herz an ihren Lobsprüchen sich erfreue; solchergestalten darf ich hier nicht länger verweilen. Und in derselben Nacht noch gürtete er seine Lenden, nahm seinen Mantel und Wanderstab, verließ seine Zelle, und begab sich auf den Weg, um nach Aegypten zurück zu kehren. Dieß sein Benehmen zeigt wohl klar, daß der gute Mann weder in Speise und Trank, noch in der Ehre der Menschen seine Ergötzung suchte, und das Wenige, dessen er bedurfte, rein dem Dienste Gottes widmete, und dieß gewährte ihm die Fülle des Friedens; im grellen Contraste mit ihm befand sich sein Gast, der, als Alleinbeherrscher des ungeheuren ost- und weströmischen Kaiserthumes, von unzähligen Geschäften und Sorgen überhäuft war.

Setzen im Geiste auch wir uns zum Tische dieses Einsiedlers hin, und knüpfen mit ihm ein Gespräch an, so würden wir etwa anfangen und sagen: Fern sey uns die Behauptung, daß du zu den Müßiggängern gehörst, weil du Gebet und Einsam-

keit dir zum Geschäft erwählet hast; doch wirst du auch deinerseits billig seyn, und uns nicht als Leute tadeln, die allzu wenig mit dem Gebete sich befassen, denn unsere Lebensverhältnisse bürden so viele Geschäfte und Sorgen uns auf, daß uns wenig Zeit bleibet, an Gott und Göttliches zu denken. Der Einsiedler hört uns gelassen zu, bedauert unser Loos, und hat nur Eine Frage: ob uns, bei so vielfacher Mühe doch wenigstens zum Essen Zeit erübrige? Allerdings, erwiedern wir, wie sollten wir dazu nicht endlich Zeit finden? ist es ja eben dieß unser tägliches Brod, das soviel uns zu schaffen macht! Allein der Alte hat nur auf diese Antwort gewartet, um Recht zu behalten. Nun dann, sagt er, da euch offenbar Zeit zum Essen übrig bleibt, so ist es erwiesen, daß auch zum Gebete die Zeit euch gegönnet sey, da Essen und Beten so wesentlich zu einander gehören, daß jenes ohne dieses nicht vorgenommen werden soll.

Denn indem die Speise, die wir genießen, unser überwesentlich Brod ist, und in ein Wesen verwandelt werden soll, das Gott angehört und zu Gott erschaffen ist, so ist das Gebet, sowohl vor als nach dem Mahle, eine gar ernste Pflicht, wodurch wir, wie Chrysostomus bemerkt, von den Thieren uns unterscheiden, wodurch wir Gott als den Geber anerkennen, ihm danken, und um die Segnung der Gabe ihn anflehen. »Eine jegliche Speise, lehrt der Apo-

stel, hat Gott erschaffen, auf daß sie von den Gläubigen, welche die Wahrheit kennen, mit Danksagung empfangen werde, und jegliche Creatur Gottes ist gut, denn sie wird geheiligt durch Gebet und Gottes Wort« (1. Timoth. 4.); d. h. durch des Menschen Gebet und Gottes Segen wird die irdische Speise würdig gemacht, in das organische Leben des Leibes, und in den Wechselverkehr desselben mit dem geistigen Leben aufgenommen zu werden.

Bauen wir nun um einige Stufen höher, und fragen, was von den beiden wichtiger und ersprießlicher sey: die Speise selbst, oder das Dankgebet, von welchem ihr Genuß begleitet wird? so könnten zwar diejenigen, die unten stehen bleiben, über solch eine Frage sich lustig machen, und sagen: vom Beten wird man nicht satt, und wir unsrerseits halten es mit der Speise, als der echten Realität und Wirklichkeit! Allein mit so flachem Scherze ist die Sache nicht abgethan. Allerdings ist für die Erhaltung und Kräftigung des leiblichen Lebens die körperliche Speise eine unumgängliche Forderung, und es kann hierüber selbst zwischen Sensualisten und Mystikern zu keinem wissenschaftlichen Streite kommen, denn wenige Wahrheiten sind von Menschen und Thieren so allgemein anerkannt, als diese. Allein der Mensch trägt auch ein geistiges Leben in sich, das durch irdische und körperliche Speise nicht ernährt werden kann; und wenn es zu entscheiden nicht schwer fällt,

ob das geistige Leben in uns den Vorrang vor dem thierischen habe, so wird es eben so wenig im Zweifel bleiben, ob die leibliche Speise einen höhern Werth behaupte, als die geistige.

Daß aber auch der Geist seiner Nahrung bedürfe, wer weiß das nicht? „Kommet, ruft die Weisheit, und esset mein Brod, und trinket den Wein, den ich euch gemischt habe! Denn der Mensch lebet nicht allein vom Brode, sondern von jeglichem Worte, so aus dem Munde Gottes kommt,“ d. h. durch göttliche Offenbarung zu uns gelangt. „Wer die Gerechtigkeit und Wahrheit liebt, sagt der Syracide, den wird sie speisen mit dem Brode des Lebens und der Einsicht, mit dem Wasser der heilsamen Weisheit wird sie ihn tränken, daß er gestärket werde, und nicht schwanke.“ (Eccli. 15.) Wie es ferner einen Hunger und Durst des Leibes gibt, von dem Bedürfnisse des Wiederersatzes und der Erfrischung veranlaßt, so gibt es auch einen Hunger und Durst des Geistes, nach Wahrheit und Gerechtigkeit, nach der Wissenschaft von Gott und seinem Willen; und die ihn empfinden, werden lebendige Seelen seyn, von welchen der Herr sagt: Selig, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden. Wer befriedigt dieß sehnliche Bedürfniß, wer sättigt uns mit lichter und heilbringender Wahrheit, wo nicht die göttliche Weisheit selbst, in liebevoller Offenbarung?

Das göttliche Wort, das, von Gott ausgehend und in Gott bleibend, die Menschen heimgesucht, hat diese Speise der positiven Wahrheit ihnen gebracht, und dieß nicht bloß zu ihrer Belehrung, sondern auch zu ihrer Belebung und Heilung, wie die bereits angeführten Worte des Psalmes lehren: „bei dir, o Gott, ist der Quell des Lebens, und in deinem Lichte werden wir das Licht schauen.“

Und zu dieser erhabensten aller Erkenntnisse hinauf erbauet sich nun die dritte Stufenreihe, sobald wir (mit Augustinus) jene Psalmesworte näher erforschen. Denn was bedeuten wohl die Worte: »bei dir ist der Quell des Lebens, in deinem Lichte werden wir das Licht schauen?« Dieß lehret uns das hohe Evangelium: »im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort; in Ihm ist das Leben, und das Leben ist das Licht der Menschen,« d. h. ihr geistiges Leben und innerstes Wissen durch den Verkehr mit Gott. Wer also ist dieser Quell des Lebens bei Gott, dieses Licht, in welchem wir das Licht schauen? Der Urquell vom Urquell, das Licht vom Lichte, der ewige Logos. Und so lehret er selbst es, da er sprach: »Gleichwie der Vater das Leben in sich selber hat, also hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben in sich selber zu haben.« Und siehe, das Wort und Leben und Licht, des Vaters ewiger Gedanke, durch welchen alle Dinge erschaffen sind, hat selber sich

zu dem geschöpflichen Daseyn herabgelassen, indem er die Menschennatur in seine Persönlichkeit aufnahm; das Wort ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnt, um den ganzen Menschen, im Geiste wie im Fleische, d. h. in seiner geistigen wie in seiner Natursubstanz, zum unsterblichen Leben zu erneuern.

Und welch ein unendliches Liebeswerk hat er begründet, um diesen Zweck, soviel an Ihm ist, in allen einzelnen Menschen zu erreichen? Zwar hat er dadurch, daß er Mensch geworden, ursprünglich mit der Menschheit sich vermählt, so daß er der ganzen Menschengattung angehört; er setzet aber diese Vereinigung und Mittheilung seines gottmenschlichen Daseyns und Verdienstes an die einzelnen Menschen durch jenes Mysterium fort, das von Chrysostomus die Ausdehnung oder Ausbreitung seiner Incarnation genannt wird, durch jene wunderbare Speise nämlich, durch jenes wahrhaft überwesentliche Brod, welches, kraft der schöpferischen Allmacht des Logos, die Substanz seines angenommenen und verklärten Leibes in sich birgt und trägt. Dieß ist das Brod, so vom Himmel herabgestiegen, um den ganzen Menschen zu beleben; dieses ist auch unser tägliches Brod, weil wir desselben täglich bedürfen, und welches daher von den Dienern des Altars als Stellvertretern Christi,

durch das Wort seiner Allmacht und seines letzten Willens täglich gewandelt und dargebracht wird.

Und so verstanden es die Meisten der heiligen Väter, also daß in der Liturgie, die der heil. Isidorus in Spanien eingeführt hatte, auf die vom Priester ausgesprochenen Worte: „Gib uns heute unser tägliches Brod," der Chor im Namen des Volkes erwiederte: »welches du selber bist, o Christus!« Dieses Brod ist auch eigentlich Unser Brod; denn, so sagt Cyprianus: „Das Brod des Lebens ist Christus, und zwar nicht eines Jeglichen Brod, sondern Unser Brod; und gleichwie wir sagen: Unser Vater, weil er ein Vater der Gläubigen und Erleuchteten ist, so nennen wir dieß Brod auch Unser Brod, weil Christus, mit welchem wir hier in Berührung kommen, Unser ist.« Und gleichwie wir sagen: »Unser Vater, der du bist im Himmel," so bitten wir auch um jenes Brod, so vom Himmel herabsteigt, und dem irdischen Menschen das himmlische Leben gibt; denn in Ihm ist das Leben, und das Leben ist der Menschen Licht, und das Licht der göttlichen Klarheit ist eingegangen in die Finsternisse unsrer leiblichen Natur, um ihr die dereinstige Verklärung und Unverweslichkeit zu verbürgen. »Und wer, so heißt es im Psalme, wird die Machterweisungen des Herrn erzählen, wer wird bekannt machen alle seine Wunder?«

Als die heilige Königstochter Elisabeth, in vieler Adeligen Begleitung, auf dem Zuge aus Ungarn nach Deutschland sich befand, um mit dem Herzoge Ludwig von Thüringen vermählt zu werden, erwachte unter den Rittern und Herrn am Hofe des Herzogs manch ein Zweifel, ob er seiner Braut mit ernstlicher Neigung zugethan wäre, und sie baten ihn im Vertrauen, ihnen über seine Gesinnung Aufschluß zu geben. Der Herzog erwiederte: Sehet ihr den benachbarten Berg dort, dessen waldiger Gipfel die Gegend rings beherrscht? Und wenn er ganz von Golde wäre, theurer und lieber wäre mir doch meine künftige Gemahlin Elisabeth! Da trat Ritter Walter von Wargila hervor, und sprach: Ich bitte Euch, Herr, mir zu gestatten, daß ich ihr entgegen ziehe, und diese Eure Worte ihr melde. Thue es immerhin, entgegnete Ludwig, und zum Denkmal und Unterpfand meiner treuen Gesinnung bring' ihr dieß kleine Geschenk. Und er übergab ihm ein kleines Spiegelglas, auf dessen Kehrseite ein Bildniß des gekreuzigten Erlösers sich befand. Elisabeth äußerte beim Empfange dieses Geschenkes eine große Freude, und bewahrte es mit Sorgfalt; es unterliegt auch keinem Zweifel, daß sie viel seltener auf die Spiegelfläche, als auf das Bild ihren Blick geheftet haben werde.

Geben wir nun dieser kleinen Begebenheit eine höhere und symbolische Anwendung, so ist jede

Menschenseele einem hohen und himmlischen Bräutigam verlobt, und ihr irdisches Leben ist eine Pilgerfahrt zu ihm. Er selber hat diesen Namen sich gegeben, und seine Menschwerdung wie seinen Opfertod eine Vermählung genannt, die für immerdar mit dem Menschengeschlechte ihn vereinigte. Dennoch, da er der Heilige und Herrliche ist, wir aber sündhaft und gebrechlich, da er überdieß von seinen Geschöpfen verachtet, gekreuzigt worden, und noch täglich von ihnen verschmäht und gering geschätzt wird, hätten wir allerdings ein gegründetes Recht an seiner Liebe und Huld zu zweifeln. Damit demnach kein Zweifel uns übrig bliebe, sendet er uns, zum lebendigen Andenken, eine himmlische Gabe, welche unter den Gestalten des Brodes eben sowohl ein wesentliches Abbild und Denkmal seines erlösenden Kreuzesopfers, als auch ein krystallner Spiegel ist, der alles, was Licht ist, in sich versammelt und wiederum ausstrahlt.

Denn (so redet Eusebius von Madrid davon) wie die Sonnenstrahlen einen brennbaren Stoff nicht eher anzünden, als nachdem sie im krystallnen Brennspiegel versammelt worden, so wurden zwar gar viele göttliche Wohlthaten der Welt gespendet, die eben so viele Lichtstrahlen der göttlichen Güte und Schönheit genannt werden können, dennoch blieb die Welt ohne Leben und Wärme, bis diese Wohlthaten alle in Christo, wie Lichtstrahlen in einem Herde ver-

sammelt wurden, da er die Fülle seines unzugänglichen Lichtes, und den Glanz seiner ewigen Schönheit in seiner heiligsten Menschheit sichtbar machte, damit wir zu seiner Liebe entflammet würden. Und dieß ist, was er selber lehrte: ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden. Alle diese Lichtstrahlen aber der göttlichen Liebessonne, ja auch zugleich alle Kräfte und Bestrebungen der ganzen Natur in ihrer höchsten Steigerung und Blüthe, wo anders sind sie noch immer versammelt und vereinigt, als im Leibe Christi, unter den Brodsgestalten? »Liebe ihn, ruft Augustinus, der aus Liebe zu dir in diese Gestalten herabgestiegen ist, und die Substanz des Brodes in jene seines Leibes verwandelt hat, um, sich erniedrigend, dich erhöhend, das Licht seiner Ewigkeit mit der Erde deiner Hinfälligkeit zu vereinen! Denn dieß ist, was er feierlich verbürget hat, da er sprach: wer von diesem Brode isset, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.«

Bei welcher Gelegenheit aber sprach er diese Worte? Bei einer Veranlassung, die denselben Weg der Erkenntniß bezeichnet, den wir bisher gegangen sind. Denn nachdem er, durch Gebet und Segenswort, in der Wüste von Bethsaida gewöhnliches Brod vervielfältigt, und Tausende damit gesättigt hatte, und die Menschen nun, eifriger als je vorher, zu ihm sich drängten, sprach er zu ihnen:

ihr suchet mich, nicht weil ihr die Zeichen (die Offenbarung meiner übermenschlichen Macht) gesehen, sondern weil ihr von den Broden gegessen, und euch gesättigt habt; — strebet nicht so sehr nach einer Speise, welche verdirbt, sondern nach jener, die da bleibt ins ewige Leben, und die der Sohn des Menschen euch geben wird.

Diese Speise ist demnach unser überwesentliches Brod, weil sie über die Substanz des Brodes und jene des menschlichen Leibes, ja über alle erschaffenen Substanzen weit hinausreicht. Denn die Substanz des Brodes zwar wird, als Nahrung des Menschen, über sich selbst erhoben, wenn sie in die höhere Ordnung des menschlichen Leibes aufgenommen, und folglich mit dem Geistesleben in Verbindung gesetzt wird. In der eucharistischen Speise aber wird die Substanz des Brodes in jene des Leibes Christi umgewandelt, der nicht bloß mit dem geschöpflich geistigen Leben in Christo, sondern auch mit der göttlichen Wesenheit des Wortes in persönlicher Einheit verbunden ist; hier also wird die körperliche Substanz über alle erschaffenen Wesen bis zur Einigung mit dem schöpferischen Worte erhoben, um uns Menschen zur übernatürlichen Nahrung zu werden. In diesem Brode also tritt der Gottmensch mit allen Menschen, die seinem Tische nahen, in unmittelbare Berührung, und geht in ihr Inneres ein, um sein Leben, das Leben des

neuen und himmlischen Adam ihnen einzupflanzen. (Joh. 6.)

Daß er jedoch zu dieser Absicht gerade nur die Brodesgestalt gewählet hat, wer wird hievon die Ursache nicht wenigstens ahnen, nachdem wir so eben von dem wesentlichen täglichen Brode zu dem überwesentlichen aufgestiegen sind? Nirgends mag diese Ursache tiefer bezeichnet seyn, als in jenem Kirchengebete, das auf die Feier des Altargeheimnisses sich bezieht: »Gib uns, o Herr, daß wir vom immerwährenden Genusse deiner Gottheit erfüllet werden, welchen deines kostbaren Leibes und Blutes zeitlicher Empfang vorbildet *)!« Dieses an den Herrn, also zunächst an Christum den Gottmenschen gerichtete Gebet gibt in der sorgfältigen Wahl seiner Ausdrücke des Aufschlusses und der Belehrung genug.

Denn wie schon der gemeine Sprachgebrauch andeutet, nach welchem auch die Anschauung eines Kunstwerks, die Theilnahme an einem Tonstück, an einem dichterischen oder rednerischen Vortrag ein (geistiger) Genuß genannt wird, so in der That ist jede Anschauung, Erkenntniß und Einsicht eine geistige Erquickung und Ernährung, welche demnach die Sehnsucht und Dürftigkeit des Geistes heilt und erfüllt, wie die körperliche Speise dem leiblichen Le-

---

*) Postcomm. in Miss. votiv. de S. Sacr.

ben aufhilft. Die ewige und vollendete Erfüllung aller geistigen Sehnsucht, welche die Anschauung des Logos in der Ewigkeit und der Endzweck unseres Daseyns ist, kann demnach durch nichts anderes treffender symbolisirt, d. h. sinnbildlich angedeutet werden, als durch leibliche Speise und Trank; so wie hinwiederum diese in jenen zwei Erzeugnissen der Natur und des menschlichen Fleißes ihre allgemeinste Beziehung finden, welche, als Brod und Wein allen übrigen Nahrungsstoffen als Stellvertreter dienen.

Ja diese dem geistig-leiblichen Menschen so höchst natürliche Bildersprache und Symbolik, in welcher er das Geistige durch das Leibliche, und daher auch die geistige Speise durch die körperliche bezeichnet, gibt schon hinlänglichen Aufschluß darüber, wie im heidnischen Cultus so mancher Völker die Speise- und Trankopfer entstanden seyen; ohne daß man eben nöthig hat, in diesen Gebräuchen überall eine dunkle Vor- oder Nachbildung des Christenthums zu suchen. Daß es aber rein mit solcher Symbolik nicht abgethan, und die eucharistische Speise nicht **bloß** als Vorbild des künftigen geistigen und göttlichen Genusses zu betrachten sey, geht daraus hervor, weil es in dieser Speise um Christi **Leib** und **Blut** sich handelt, deren **Empfang** in der Zeit (wie obiges Gebet aussagt) den

Genuß der Gottheit Christi in der Ewigkeit vorbildet.

Der Grund der Sache liegt also tiefer. Wie nämlich der Gottmensch als zweiter Adam der eigentliche Begründer und Erhalter des Menschengeschlechtes ist, welches ohne seine Vermittlung und sein (voraus gesehenes) Verdienst schon mit dem ersten Menschen erloschen wäre, so ist er auch der Erhalter jedes Einzelnen in der Gattung; und wie die gesammte Menschheit nur durch Ihn geschichtlich besteht (daher ihn auch der Apostel das Haupt der Gesammtheit nennt), so auch die einzelnen Glieder der Gattung. Er ist daher eben sowohl der Lebensgrund (Element) des Ganzen, als die Nahrung (Aliment) des Einzelnen, und dieß zwar auf eine nicht bloß figürliche, sondern ganz thatsächliche oder reale Weise im Bereiche des Naturlebens.

Wem übrigens diese Ansichten nicht genügen, dem behagt überhaupt nichts von allem, was an seine innere Dürftigkeit ihn mahnt, da er in flacher Selbstgenügsamkeit keiner himmlischen Speise, keines Lichtes und Lebens von oben bedarf. Zwar finden sich auch der Halbseitigen genug, die nach ihrer Weise das Mysterium hochschätzen und anerkennen, die aber, weil Christi Wort und die Lehre der alten Kirche ihnen nicht zusagen will, die seltsamsten Hypothesen erkünsteln, durch welche sie es so

deutlich und handgreiflich zu erklären suchen, bis es unter ihren Händen entweder zu einem pantheistischen Signale sich verklärt, (weil ihr Gott, das Ein und All in Allem, auch im Brode ist), oder zu einem rein ceremoniären religiösen Gedächtniß- und Erinnerungsmittel an Christum sich entstaltet, und mitunter auch zu einem Symbole von Christi Gegenwart, das in sich leer, und doch real, leblos und doch lebenskräftig gedacht werden müsse, wie etwa ein hölzerner Adler über dem Thore eines Palastes die königliche oder kaiserliche Macht nicht bloß andeute und vorstelle, sondern auch wirklich sey, oder Zeichen und Bezeichnetes in sich vereinige. Mit Einem Worte, sie ahmen in ihren schalen und undankbaren Bemühungen jenem feigen Cäsar und Weltgebieter nach, der unter dem Namen des Heliogabalus verrufen genug ist.

Diesem launen- und possenhaften Manne gefiel es einstens, die vornehmsten Glieder des römischen Senats zu einem Gastmahl einzuladen, zu welchem er die glänzendsten Anstalten getroffen zu haben schien, denn in den Speisesälen war alles aufs Prunkvollste hergerichtet, die Sitze oder Ruhebette mit kostbaren Teppichen bedeckt, und die Tafeln mit goldnen und krystallnen Gefäßen beladen. Die Gäste, in großer Zahl, hatten ihre Plätze bereits eingenommen, und mit großem Pompe wurden die Gerichte aufgetragen; allein was auf den Schüsseln mit Gestalt und Duft

und Farbe täuschte, war entweder aus Holz geschnitzt, oder aus Lehm und Sand und hundert anderen ungenießbaren Dingen zusammengehäuft, geknetet und künstlich bemalt, so daß die schnöde und läppisch betrogenen Gäste hungriger fortgingen, als sie gekommen waren. Wie machen es alle diejenigen, die über das Abendmahl Christi, über das königliche Gastmahl der ewigen Liebe den Nebel ihrer grauen Ansichten verbreiten? Sie verwandeln den Tisch des Herrn in das Gastmahl des Heliogabalus, und würdigen das Wesen und die Wahrheit zu einer hohlen Symbolik herab.

Allein weder der seichte noch der profunde Rationalismus vermag etwas gegen den klaren und unverdeutbaren Ausspruch des Logos. Denn keineswegs sprach Christus: mein Leib ist wie eine Speise, oder gleichsam eine Speise; nehmet hin und esset, und gedenket dabei meines Lebens, meiner Leiden, meiner einstmaligen wirklichen Gegenwart auf Erden; auch sprach er nicht: »dieß Brod soll euch zum Ersatze seyn für meine leibliche Gegenwart, und so oft ihr dieß thuet, soll Christus, das heißt die ewige Idee des Christenthums in euch lebendig werden;« sondern er sprach: „mein Leib ist wahrhaft eine Speise; nehmet hin und esset, dieß ist mein Leib; wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset, so werdet ihr das Leben in euch nicht haben.« Und wer hat jemals an dem buchstäblichen Sinne dieser

Worte gezweifelt? »Das Brod, das wir brechen, ruft Paulus, ist es nicht die Theilnahme am Leibe des Herrn?« Beruft er sich nicht, da er diese Frage stellt, auf eine, schon bei den ersten Christengemeinden wohlbekannte Wahrheit?

Nein, nicht so frostig hat Christus uns geliebt, wie etwa menschliche Vernünftelei es zu bemessen wähnet. Wer einen Maßstab für die göttliche Liebe fertigen will, der finde vorerst einen Maßstab für den Unendlichen selbst, denn Gott ist die Liebe. So innig ist sein Verlangen nach unserem Heile, daß er (nach dem Ausdrucke des Sehers: »machet den Völkern seine Erfindungen bekannt«) dieß wunderbare Mittel erfunden hat, um in einem Jeglichen das unsterbliche Leben zu pflanzen, und das Unterpfand der zukünftigen Freiheit und Herrlichkeit ihm zu geben, welches, eben weil ein Unterpfand, so groß ist, als diese künftige Herrlichkeit selbst. Denn es bedarf keiner Erinnerung, daß jedes Unterpfand, wo nicht größer und werthvoller, doch wenigstens eben so kostbar seyn müsse, als die Sache selbst, welche dadurch verbürgt werden soll.

In wem aber sind Glaube und Erkenntniß hell und lebendig genug, um den unendlichen Werth dieses Unterpfandes zu schätzen? Einen insbesondere zeichnen die alten Geschichtsbücher aus, nämlich König Ludwig den Heiligen. Als er auf seinem unglücklichen Kreuzzuge ins gelobte Land in die Gefangen-

schaft des Sultans von Soria gerathen war, wurden mit dem letztern Unterhandlungen gepflogen, damit er dem Könige freien Abzug in die Heimat gewähre. Der Sultan forderte, dem Herkommen gemäß, ein Unterpfand, um sich für die Haltung der eingegangenen Bedingnisse sicher zu stellen. Welches aber war dieß Unterpfand, das er begehrte? etwa die Hinterlage einer großen Summe Geldes? oder die Rückbehaltung einiger der Vornehmsten aus den fränkischen Rittern und Herren? Weder eines noch das andere, sondern (wie wenigstens Gregor Mastrilli es berichtet) etwas, was von vielen Menschen für wenig oder nichts geachtet wird, aber allerdings kostbarer ist als die ganze erschaffene Welt: das Unterpfand, das er forderte, war eine consecrirte Hostie. Und wie kam der Sultan auf diesen Einfall? Einzig nur dadurch, weil er an dem gefangenen Könige jene unbeschreibliche Liebe und Andacht beobachtet hatte, womit dieser das Mysterium des Altars zu verehren gewohnt war; daher er denn auch kein größeres und verläßlicheres Pfand in Anspruch zu nehmen wußte.

Und wir, indem wir des göttlichen Friedens und des Antheils am ewigen Erbe uns versichern wollen, welch' eine größere Bürgschaft können wir verlangen, als die wir mit der Bitte bezeichnen: »unser überwesentliches Brod gib uns heute«? Auf der irdischen Lebenswanderung, wie Augustinus

sagt, soll dieses Unterpfand über alles uns trösten und ermuthigen, denn derselbe, der uns gewürdigt hat, sich dergestalt uns zu verpfänden, ist überaus viel uns zu geben bereit; wenn das Unterpfand schon so herrlich ist, wie erst jener, dessen Pfand es ist? Wie wird er im himmlischen Vaterlande uns sättigen, der uns hienieden schon so freigebig nährt? O Mysterium der göttlichen Güte! o Band der heiligen Charitas! wen es nach dem Leben verlanget, der weiß, wo und woher; er trete hinzu, er glaube, er vereinige sich mit dem Leibe, der ihn lebendig macht, um für Gott und aus Gott zu leben!«

## IX.

## Und vergib uns unsere Schulden.

Groß und himmlisch, süß und erfreulich, ehrenvoll auch und erhebend ist alles dasjenige, was wir in den ersten vier Bitten bezeichnen und vom ewigen Vater begehren. Wir drücken darin unser lebhaftes Verlangen aus, daß sein Name verherrlicht, daß sein Reich in uns verwirklicht, sein Wille von uns erfüllet werde, wir flehen auch, unter dem Namen des täglichen Brodes, um die leiblichen und geistigen Behelfe, deren wir dazu bedürfen; in allen diesen Bitten und Wünschen benehmen wir uns als treue, eifrige und schuldlose Kinder, die rein ihres Vaters Liebe und Herrlichkeit im Auge haben.

Allein indem wir, in der Bitte um unser tägliches Brod, unsre Dürftigkeit und Abhängigkeit eingestanden, und zugleich schon auf uns selber und unser Inneres den Blick gewendet haben, sollen wir nun auch gewahr werden, daß wir nicht so ganz aus vollster Zuversicht jene erhabenen Bitten vortragen dürfen, als ob zwischen der Heiligkeit Gottes und uns nicht Manches und Vieles noch abzuthun und auszugleichen wäre, und daß wir,

dem Leibe wie dem Geiste nach, nicht einer solchen Gesundheit uns erfreuen, damit jenes Brod, um das wir bitten, uns geradezu gedeihen könnte: daß wir vielmehr krank sind, und als sieche, schuldbeladene Kinder einen Vater voll unendlicher Erbarmung anrufen. So verstand es jener treulose Sohn in der Parabel, der, nachdem er sein Erbtheil trotzig gefordert und schmählich vergeudet hatte, und nun bei rohen Hülsenfrüchten unter den Bestien saß, endlich sich entschloß, seinen Vater um Gewand und Speise anzuflehen, und auf welche Weise? »Ich will aufstehen, und zu meinem Vater sagen: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir, ich bin nicht würdig mehr, dein Sohn zu heißen.« Der Vater aber feierte ein Freudenmahl; denn, sprach er: dieser mein Sohn war todt, und ist wiederum lebendig worden, er ist verloren gegangen, und wiederum gefunden.

Wohl zu beachten ist dieses Und: »ich will aufstehen, und zu meinem Vater gehen!« Wir stehen auf, wir erheben uns von der Erde und ihren Hülsenfrüchten, so oft wir unser Herz zum ewigen Vater wenden, um seine liebreiche Hilfe anzuflehen; doch ist ein Und dabei nothwendig, damit auch der Vater sage: er war todt, und ist wieder aufgelebt, er war verloren, und ist wieder mein; und welch ein Und ist dieses? „Unser Vater, der du bist im Himmel, gib uns heute unser tägliches

Brod, und vergib uns unsre Schulden," oder, wie es bei Lucas heißt: und vergib uns unsre Sünden; denn wir haben gesündigt in den Himmel und vor dir, gegen deine Liebe, und im Angesichte deiner Liebe, und sind nicht würdig mehr, deine Söhne zu heißen, ja weil wir dein Werk nicht gethan, auch deine Knechte nicht, es sey dann, du vergibst uns unsere Schulden, weil du nicht aufhören willst, Unser Vater zu seyn!

Dieß nun ist das große Und, welches die fünfte Bitte mit den vorangehenden verbindet, das jedoch, in dieser wesentlichen Fügung, von wenigen beherziget werden mag. So wenigstens beklagte es der heilige Einsiedler Sabbas. Von Hunger und Durst gequält, spürte einst eine Rotte von Barbaren aus dem Volksstamme der Agarener in der Wüste umher, in welcher er wohnte; sie fanden seine Hütte, und drangen ungestüm hinein, um nach Speise und Getränken zu suchen, und überhäuften, da all ihr Suchen vergeblich blieb, den greisen Einsiedler mit Schmähworten und Drohungen aller Art. Sabbas aber, ohne ein Wort dagegen zu verlieren, breitete ein Schaffell aus, und setzte ihnen einige Kürbisse und andere Früchte vor, womit sie zur Noth sich sättigen konnten; es war dieß das einzige, was sein Vorrath darbot. Sie gingen nun friedlich ihrer Wege, aber nach wenigen Tagen erneuerten sie ihren, dießmal höflichern Besuch, denn sie brachten

ihm, zum Zeichen ihres Dankes verschiedene Nahrungsmittel mit. Weh uns, seufzte da Sabbas: verwilderte Barbaren sind einer so geringfügigen Wohlthat eingedenk, und lohnen sie mit dankbarer Gesinnung, wir aber genießen täglich der Gaben unsres Schöpfers, und vergelten ihm mit Undank! — Und eben dieß Geständniß ist es, das im Zusammenhange der vierten und fünften Bitte verborgen liegt: gib uns heute unser tägliches Brod, spende uns die Gaben, deren wir so vielfältig bedürfen, und vergib uns unsre Schulden, die wir durch Undank gegen die Gabe und den Geber uns aufgebürdet.

Denn können wir ihm zwar für seine Liebeswerke, von welchen unser Daseyn, unsre Würde und Wohlfahrt abhängt, nichts geben noch vergelten, auch seine rein innere und ursprüngliche Seligkeit durch unsre Ehrerbietung nicht vermehren, so besteht nichtsdestoweniger der Dank, den er fordert, in jener weisen Benützung seiner Gaben in Befolgung seines Willens, wodurch wir fähig gemacht werden, neue und noch höhere Gaben von ihm zu empfangen, und dadurch die stete Verherrlichung und Heiligung seines Namens, d. h. die reichere Offenbarung seiner reinen Liebe zü befördern.

Wir benützen aber unser leibliches, wie unser geistiges Leben, und alles, was die Welt und Natur uns darbieten, nach Gottes heiligem Willen,

wenn wir diesem, im Gewissen und in der positiven Offenbarung ausgesprochenen Willen unsre Freiheit unterwerfen, anerkennend, daß wir als bedingte Wesen von dem Unbedingten abhangen, und daß der Unerschaffene das volle Recht der Herrschaft über seine Geschöpfe behauptet. Da nämlich Gott der Unbedingte ist, so ist er auch der absolute Herr; dahingegen das erschaffene Wesen, in seiner gänzlichen Abhängigkeit und Beschränktheit, sein eigener Herr nicht seyn kann, sondern den Willen Gottes als sein Gesetz betrachten muß. Gehorcht nun das freie Geschöpf diesem Gesetze nicht, so verläugnet es damit seine Bedingtheit; es maßt sich des Rechtes Gottes an, und in dieser lügenhaften Anmaßung eben bestehet die Sünde.

Was ist also die Sünde? Das Wort oder die Benennung ist sehr gemein, das Verständniß oder Mißverständniß vielfach. Dringt man auf die Begriffsbestimmung oder Definition, so ist man zu sagen oder zu hören gewohnt: die Sünde sey nichts andres als die Beleidigung Gottes, und diese Beleidigung eben sey mehr als Undank, weil Undank bloß den Mangel und das Versäumniß des Dankes bezeichne. Da stehen wir aber vor einem ähnlichen Irrgang, oder doch fehlerhaften Zirkelbeweise, wie wir ihn früher fanden, da es um die Idee der Heiligung oder Entheiligung des göttlichen Namens sich handelte.

Wenn etwa, wie es häufig genug geschieht, ein Sensualist und ein Christ mitsammen des Weges ziehen, und der erstere seinen frommen Gefährten stachelt oder spornet: thue dieß, thue jenes, und lasse durch mein Beispiel dich ermuntern! so antwortet der Fromme und spricht: »dieß kann ich nicht.« Und warum kannst du nicht? »Weil ich nicht darf.« Warum darfst du nicht, Bester? fährt der Proselytenmacher fort, was hält dich ab, was fürchtest du? Es wäre dieß, erwiedert der Gottesfürchtige, eine Beleidigung Gottes, ich würde damit meinen Gott gar schwer beleidigen! Da wirft aber der Weit- und Hochgediehene im Gefühle seiner Emancipation ein lautes Gelächter auf, und katechesirt seinen kindischen Freund des Weitern. Wo ist Gott, sagt er, daß du mit deiner Beleidigung ihm nahe kommst? wer ist Gott, daß du ihn beleidigen kannst? Ist er etwa auch ein verdrießlicher, empfindsamer, leidenschaftlicher, ehrgeiziger Mann wie unser eins? Oder hegest du von ihm so armselige, kleinliche und abergläubische Gedanken, daß du dir einbildest, du armes Erdengeschöpf vermögest ihm, dem Allmächtigen, ein Leid, eine Kränkung zuzufügen? — So etwas, entgegnet der Stille, meine ich nicht. — Kannst du also Gott beleidigen? — In diesem Sinne nicht. — Warum thust du also nicht, was du mich thun siehest? — Weil es Sünde ist. — Was ist Sünde? — Eine Beleidigung Got-

tes, ja eine unendliche Beleidigung, die er unvermeidlich strafen muß!

Da stehen wir also wieder an dem alten Orte, und kommen auf diesem Wege nicht vorwärts, so daß jener gottlose Gottes- und Sündevertheidiger triumphirend die Hände reibt, wenn er, der Blinde, einen blinden Lehrling bis zu solcher Höhe geführt hat. Es ist aber, hart unter der kahlen Höhe, eine tiefe Grube, ja ein gähnender Abgrund; denn hat ein Menschenkind einmal den splendiden Gedanken aufgefaßt, daß Gott nicht beleidiget werden könne, so ist er mit der sogenannten Sünde und Schuld aufs Reine gekommen, und hofft auch über den Abgrund hinüber zu steigen. Da wir demnach an so gefährlichem Abhange stehen, und die Nothwendigkeit einsehen, einen andern Erkenntnißweg zu suchen, so möge dazu eine seltsame Begebenheit uns verhilflich seyn, die zwar Niemanden als factische Wahrheit aufgedrungen wird, aber, auch ungeglaubt, zu ferneren Verständnissen leitet.

Es hatte nämlich, zur Zeit, da der verschollene Atheismus in den Schwung der Mode gekommen, ein adelicher Jüngling zu Toulouse das selbstverschuldete Unglück, unter eine Rotte neugebackener Atheisten zu gerathen, und machte unter diesen flotten Lehrmeistern so rühmliche Fortschritte, daß er schon nahe daran war, jenes Glaubens- oder Unglaubensbekenntniß abzulegen, welches damals in

dem herzhaften Hinwegläugnen eines wirklichen und persönlichen Gottes bestand, und keineswegs, wie etwa im neunzehnten Jahrhunderte, in die schwungvollen und schimmernden Redensarten der pantheistischen Frommthuerei sich verkleidete. Bevor er aber diesen stolzen Unsinn ausführte, wollte er, weil noch manche Scrupel in ihm laut wurden, einen Versuch ganz eigener Art (ein theognostisches Experiment) anstellen, um daraus, wie etwa ein Chemiker mittelst seiner Reagentien, zu erfahren, ob denn im Himmel, wie man zu sagen pflegt, ein wachender, allsehender Geist zugegen sey, welcher die Handlungen der Menschen beobachte, und Kenntniß von selben nehme. Dieß zu erkunden, wanderte der neue Titan im verjüngten Maßstab bei spätester Abenddämmerung vor die Stadt hinaus, stellte sich in einer öden und einsamen Gegend unter dem freien Himmel hin, legte sein hispanisches Mäntelchen ab sammt dem befiederten Tressenhut, zog vom Leder, hob den schmalen spitzen Studentendegen gen Himmel empor, und begann ganz förmlich den Herrn des Himmels und der Erde herauszufordern. Wohlan denn, rief er, wenn es einen Gott gibt, es sey in der Höhe, es sey in der Tiefe, so zeige er sich; er stelle sich auf diesem Felde, und trete gegen mich in einen ehrlichen Zweikampf; erfahre ich dadurch, daß du wirklich bist, so will ich dich glauben und bekennen! Da nun, wie leicht voraus zu setzen,

auf diese tolldreiste Rede alles still und ruhig blieb, und nichts zum Vorschein kommen wollte, brach der neufränkische Prometheus, im Kampfe zwischen Gespensterfurcht und Heldentrotze, in völlige Wuth aus, rasete gleich einem Roland auf dem Stoppelfelde umher, und erhob seine Stimme zu den tollsten Declamationen, in welchen er mit weniger Witz als Aberwitz der Allgegenwart Gottes Hohn sprach, und als einem Unwesen oder non ens mit wüstem Gelächter ihm den Dienst aufkündigte.

Und was geschah? Trug etwa der Sturm eine schwarze Gewitterwolke über sein Haupt daher? erfaßte ihn ein heulender Wirbelwind, um den Leichten an einen Felsen zu schleudern? zuckte ein Blitzesdolch zu ihm herab, und schmetterte ein Donnerschlag auf seinen Scheitel nieder? Das eben nicht. Denn auch der alte Jupiter der Heiden hätte allzuviel zu thun gehabt, sollte er jede Lästerung mit einem Donnerkeil zurecht weisen. Oder erhob sich etwa eine Grauengestalt, ein schauderhaftes Ungethüm vor den Augen des Windmühlkämpfers, darob vor Entsetzen ihm die Haare sich sträubten? Alles das hört sich gut, und unterhält mit anmuthigem Grauen, doch nichts von dem hat auf dem Felde bei Toulouse sich ereignet. Was denn also? Denn etwas muß ja doch geschehen seyn, wenn die Scene zu einer Begebenheit sich gestalten sollte?

Allerdings geschah etwas, was man eben so we-

nig wüßte, als das Bisherige, wenn der Held dieser Historie es nicht selbst erzählt, und eidlich bekräftigt hätte. Es schien ihm nämlich, als zeigte sich ein heller Schimmer oder Lichtblick oben am Himmelsgewölbe, und als schwebte etwas, wie ein Papierblatt von überaus glänzender Weiße herunter, das bis zu seinen Füßen sich herabsenkte. Es war ihm ferner, als faßte er dieses Blatt und erhob es von der Erde, um die Worte zu lesen, die darauf mit goldenen Buchstaben geschrieben sich zeigten; es waren aber die drei ersten Worte des 50. Psalmes: miserere mei Deus, »erbarme dich meiner, o Gott!« Und plötzlich, wie in einen andern Menschen verwandelt, fiel er auf die Knie, zerfloß in Thränen, schlug an sein Herz, kehrte langsamen Schrittes in seine Wohnung zurück, brachte die ganze Nacht in Wehmuth und Nachdenken zu, und sobald der Morgen grauete, eilte er in ein Gotteshaus, um durch ein reumüthig Bekenntniß sich zu entsühnen, bewahrte auch von jetzt an einen gottesfürchtigen und emsigen Lebenswandel. So erzählet Jacobus Lobbet, ein gelehrter Mann, in seinen Fragen und Untersuchungen über die Evangelien.

Nun bedarf es zwar keiner Fragen und Untersuchungen über diese Erzählung des Jacobus Lobbet, worin etwa abzuhandeln wäre, ob sie in objectiver oder in lediglich subjectiver Wahrheit anzunehmen sey, und ob, im letztern Falle, die ganze

Erscheinung als ein gewöhnlicher Traum, oder als eine Täuschung des wachen psychischen Lebens, oder als ein warnendes Fantasiebild höherer Ordnung betrachtet werden müsse? Denn jeder Psycholog wird finden, daß jener Himmelsstürmer in der Art und Weise, wie er mit der Gottesidee fertig werden wollte, nicht soviel wie ein genußsüchtiger Wüstling, sondern wie ein Fanatiker sich benahm, und da die Extreme sich berühren, so konnte, sagen sie, auf den Ausbruch der wildesten Keckheit gar leicht der Gegensatz der verzagtesten Gewissensangst sich einstellen, die bis zur Vision sich steigerte. Der Hauptbeweis aber, daß der ganze Vorgang rein subjectiv gewesen, ergebe sich daraus, weil der junge Schwärmer jenes mit goldnen Buchstaben beschriebene Blatt, so ihm vom Himmel herab gesendet worden, nicht mit nach Hause getragen habe. Da sich nun gegen alle diese nüchternen Ansichten nichts einwenden läßt, so fragt sichs freilich um so mehr, was es mit der erzählten Begebenheit soll, die mehr einem träumerischen Monolog zu vergleichen ist, und die sich eben so gut hätte ereignen können, wenn der fanatische Theurg zu Hause unter der Federdecke geblieben wäre?

Allein, näher betrachtet, bleibt sie in jedem Falle lehrreich und brauchbar genug. Denn was vor allem das Wagestück des kühnen Recken betrifft, zu einer förmlichen Herausforderung Gottes ins freie

Feld, oder ins Universum herauszutreten, und dieß ohne andern Secundanten, als den eigenen blinden Uebermuth, das ist ein Unterfangen, das mehr als zu häufig in allen Orten und Zeiten sich wiederholt. »Die Wohnungen der Ungerechten, sagt Hiob, sind voll des Ueberflusses, und tollkühn fordern sie Gott heraus.« (Job. 12.) »Sie haben mich herausgefordert, sagt der Herr, durch die Werke ihrer Hände.« (Jerem. 44.) Die Roheren unter den Unfrommen, wie sie noch immer herauswuchern aus dem alten faulen Stamme des Weltweisen oder Weltnarren von Ferney, fordern Gott heraus, daß er sich zeige, indem sie behaupten, sie wollen den Unsichtbaren glauben, sobald sie ihn zu Gesichte bekommen, und indem sie in barer Unverschämtheit reden und thun, was ihnen beliebt, dabei jedoch dociren: Gott könne auf keinen Fall beleidigt werden, denn sofern er wirklich existirte, würde er sich doch um menschliche Dinge nicht kümmern. Und so höhnte diese Partei schon zu Hiobs Zeiten: »die Wolken sind seine Hülle, und er beachtet unsre Vorgänge nicht, und lustwandelt auf den Terrassen des Himmels! (Job. 22.) Die aber einer höhern und edlern Bildung sich erfreuen, und in sich selber das Absolute gefunden haben, reden von Gottheit und Göttlichem zwar mit religiöser Erhabenheit, doch kennen sie keinen außerweltlichen persönlichen Gott, der die Welt und sie lediglich aus liebreicher Macht-

vollkommenheit erschaffen hat, ohne sie eben erschaffen zu müssen; auch diese wissen von keiner Beleidigung Gottes, da sie ja selber, mit allem ihren Thun und Lassen, nur eine besondere Manifestation der Gottheit sind; auch sie fordern also Gott heraus, daß er als ein persönlicher Gott sich zeige.

Da schwebet aber, in der Nacht dieses Erdenlebens manch ein weißes, schimmerndes Blatt, mit goldenen Lettern beschrieben, von himmlischen Höhen herab, ja alle diese Blätter zusammen bilden die vollendete (geschichtliche) Gottesoffenbarung in den Büchern des alten und neuen Bundes, welche von den Vätern oftmals ein Sendschreiben Gottes an die Menschen genannt wurden. Und was wird uns mitgetheilt darin? »Suchet den Herrn, solange er gefunden werden kann, rufet ihn an, solange er nahe ist! Der Gottlose verlasse seinen Weg, der Verkehrte seine Gedanken, und kehre zum Herrn zurück, und er wird sich seiner erbarmen, zum Herrn, unserm Gott, denn überaus bereitwillig ist er zur Vergebung! Denn nicht wie eure Gedanken sind Meine Gedanken, und eure Wege nicht Meine Wege! sondern wie die Himmel erhöhet sind über die Erde, so meine Gedanken über die euren.« (Isai. 55.) »Ich bin es, ich der Herr, und außer mir ist kein Erlöser. Vom Anfang her bin Ich, und Niemand ist, der aus meiner Hand errette; wirken werde ich, und wer wird es abwenden? Ich bin euer Herr,

der Heilige, ich euer Schöpfer und König!“ (Isai. 43).

Was lehren diese und tausend ähnliche Stellen der Schrift? Sie zeigen uns einen wahrhaften, lebendigen, persönlichen, liebreichen, und in der Reinheit seiner Liebe heiligen Gott, dessen liebreicher Wille unser Gesetz ist, sowie hingegen aus der Verachtung desselben die Sünde hervorgeht. Die Sünde kann also durchaus in ihrer wahren Gestalt nicht erkannt werden, sofern wir nicht den lebendigen Verkehr ins Auge fassen, der zwischen Gott und dem Geschöpfe, zwischen dem göttlichen und geschöpflichen Willen bestehen soll. Wird dieser Lebensverkehr gestört und unterbrochen, so geschieht dieses eben so wohl durch den Widerspruch des erschaffenen Willens gegen Gott, als durch die Rückwirkung Gottes gegen diesen Widerspruch. Welchen Namen aber trägt die Widersetzlichkeit des Geschöpfes gegen Gottes Heiligkeit und Liebe? Ihr Name ist: Beleidigung Gottes. Wie so eine Beleidigung? Da steht der Jüngling von Toulouse vor uns, der den blanken Degen gen Himmel zückt, Gott herausfordernd zum Zweikampfe. Vermochte dieser Thor Ihn zu kränken, zu verletzen? Keineswegs. Hat er in seiner ruchlosen Thorheit dennoch Gott beleidigt? Sonder Zweifel. Denn indem der erschaffene Geist aus der ganzen Tiefe seiner Persönlichkeit und Freiheit gegen Gott sich auflehnt, die Ehrfurcht ihm

versagt, der Herrschaft seiner reinen Liebe thatsächlich (factisch) widerspricht, und sein höchstes Recht auf den entsprechenden Willen des Geschöpfs verletzt, frevelt er wirklich gegen Gott, dem er, so viel er's vermag, die herrschende Macht entreißt. Denn die wirkliche Liebesherrschaft Gottes über ein freies Geschöpf wird jedesmal relativ gemindert oder aufgehoben, so oft ein solches Geschöpf ihm den Gehorsam versagt; der erschaffene Geist aber, der so handelt, läugnet und vernichtet, soviel an ihm ist, den Machteinfluß Gottes.

Was ist demnach, im wahrhaften Sinne, die Beleidigung Gottes? Alles Leiden besteht in der Empfindung oder Wahrnehmung eines gestörten, naturwidrigen Zustandes. So oft nun ein Geschöpf dem göttlichen Willen oder der Idee Gottes, d. h. der Absicht, die Gott mit ihm vorhatte, widerspricht, tritt in Gott die Anschauung und Wahrnehmung dieses heillosen Widerspruches ein, welche Ihm, weil er die ewige Wahrheit ist, keineswegs gleichgiltig, d. h. gleichgeltend (mit der entgegengesetzten Anschauung gleichbedeutend) seyn, welche aber dennoch seine Seligkeit nicht im Mindesten beeinträchtigen kann, weil er die Seligkeit in sich und durch sich selber ist. Darum eben bekennet der verlorne Sohn: »ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir,« und der Psalmensänger: »dir allein habe ich gesündigt;« denn zwar ist die Sünde ein Widerspruch

gegen Gott, doch aber nicht so, daß diese feindselige Richtung des Willens gegen Gott ihm eine wirkliche Verletzung, ein Leid zufügen könnte, sondern sie ist die Lästerung eines Rebellen in den Himmel hinein, d. h. eine gegen die Idee Gottes streitende Lüge, die vor ihm nun, vor seiner Allgegenwart und Weisheit als häßliche Lüge erscheint, und nothwendig einen Widerspruch dieser Weisheit und Wahrheit gegen die Lüge hervorruft.

Ist also die Beleidigung Gottes nicht von der Art, daß sie ein Leid (passio) mit sich führt, wie bei den Menschen, so hört sie deßhalb doch nicht auf, eine Beleidigung, ein Majestätsverbrechen zu seyn. Ja als der unsichtbare Gott, in der Einigung mit der Menschheit in Christo, persönlich, verkörpert und sichtbar in die Menschenwelt eintrat, zeigten sich die Widersprüche der Menschen sofort in so entschiedener Bosheit, daß die Beleidigungen Gottes in jenen grausamen Feindseligkeiten gegen den Gottmenschen sich kund gaben, die hier zu einem wahren und unsäglichen Leiden, zur Passion oder zum Leiden Christi sich gestalteten. „Wer mich hasset, sprach er, der hasset auch meinen Vater.“ Damals vereinigten sich alle Beleidigungen Gottes in sein schmerzliches Leiden, damit er durch dieß freiwillige Leiden alle Beleidigungen Gottes sühnte.

Ist nun die Sünde von Seite des Geschöpfes unläugbar die Beleidigung Gottes, oder der Wi-

derspruch gegen seine Wahrheit, Würde und Liebe, so erfolgt von Seite Gottes nun die Behauptung seines unwandelbaren heiligen Willens, also der Widerspruch gegen den rebellischen Willen des Geschöpfes, und aus diesem Widerspruche Gottes, den man den Zorn Gottes nennt, geht das wesentliche Uebel der Sünde hervor: die Schuld. Was soll aber verstanden werden unter dem göttlichen Zorne? Eben so wie Gott, auf menschliche Weise, nicht in Leid versetzt werden kann, ist in ihm auch kein menschlicher Zorn als Passion oder Leidenschaft denkbar; und der Zorn Gottes demnach durchaus nichts wesentlich Verschiedenes von seiner Heiligkeit oder reinen Liebe. Wie so dieß? Rein durch diese Liebe, die durch das Geschöpf nichts gewinnen und nichts verlieren kann, hat Gott demselben sowohl die unermeßlich große Gabe der Freiheit, als auch das Gesetz verliehen, wie es dieselbe zum eigenen Heile anzuwenden habe. Hat das Geschöpf nun diese Freiheit mißbraucht und das Gesetz verachtet, so behauptet sich Gott, ihm gegenüber, in der Unveränderlichkeit seines heiligen Willens, seiner ewigen Wahrheit, und eben dieses unwandelbare Bestehen des göttlichen Willens gegen die Lüge des Geschöpfes ist der Zorn Gottes, welcher als Widerspruch gegen den Widerspruch sich kund gibt, und dem treulosen Geiste als das Donnerwort der Verurtheilung und Trennung sich offenbart.

Und dennoch ist dieses Urtheil, oder die Strafe der Sünde, nicht soviel Gottes, als des sündhaften Geschöpfes Werk, indem der Widerspruch gegen die Wahrheit der letztern selbst nichts anhaben kann, wohl aber gegen den Rebellen sich zurück wendet und in ihm haftet. So erkennet und bekennet es jener reumüthige Sänger: »denn ich erkenne, sagt er, meine Ungerechtigkeit, und meine Sünde ist allezeit gegen mich;« er sagt nicht: du, o Herr, bist gegen mich, sondern: meine Sünde, mein Widerspruch hat gegen mich selbst sich zurück gewendet.

Denn ist auch die sündhafte That der Zeit nach vorüber, so bleibt ihr wesentliches Uebel: die Schuld, und ihre wesentliche Folge: die Strafe, untilgbar zurück, es sey dann durch die Aufhebung und Tilgung des Widerspruches, durch die freiwillige Rückkehr des Geschöpfes zur Unterwerfung und Wiederaufnahme in die göttliche Liebe, wann und wo sie möglich ist. Und diese Rückkehr ist es, an welche jenen Jüngling von Toulouse die goldnen Worte auf dem weißen Blatte mahnten: »erbarme dich meiner, o Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit, und in der Fülle deiner Erbarmungen tilge meine Ungerechtigkeit« (meinen Widerspruch gegen deine Heiligkeit und Wahrheit). Diese Worte aber sind ursprünglich wahrhaft vom Himmel herabgekommen, und wurden durch den Geist der gött-

lichen Liebe einem reinigen Herzen eingeflößt, um aus demselben wieder zum Himmel empor zu steigen, und die Liebe Gottes, die ihm bisher als Zorn entgegen stand, wiederum als Liebe zu finden. Eben dieß soll daher auch unsere tägliche Bitte seyn: erbarme dich unser, o Gott, in deiner großen Barmherzigkeit, und in der Fülle deiner Erbarmungen vergib uns unsre Schulden.

Und wenn wir, mit Bedachtnahme auf die bisherigen Erwägungen, diese Bitte noch einmal betrachten: wie ganz anders ist hier der Sinn, da wir sagen: unsre Schulden, als da wir in der vierten Bitte flehen um unser Brod? Unser nennen wir das Brod, insofern es als Gabe und Geschenk von Gott uns verliehen wird; unser nennen wir auch die Sünde, weil die Schuld lediglich in uns oder an uns ist, hervorgegangen aus dem Widerspruche unsres eigenen, freien Willens, aus dem Innersten unsrer eigenen Selbstheit. Wir suchen daher auch nicht, uns zu entschuldigen, oder, durch eine neue Lüge und Sünde, die Schuld hinweg zu läugnen, sondern wir bekennen unsre Schuld, und flehen um ihre Tilgung durch die Theilnahme an dem Verdienste desjenigen, der für uns überfließend reiche Genugthuung geleistet hat. Denn das vollkommene Opfer des tiefsten Gehorsams und der schuldlosen Buße, das der Mittler für uns gebracht, hat nicht allein die Menschheit, d. h. die Menschengattung

überhaupt von dem alten Widerspruche befreit, und mit dem ewigen Vater versöhnt, sondern soll auch jedem Einzelnen zur persönlichen Sühnung gereichen, und dauert daher (in der Kirche) so wirksam in der gesammten Menschheit fort, daß aus dieser Quelle auch für die persönlichen Vergehungen der einzelnen Menschen Versöhnung und Heilung fließt.

Und gleichwie das Lehramt und die priesterliche Würde Christi in der von ihm erlöseten Menschheit fortbestehen durch das lebendige Wort, und durch das tägliche Opfer, so lebt auch seine königliche oder richterliche Würde in der Kirche fort, durch die ihr gegebene Macht, von der wesentlichen Schuld und Strafe der Sünde loszusprechen. Es ist also keineswegs damit abgethan, daß wir Gott um die Verzeihung der Sünde anrufen, gedenken wir dabei nicht der Pflicht, die Erhörung dieser Bitte auf dem, von Gott uns angewiesenen Wege der (sacramentalen) Buße zu erreichen. Welcher gläubige Katholik wird dieß nicht einsehen? wird er ja an seine Sünden, und an die Pflicht der Rückkehr oder Buße erinnert, so oft er das Vater Unser betet!

Da lebte aber in Rom, noch in der heidnischen Zeit, ein seltsamer Wüstling, Lucius Neratius genannt, der seine ganz besondere Lust und Ergetzung darin fand, freien, rechtlichen und harmlosen Menschen, die auf öffentlicher Straße ihm begegneten, ins Angesicht zu schlagen. Allerdings kam diese Lieb-

lings=Unterhaltung ihm theuer genug zu stehen, denn nach dem Gesetze der zwölf Tafeln war zur Strafe für jede solche Insolenz eine bedeutende Geldsumme festgesetzt. Neratius ging daher nie anders über die Straße, als in der Begleitung eines Knechtes, der einen vollen Geldsack ihm nachtrug. So oft ihn alsdann die thörichte Lust anwandelte, theilte er den Bürgern, die ihm in den Wurf kamen, die Backenstreiche zu, und zahlte ihnen, allen ferneren Anklagen und Richtersprüchen zuvor zu kommen, auf der Stelle die im Gesetze bestimmte Summe aus. Als jedoch die Prätoren von dieser Unverschämtheit Kunde bekamen, schafften sie das alte Gesetz ab, und führten ein neues ein, kraft dessen jede persönliche Beleidigung der Art nach dem Bestande der That, und nach Maßgabe der jedesmaligen Würde des Beleidigten bestraft werden mußte.

Welche unter den Kindern der Kirche haben Anspruch auf die Ehre, diesem Neratius vergleichbar zu seyn? Die aus der Ursache vermessentlich freveln, weil ihnen ein Mittel zu Gebot steht, dem Uebel, sobald sie wollen, wieder abzuhelfen, indem sie sich darauf verlassen, die jedesmalige Beichte sammt der darauf folgenden kleinen Bußaufgabe werde alles wieder in Richtigkeit setzen. Allein wer sieht nicht, wie sehr sie dabei sich verrechnen? Es mag die begangene Sünde nun das Recht des Nächsten angehen oder nicht, immer ist sie, als Ver=

letzung des göttlichen Gesetzes, eine Beleidigung Gottes, und zwar von unendlicher Größe. Nun hat zwar Gott zur Sühnung ein Mittel von unendlicher, weil sacramentaler Kraft eingesetzt, nämlich die Beichte. Wird sie aber zur steten Erneuerung des Frevels gemißbraucht, so ändert Gott, im besondern Bezuge auf solch einen Mechanismus, seinen Beschluß, und das allgemein giltige Mittel hört in diesem Falle auf, ein Mittel zu seyn. Ja indem wir bitten: vergib uns unsere Schulden, dürfen wir keineswegs es so verstehen, als meinten wir, wie etwa der Wortverstand in übler Auslegung lauten würde: lasse unsre Schuldigkeit uns nach, enthebe uns der Pflichten gegen dich und unsren Nächsten; sonst könnte etwa, wer fremdes Eigenthum an sich gebracht, statt auf Ersatz zu denken, eben auch mit einem frommen Seufzer sich helfen und sagen: vergib uns unsere Schulden. Denn indem diese Bitte mit der tröstlichen Zuversicht auf die Barmherzigkeit Gottes uns aufrichtet, erinnert sie uns doch zugleich an seine Gerechtigkeit und Wahrheit, mit der wir in aufrichtiger Gesinnung nur versöhnet werden können.

Es begab sich um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, daß Joserannus, ältester Sohn des Lidericus, Grafen von Flandern, mit seinen Brüdern im Bezirke des Schlosses, außerhalb der Zugbrücken verweilte, wo sie mit jugendlichen Spielen

sich unterhielten, als ein armes, von Kummer und Noth gebeugtes Weib ihm in einem Körbchen einige Baumfrüchte anbot, und ein geringes Geld dafür begehrte, um, bei dem damals herrschenden, sehr drückenden Nahrungsmangel ihren Kindern Hilfe bringen zu können. Joseramnus kaufte ihr alles ab, was ihr Körbchen enthielt, und weil er kein Geld bei sich hatte, so bat er sie, einige Minuten zu verweilen, bis er mit dem Gelde wieder kommen würde. Er eilte in das Schloß, theilte die Früchte unter die Hoffräulein seiner Mutter aus, und hatte dabei des Scherzes und der Possen so viel, daß er der Dürftigen draußen vor der Brücke gänzlich vergaß.

Traurend stand diese, seiner Rückkehr entgegen harrend, und blickte unverwandt nach dem Schlosse hin; mit jeder Viertelstunde stieg ihre Angst, da sie der Kindlein gedachte, die nach ihrer Hilfe schmachteten; oftmals hob sie den Fuß, um ihrer Hütte zuzueilen, und entschloß sich aufs neue, noch eine Viertelstunde zu verweilen, bis endlich die Nacht hereinbrach, und die Hoffnungslose zur Rückkehr zwang. Müde und ermattet vom Hunger, wie vom langen, fruchtlosen Stehen, noch mehr aber von dem traurigen Gedanken gebeugt, daß sie ihren Kindern kein Brod mitbringe, wankte sie nach Hause, und da sie endlich mit pochendem Herzen in ihre Kammer trat, fand sie ihre beiden Knäblein, von Hunger verschmachtet, entseelt auf der Erde

liegen. Sie brachte die Nacht bald in bitteren Thränen, bald wieder in lauten Klagen zu, das herbe Verlangen nach Rache siegte endlich über ihr zerrissenes Herz; als der Morgen zu grauen begann, nahm sie die beiden Knaben in die Arme, wanderte mit der traurigen Last dem Schlosse zu, und begehrte daselbst mit solchem Ungestüme vor das Angesicht des Grafen vorgelassen zu werden, daß es ihr endlich gewähret wurde. Mitleidig fragte er sie um ihr Begehren; sie aber legte die beiden Kinder auf den Boden hin, fiel auf die Knie, und sprach: Wenn du ein wahrhafter Fürst seyn willst, o mächtiger Gebieter von Flandern, so liegt dir heute ob, ein strenges Gericht zu halten, und kein Ansehen der Person zu achten, auch die väterliche Liebe nicht zu Rathe zu ziehen. Fragst du mich um den Gegenstand meiner Klage, so sind es diese Kindlein hier; fragst du mich um die Ursache ihres Todes, so kann ich dir dieselbe leichtlich kund geben; den Thäter zu nennen, wird mir zwar nicht geringe Gefahr bringen, allein was habe ich noch zu verlieren? Er ißt an deinem Tische, er stammt aus deinem Blute, Joseramnus ist's! Lidericus, tiefbestürzt, ließ sich den ganzen Hergang erzählen, und nachdem er auch seinen Sohn darüber verhört, und alles genau untersucht hatte, begab er sich in der Stille nach Tournai, legte dort, ohne Angabe eines Namens, den Senatoren den Fall vor, und überließ ihnen den

richterlichen Ausspruch. Sie entschieden, daß der Jüngling allerdings an dem Tode der beiden Kleinen Schuld, und deßhalb das Leben verwirkt habe, und Lidericus — ließ seinen Sohn enthaupten.

Nun wird zwar Niemand diese übermäßige und unzeitige Strenge billigen können, wie sie in jener rauhen Zeit gehandhabt wurde, denn der Jüngling hatte, ohne alle bösliche Absicht, rein nur aus Leichtsinn gefehlt, und seiner Gesinnung wenigstens konnte keine Ungerechtigkeit zur Last gelegt werden. Aber abgesehen davon, und in bloßem Hinblick auf das Unglück, das er veranlaßt hatte, wer von uns vermag es mit Bestimmtheit zu wissen, wo und wie er seinem Nächsten Unrecht gethan? wie oft können wir in der Lage seyn, uns für unschuldig zu achten, und haben doch, wenn vielleicht ohne unsere ausdrückliche Absicht, unsrem Nächsten das Herz zerrissen! Bedenken wir aber vollends, wie die menschlichen Handlungen oftmals von überdachten bösen Absichten geleitet werden, und wie kühn die Ungerechtigkeit, als: Wucher, Trug oder Gewalt die Bedrängten, Harm- und Hilflosen mißhandelt, so werden uns wohl, im Gegensatze zur fünften Bitte, die Worte klar: „wahrlich sage ich euch, ihr werdet von dannen nicht herauskommen, bis ihr den letzten Heller ersetzet!“

Es mahnet uns also die fünfte Bitte an die Gerechtigkeit Gottes, damit wir sie nicht heraus-

fordern, sondern ihr Genüge thun, um nicht im Widerspruche zu verharren, welcher ein Todeszustand der Seele ist; sie mahnet uns aber auch an die Barmherzigkeit Gottes, weil wir diese Worte zu einem liebreichen Vater sprechen, der, sobald wir unsrerseits den Widerspruch aufgeben, überaus bereitwillig ist, auch die Schuld, die wir auf uns gewälzt, zu verzeihen, und die Strafe nachzulassen, nicht so viel, weil wir geradezu ihn bitten, sondern weil wir ihn bitten im gerechten Vertrauen auf das unendliche Verdienst, das Christus für Alle erworben. Denn wo hätte jemals ein Mensch sich wieder reuig zu Gott gewendet, wäre er nicht durch den Erlöser geweckt und gezogen worden, der im Gewissen zu ihm sprach? Und wie wäre jemals die Tilgung seiner unendlichen Verschuldung möglich, hätte der Erlöser nicht für die gesammte Menschheit die stellvertretende Genugthuung geleistet?

So bitten wir dann um Vergebung unsrer, nach der Taufe neu an uns gezogenen, persönlichen Schuld durch die Wiederaufnahme in die Gnade Christi; wir bitten aber, wie um unser tägliches Brod, so auch täglich um diese Vergebung, weil wir täglich wenigstens in läßliche Sünden oder geringere Fehler gerathen. Wir bitten ferner im Namen aller Menschen: vergib uns unsre Schulden, theils weil das Gebot der Nächstenliebe zu solch einer Bittweise uns verpflichtet, theils, weil wir in Bezug

auf die Menschheit Christi Alle verbrüdert und Glieder Eines Leibes sind. Wir bekennen aber auch dadurch, daß Niemand von dem Inhalte dieser Bitte in seiner Person eine Ausnahme machen dürfe, als hätte er diese Bitte nicht in seinem eigenen Namen, sondern nur für andere nöthig. Denn wo ist der Sterbliche, der, seinem Erlöser gleich, hintreten und fragen darf: »wer von euch kann einer Sünde mich zeihen?«

Es wird in der Geschichte des Königs Alphonsus von Arragonien berichtet, daß die catalonischen Stände beschlossen, ihm beim Antritte seiner Regierung, was in sehr jugendlichem Alter geschah, eine auserlesene Zahl von Männern an die Seite zu geben, die ihm bei der Verwaltung des Reiches Rath und Hilfe gewähren möchten. Sie wendeten sich demnach an den jungen König, und trugen ihm vor, wienach sie verabredet hätten, zu diesem Ende sieben wohlbewährte Männer zu erwählen, welche gewohnt wären, Gott allzeit vor Augen zu haben, die Gerechtigkeit aufs strengste zu bewahren, ihre Leidenschaften stets im Zaume zu halten, und gegen Lob, Schmeicheleien und andere Lockungen unbeweglich zu bleiben. Alphonsus lobte den weisen Beschluß, doch hatte er ein Bemerken dabei. Wenn ihr, o Freunde, sprach er, nicht etwa sieben so tadellose Männer, sondern auch nur einen einzigen findet, so bin ich nicht bloß einverstanden damit,

daß er mir zur Berathung beigegeben werde, sondern ich bin bereit, sogleich die ganze Verwaltung und das Reich selbst ihm abzutreten.

War diese Erklärung allzu gewagt, oder übertrieben? Wenigstens gibt die Schrift ihr Zeugniß. »Es ist kein gerechter Mann auf Erden, der rein nur das Gute thue, und niemals fehle.« — »Wer ist es, der behaupten kann: rein ist mein Herz, rein bin ich von aller Sünde?« (Eccl. 7. Sprichw. 20.) Eben so lehret auch der Apostel: „wenn wir sagen, daß wir keine Sünde haben, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.« Er läßt es aber dabei nicht bewenden; er fügt zu der herben Anzeige des allgemeinen Uebels auch den Trost und das Heilmittel hinzu: „Wenn wir aber unsre Sünden bekennen, so ist Gott getreu und gerecht, daß er sie uns vergibt und nachläßt.“ (1. Joh. 1.) Und so stimmet der Christ mit inniger Freude in die Psalmesworte: „Meine Seele preise den Herrn, und alles, was in mir ist (mein innerstes Wesen und persönliches Seyn) lobpreise seinen heiligen Namen. Meine Seele preise den Herrn, und vergesse seiner Wohlthaten niemals. Der alle deine Vergehungen gnädig verzeiht, der alle deine Gebrechen heilet. Der vom Untergange dein Leben erlöset, der in erbarmender Liebe dich krönet. Lobpreiset den Herrn alle seine Werke; an allen Orten seiner Herrschaft preise meine Seele den Herrn.“

## XII.

## Gleichwie auch wir vergeben unsren Schuldigern.

Zwischen den steilen Klippen des Hoch- und Uebermuthes und den grundlosen Tiefen des Kleinmuthes sollen wir Erdenpilger, mittelst der göttlichen Gnade, den einzig rechten, allerdings schmalen Mittelweg bewahren, nämlich jenen der Demuth. Daß wir nicht zu den kahlen Höhen der Selbstgenügsamkeit uns versteigen, von denen der Stolze unvermeidlich in klägliche Nichtigkeit herab stürzt, daran mahnen uns die täglichen Bitten: »gib uns unser tägliches Brod, und vergib uns unsre Schulden;« denn sie führen uns sowohl unsre stete Abhängigkeit zu Gemüthe, als auch unsre selbstverschuldete Entwürdigung. Und so haben wir Grund zu bekennen: alles wesentliche Gute, o Herr, ist von dir, alles Böse von uns; ist das Gute Unser, so ist es Deine Gabe, ist das Böse Unser, so ist es Unser Werk.

Dennoch soll dieß Bekenntniß weder zur Verzagtheit, noch zu trüber Dumpfheit des Geistes uns verleiten, daß wir etwa, in gehalt- und gestaltlosem Kleinmuth, im Winkel sitzen bleiben, und mit den Stil-

len im Lande sagen: ich bin nichts, und thue nichts und vermag nichts; denn aus Nichts wird ewig Nichts, und es läßt sich dabei nicht das Mindeste denken; ja diese sich zu Nichts machende, seyn sollende Demuth war eben die vermeintliche Tugend einer gewissen Classe von Pharisäern, im Zeitalter Christi, die mit gesenktem Haupte und soviel als möglich geschlossenen Augen an den Wänden der Häuser hinschlichen. Trat man aber ihrem Nichts auf den Fuß und berührte, wenn noch so sanft, einen Leichdorn, so regte sich dieses Nichts sogleich, und gab sich als ein sehr boshaftes und verdrießliches Nichts zu erkennen, wie denn auch die Secte der noch jetzt bestehenden Nihilisten*) überaus eigensinnig, selbstisch und störrisch sich zu zeigen pflegt.

Es lehret zwar der Apostel: »so jemand glaubt, er sey etwas, da er doch nichts ist, der verführet sich selbst;« doch bezeichnet er damit eben die Hoffärtigen nur; wer nämlich meint, er sey etwas Absolutes, sein eigener Herr, und habe seine Kraft und alles Rechte und Gute rein aus sich selber, der ist allerdings sein eigener Verführer, denn das wahrhafte, wesentliche, selige Seyn und Leben ist, uns gegenüber, Gott allein. Das Etwas aber, das wir wirklich sind, ist unser geschöpfliches, bedingtes Seyn und Daseyn, insofern wir einmal durch Gottes

*) Unter den Landleuten in einigen Dörfern gegen die Sudeten hin.

Macht gesetzt, und berufen sind, durch freie und eigene Mitwirkung unsres Willens das erhabenste Ziel zu erreichen. Damit wir also weder in Hochmuth ausarten, noch in Kleinmuth verkümmern, sondern in der Demuth oder practischen Wahrheit das rechte Etwas werden und bleiben, wird uns der Weg gezeigt, der aus der Tiefe empor führt; wir werden nämlich Gott gegenüber gestellt, als Wesen, die eben auch im Stande sind, etwas Großes zu thun, ja, wie der heil. Gregor von Nyssa sagt, etwas, was Gottes Sache allein ist. Und dieß ist ausgedrückt in der bedingten Bitte: »und vergib uns unsre Schulden, gleichwie auch wir vergeben unsren Schuldigern.«

Auf welchem Worte liegt hier die Betonung der Rede? Allerdings auf dem Worte: gleichwie; und siehe dieses Wort kommt im Gebete des Herrn zweimal vor, nur in umgekehrter Anwendung. Denn in der Bitte: »dein Wille geschehe, gleichwie im Himmel, also auch auf Erden,« erscheint der Wille Gottes im Himmel als die Regel und Norm für unsren Willen auf Erden; hier aber, wo es heißt: vergib uns, gleichwie auch wir vergeben, erscheint unser Thun und Benehmen wie eine Regel und Richtschnur für die Handlung Gottes. Und diese Bemerkung machte schon Gregorius von Nyssa. »Die Ordnung der Dinge, sagt er, wird hier gewisser Maßen umgekehrt, also daß wir zu hoffen wagen, Gott

werde unsre Handlungsweise nachahmen, indem wir flehen: was wir gethan haben, dieß thue, o Herr, auch du; wir haben verziehen, verzeihe auch du;« — oder, wie Theophylactus beisetzt: Gott nimmt Uns zum Beispiel oder Vorbild, also daß er, wie wir Andern gethan, auch Uns begegnet.

Doch ist dieß keineswegs so unbedingt hinzunehmen, als wäre das Wörtlein Gleichwie wirklich eine Regel, die wir Gott dem Herrn vorzeichnen. Denn Sein Wille ist allezeit ein Gesetz für uns, niemals aber kann unser Wille ein Gesetz für Ihn werden; und so lehret auch Christus: seyd vollkommen, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist! Niemals wird Gott Uns nachahmen, sondern diese Nachahmung ist die Sache des Geschöpfes.

Wenden wir sonach die Stellung der Rede um, und bekennen: daß wir unsren Schuldigern vergeben wollen, gleichwie Gott auch unsre Schulden uns vergibt; so erscheint unsre Bitte in der Form der Gleichung oder Proportion, wo Gott sich zu uns verhält, wie Wir zu unsren Nächsten. Ist aber das Verhalten Gottes gegen uns die wirkliche Richtschnur unsres Verhaltens gegen den Nächsten, so müssen wir dieß auch folgerecht durchzuführen suchen. Wir fanden aber in jeder Sünde erstlich den Widerspruch gegen den Willen, das Recht und die Würde Gottes, welcher die Beleidigung Gottes genannt wird, sodann den Widerspruch Gottes ge-

gen diesen Widerspruch, woraus die Schuld hervorgeht. Denn da der göttliche Wille, der nichts andres als reine Liebe ist, ewig unwandelbar sich behauptet, so offenbart er sich, im Widerspruche gegen die Lüge, als göttlicher Zorn, der jedoch sogleich wieder als Liebe sich ausspricht, so wie das Geschöpf den Widerspruch aufgibt; wie auch die Worte dieß bezeichnen: „wendet euch wiederum zu mir, und ich wende mich wieder zu euch!" Ja dieß eben ist der Grund unsrer Furcht, wie unsrer Hoffnung, daß die wohlwollende Liebe und der strafende Zorn nicht zwei entgegengesetzte Eigenschaften Gottes, sondern nur Aeußerungen seines Einen heiligen Willens sind, in Beziehung auf das Verhalten des Geschöpfes zu Ihm.

Wenden wir dieß auf unser Benehmen an, und fragen, was uns geschehen sey, und was von unsrer Seite geschehen sollte, sofern einer unsrer Nächsten sich gegen uns verschuldet hat; so ist der Widerspruch gegen unsern Willen und gegen unser Recht die Beleidigung, die er uns angethan; ja diese Beleidigung ist (im Gegensatze zur Beleidigung Gottes) in jedem Sinne so zu nennen, weil man uns wirklich zu nahe treten, leiblich und geistig uns verletzen, unser Recht beeinträchtigen, unsrer Wohlfahrt schaden kann, was gegen Gott nicht ausführbar ist. Die Rückwirkung, die daraus entsteht, ist unser Widerspruch gegen das erduldete Unrecht, und

folglich unser Zorn. Wie soll aber dieser unser Zorn sich gebärden? Er soll in nichts andrem bestehen, als in unsrem aufrechten, gerechten, Wahrheit liebenden Willen, ohne Haß, ohne Grimm, ohne Leidenschaft, so daß wir in jenem rechten Muthe, der eben sowohl Demuth als Großmuth heißen kann, in jedem Augenblicke zur Versöhnung bereit sind, sobald der Widersacher sein Unrecht einsieht und zwar ein Unrecht, das nicht bloß in unserer Einbildung, sondern in Wirklichkeit besteht.

Ist aber dieß schon völlig hinreichend zur Construction jener Gleichung mit Gott? Noch lange nicht. Denn wenn Gott gewartet hätte, bis die widerspenstigen Menschen ihr Unrecht eingesehen, wann wäre je ihre Versöhnung erfolgt? Adam gestand es nicht ein, Eva eben so wenig, beide hielten sich für entschuldigt, und so hätten es mit Kain alle ihre Nachkommen auch gethan, und keiner wäre zu Gott zurück gekehrt, hätte Er nicht, in seiner unendlichen Liebe, sich selbst zu ihnen gewendet, um das zerrissene Band wieder anzuknüpfen. Denn kaum waren die ersten Menschen in die Nacht der Schuld gesunken, als schon der göttliche Logos mit ihnen und dem ganzen Geschlechte in neuen Lebensverkehr sich setzte, um sie mit dem Vater zu versöhnen; und dieß geschah zuerst durch seine Offenbarung im Gewissen, in der Folge durch das Gesetz und die

Stimme der Propheten, und endlich, in vollendeter Mittheilung, durch seine Ankunft im Fleische.

Wenn wir demnach die Regel der Gleichung mit Gott behaupten wollen, so wird es nicht hinlänglich seyn, daß wir zur Verzeihung uns bereit finden lassen, sobald der Beleidiger an unsre Thüre klopft, um bittlich darum anzusuchen, sondern wir müßten unsrerseits ihm entgegen gehen, an seine Thüre klopfen, und unsren Friedenswunsch ihm entgegen tragen, unbekümmert, ob wir etwa nicht einer neuen Beleidigung uns aussetzen; gleichwie der Gottmensch freundlich den Menschen entgegen ging, obwohl er wußte, daß sie zum Danke das Kreuzesholz ihm zimmerten.

Wären wir so gesinnet, dann würde eine herrliche Gleichung mit dem Sohne Gottes zu Stande kommen! »Selig die Friedfertigen, denn sie werden Söhne Gottes genannt werden. Liebet eure Feinde, thut Gutes denjenigen, die euch hassen, damit ihr Söhne eures Vaters seyd, der im Himmel ist.« Welchem von den Engeln, ruft Paulus, hat Gott jemals gesagt: mein Sohn bist du? Welch ein Verdienst, setzt Chrysostomus hinzu, ist die Liebe der Feinde, da sie mit einem so hohen Ehrennamen belohnet wird? Als Jacob seinem feindseligen Bruder, dem Hordenfürsten Esau, nicht ohne Bangigkeit entgegen zog, und dieser, alle Erbitterung beseitigend, freundlich ihm begegnete, sprach Jacob

zu ihm: ich habe dein Antlitz gesehen gleich dem Angesichte Gottes. Wie kam der rauhe Gebieter der Wüste zu solch einem Angesichte? Der Mensch, der seinem Feinde verzeihet, sagt Augustinus, ist Gott ähnlich; der Rache sich enthalten, sagt Chrysostomus, macht den Menschen Gott gleich.

Und wenn dieß von jeder Seite wahr, und durch Christi Lehre bestätigt ist, wer wird noch über die gleichsam himmlische Macht sich wundern, welche der Friedfertige auf Erden ausübt? In der Stadt Assisi tobte grause Zwietracht und Fehde zwischen dem Bischof und den adeligen Bürgern, so daß jener sie von der christlichen Gemeinschaft ausschloß, und ihnen den Eintritt in die Kirchen verbot, während ihm diese allen Verkehr abschnitten, so daß seine Leute nirgends etwas zu kaufen bekamen. Da sendete Franciscus Seraphicus einige seiner Brüder hin, welche den erzürnten Bürgern sittiglich zusprachen, sie zum Bischof führten, und dort vor beiden Parteien im Wechselchor einen verwunderlichen Hymnus sangen, den Franciscus sie gelehret hatte. Sey gelobt, so sangen sie, sey gelobt und gepriesen, o Herr, durch diejenigen alle, die aus Liebe zu dir die Beleidigung verzeihen, und in der Geduld verharren! Selig, die da stehen und bestehen im Frieden, sie werden von dir die Krone empfangen! Und siehe, nicht lange hatte der Gesang gedauert, als der Bischof und die Herren von Assisi einander in

die Arme fielen, und wechselseitig Verzeihung und Eintracht gelobten.

Wohl ein schöner Hymnus, dieser Hymnus des heiligen Franz von Assisi; denn da Verzeihen und Vergeben Gottes Sache ist, so wirket der Mensch, der seinem Nächsten verzeihet, Gottes Werk auf Erden, und so erhebet sich die fünfte Bitte aus der Tiefe der Selbsterkenntniß und Reue zur Höhe der göttlichen Glorie, zur Höhe der ersten Bitte: „geheiliget werde dein Name,“ durch die Gleichung mit Gott und insbesondere durch die Gleichung mit Christo, der für Freunde und Feinde sein Leben dargebracht hat.

Ein solcher Gedanke war es, der einen Jüngling zu Lissabon begeisterte, als er (nach dem Berichte seines Zeitgenossen Benedictus Fernandez) am Strande des Meeres lustwandelte, und einen Menschen gewahrte, der hilflos und einsam, ohne Ruder und Stange, auf einem Kahne lag, den die tobenden Wellen hin- und herwarfen. Er sah schärfer hin, und erkannte in dem Unglücklichen einen Widersacher, der ihn aufs schmählichste beleidigt, und dem er den Tod geschworen hatte, ohne daß es ihm bisher noch gelungen war, ihn aufzufinden. Er sann einen Augenblick; es bedurfte nur eines Stoßes an den Kahn, um den Hilflosen zu verderben, allein raschen Entschlusses sprang er ins Meer, schwamm zu ihm hin, und errettete ihn vom sichern Tode. Alle Gedanken der Rache waren von

jetzt an aus seiner Seele verschwunden, und machten einem himmlischen Frieden Raum, denn er hatte für seinen Feind sein Leben gesetzt.

Wird etwa so Heroisches und Großes auch von uns gefordert? sind solche Gelegenheiten nicht überaus selten? Aber wenn wir den Abt Pimenius hören wollen, so gibt er eine sehr nüchterne Auskunft darüber. »So jemand von seinem Nächsten mit einer gehäßigen und kränkenden Rede angegriffen wird, und obschon er Aehnliches erwiedern könnte, doch in seinem Herzen kämpft und arbeitet, und sich Gewalt anthut, um nichts Böses zu antworten, damit er ihn nicht betrübe: so hat ein solcher seine Seele gesetzt für seinen Nächsten!«

So wahr nun, in seiner Weise, dieser Ausspruch ist, so zeigt er doch, wie es eigentlich um jene Gleichung stehe, welche die fünfte Bitte zu enthalten scheint. Wir setzen unsre Seele für den Nächsten, wenn wir ihm verzeihen, gleichwie Christus, um die Verzeihung des Vaters uns zu vermitteln, seine Seele für uns gesetzt hat. Ist diese Gleichung eine Regel der Proportion, etwa wie man sagt: eins verhält sich zu zehn, wie tausend zu zehntausend? Dieß werden wir nicht behaupten dürfen. Denn wenn es in jener evangelischen Parabel dem Knechte zur Pflicht gemacht wird, seinem Mitknechte zehn Denarien nachzulassen, weil sein Herr eine Schuld von zehntausend Talenten ihm geschenkt hat, so

ist schon dieses Gleichniß weit über jedes arithmetische Ebenmaß hinaus. Und wie ist auch jemals zwischen göttlichen und menschlichen Dingen eine solche Proportion möglich, wenn wir in Gott die Unendlichkeit, im Menschen die Bedingtheit betrachten? —

Gegen den heiligen Pius V. hatte Jemand ein Pasquill geschrieben, das von den schmählichsten Ausfällen strotzte; der Papst ließ den ruchlosen Verleumder vor sich rufen, doch nicht um ihn zu strafen, sondern bloß, um ihn auf bessere Gesinnungen zu lenken, daher er, mit eben so großer Demuth als Güte, selber ihm den Ausweg zeigte, auf welchem er sich aus einer so schweren Verschuldung heraus helfen konnte. Ich habe Grund zu glauben, sprach der fromme Oberhirte, daß du alles dieses nicht sowohl gegen den Papst, als den Stellvertreter Christi, sondern gegen den Bruder Michael Ghisleri (so hieß Pius V. vor seiner Erhebung) geschrieben hast. Ist es nicht also? Der Ueberwiesene, der zitternd vor ihm stand, bejahte die Frage sogleich, und Pius entließ ihn mit der väterlichen Mahnung, der bösen Zunge und der spitzen Feder in Zukunft zu entsagen.

Wie half er, um verzeihen zu dürfen, dem Frevler aus der Klemme? indem er seine Person von seiner Würde scharf unterschied, und die Beleidigung schlechthin auf sich, als einen bloßen Menschen be-

zog und nachsah, die er, wenn sie auf den Stellvertreter Christi als solchen abgesehen war, nicht ungestraft lassen durfte. Die Beleidigung, die Uns widerfährt, ist in sich, und rein in Beziehung auf uns betrachtet, immer nur endlich, weil wir selber nicht unendlich sind. Sie kann nur in der Beziehung eine größere, ja unendliche Schuld mit sich bringen, insofern sie schon eine Uebertretung und Verachtung des göttlichen Gesetzes, und folglich zugleich schon eine Beleidigung Gottes ist. Diese letztere nun, und die daraus erwachsende Schuld gegen Gott ist unendlich, weil Gott unendlich ist. Zwischen dem Endlichen aber und dem Unendlichen besteht kein Gleichwie, als Ausdruck einer arithmetischen Proportion.

Erwägen wir ferner, außer der Größe der Schuld, die Art und Weise, wie sie verziehen wird, so finden wir, daß Gott unsre Schuld verzeihet mit einer unendlichen Liebe: „Ich bin es, ich selbst, der ich deine Frevel tilge um meinetwegen!“ (Isai. 43), dahingegen die Vergebung, die wir unsrem Nächsten gewähren, mit einer sehr beschränkten Liebe geschieht. So verzeihet auch Gott mit augenblicklicher Bereitwilligkeit, seinen Beleidiger tröstend in der Freude des heiligen Geistes; wir aber versöhnen uns mit unsrem Nächsten nur schrittweise und zögernd, nicht ohne Widerwillen und Kampf. Gott verzeihet endlich so vollkommen, daß er nicht die Schuld allein,

sondern auch ihr Andenken tilget; — „er wird, sagt der Seher, unsre Sünden alle in die Tiefe des Meeres versenken“ (Malach. 7.); wir aber verzeihen so unvollkommen und oberflächlich, daß die erduldete Beleidigung im Strome unsrer Gedanken immer oben schwimmt, und kaum jemals rein vergessen wird; denn wer hat in solchen Dingen nicht ein unverwüstliches Gedächtniß?

Wenn wir demnach bitten: „vergib uns unsre Schulden, gleichwie auch wir vergeben,“ was bedeutet dieses Gleichwie? In der That keine Regel der Gleichung im strengen Sinne, sondern eine Regel der Bedingung, wie denn auch die Worte es beweisen, in welchen der heil. Lucas dieselbe Bitte aufzeichnet: „vergib uns unsre Sünden, weil auch wir vergeben einem jeglichen, der uns verschuldet ist.“ (Luc. 11.) Und gleichen Sinnes lautet auch jene ausdrückliche Lehre Christi: „wenn ihr den Menschen ihre Sünden nachlassen werdet, wird auch der himmlische Vater eure Vergehungen euch nachlassen; verzeihet ihr aber den Menschen nicht, so wird auch euer Vater euch eure Sünden nicht verzeihen.“ (Matth. 6.) Und wem sollte die Ursache davon nicht klar seyn? Wer seinem Nächsten nicht verzeihen will, bleibt im Widerspruche gegen den göttlichen Willen, der allzeit zur Verzeihung bereit ist; wer aber gegen die göttliche Liebe im Widerspruche

bleibt, auf dem ruhet der Zorn, d. h. er bleibt in der Sünde.

Wie schön beleuchtet dieß der heilige Augustinus! „Der Richter spricht: tödte, und der Scherge geht hin, und tödtet; du aber, so bald du zu Gott rufst: verderbe meinen Feind, machst dich zum Richter, und bestellest Gott zu deinem Schergen. Was antwortet dir Gott? Ich werde es nicht seyn; ich will nicht der Verderber des Sünders seyn, sondern sein Erlöser; ich will den Tod des Sünders nicht, sondern daß er sich bekehre und lebe; hätte ich aber Deine Gesinnung, so würde ich Dich zuerst umbringen, denn hast du mit deinen bösen Werken nicht oft mich herausgefordert? hast du niemals in meinen Geboten oder in meinen Dienern mich verachtet? Hätte ich damals dich als meinen Feind getödtet, wie könnte ich jetzt zu meinem Freunde dich machen? Was lehrest du mich also, daß ich an deinem Nächsten thun soll, was ich an Dir nicht gethan?“

In einem berühmten Zweikampf, den (im Jahre 1165) ein italischer Edler, Aldobrandini von Padua, vor dem Angesichte des Kaisers Friedrich Barbarossa mit einem Deutschen focht, der die Tapferkeit der Italier verhöhnt hatte, ward der letztere, nach manchem gewaltigen Angriff, zu Boden gestreckt, und da er sich dennoch nicht ergeben wollte, der Kaiser aber das Duell zu enden befahl, schenkte Aldo-

brandini ihn dem Kaiser; dieser aber erhob den Sieger auf der Stelle in den Grafenstand. — Was immer für Streit wir mit unsrem Nächsten haben, Gott will diesen Streit nicht. Gesetzt auch, wir hätten des Unrechts ihn überwiesen, und er wollte auch dann es nicht zugestehen, sein Unrecht nicht bekennen? Dennoch will Gott auch in diesem Falle den Streit nicht. Ueberlassen wir Ihm die Sache, und verzeihen dem Widersacher von Herzen, so haben wir ihn Gott geschenkt; Gott aber erhebt uns dafür zu einem freien und edlern Stande, er befreiet uns von der Knechtschaft, in die wir durch eigene Verschuldung gesunken, und erhebt uns zum Range derjenigen, die er als seine Kinder betrachtet.

Verzeihen wir aber nicht, und tragen fortan Groll und Rache im Herzen, was wird dann all ihr Unrecht und all' unser Recht uns fruchten? Was hilft es dir, fragt Franciscus Petrarca, ob du der erste bist, der da sündiget, oder der letzte? Was für ein Unterschied, fragt Tertullianus, ist zwischen dem Beleidiger und dem Beleidigten, der Rache sucht? Daß der erstere früher in der Bosheit befunden worden ist, der andre später? Dennoch sind beide der Bosheit überführt, beide Gott verschuldet! Und was nützet es dem Menschen, wenn er Blut und Gut dargibt für die edelsten Zwecke, aber die Liebe nicht hat? Wer einen einzigen Menschen auf

Erden hasset, dem fruchtet auch die Fülle guter Werke und Verdienste nichts, und was wird die Ausflucht ihm helfen, es sey ihm in diesem einzigen Falle unmöglich gewesen, das Gebot seines Herrn zu bewahren? —

In einer der blutigen Fehden zwischen den Longobarden und Gepiden (deutschen Volksstämmen, die im sechsten Jahrhunderte das östliche Ungarn bewohnten), ward Thorismund, Sohn des Königs der Gepiden, von Alboin, einem Sohne des Königs der Longobarden, und nachherigem Eroberer Italiens, mit Ungestüm angegriffen und getödtet. Die Lombarden behielten nun die Oberhand, und die wechselseitige Erbitterung stieg um so höher, doch wurde bald nachher, durch Vermittlung des Kaisers Justinian, zwischen beiden Völkern der Friede hergestellt. Die Longobarden verlangten nun von ihrem Könige für Alboin die Gunst, an der königlichen Tafel sitzen zu dürfen, weil dieß bei ihnen für den höchsten Lohn des Heldenmuthes und tapferer Kriegsthaten galt; der König aber verweigerte diese Huld, obgleich sie für seinen eigenen Sohn gefordert wurde; ihr wisset wohl, sprach er zu ihnen, daß bei uns kein Königssohn an der Tafel seines Vaters sitzen dürfe, so lange er nicht von einem fremden Könige mit Rüstung und Waffen beschenkt worden ist. Alboin hörte es und schwieg; als aber die Nacht zu dunkeln begann, nahm er vierzig tapfere Jünglinge mit sich, zog in aller Stille zu Thorisind, dem Könige der

Gepiden, und eröffnete ihm sein Verlangen, von ihm mit dem kriegerischen Schmucke bekleidet zu werden. Der Friede war einmal geschlossen, und die Rechte der Gastfreundschaft waren bei jenen Völkern unverletzlich, so fand sich König Thorisind gezwungen, den Mörder seines Sohnes zu umarmen, und ihn, sammt seinen Gefährten, aufs glänzendste zu bewirthen. Beim Gastmahle saß Alboin auf dem Platze, den ehedem Prinz Thorismund einzunehmen pflegte. Der gebeugte Vater, durch diesen Anblick aufs peinlichste an seinen Verlust erinnert, sprach, vom Schmerze übermannt, zu einigen seiner Ritter: ach, wie theuer ist meinem Herzen dieser Platz, und wie verhaßt derjenige, der jetzt ihn einnimmt! Kunimund, sein zweiter Sohn, hatte diese Worte gehört, er brach in einige Schmähworte gegen die Longobarden aus, die ihrerseits die Antwort nicht schuldig blieben; sogleich sprangen Alle von ihren Sitzen auf, und legten die Hand ans Schwert; allein Thorisind verwies sie zur Ruhe, nahm die Lombarden in Schutz, und verbot jede fernere Beleidigung; nach dem Mahle ließ er die Waffen seines gefallenen Sohnes herbeitragen, überreichte sie feierlich, doch mit einer Thräne im Auge, dem lombardischen Königssohne, umarmte ihn, und ließ ihn im Frieden ziehen. Im Triumphe kehrte Alboin zu den Seinigen zurück, welche nicht weniger als seine

Kühnheit die Großmuth des Gepidenkönigs bewunderten.

Und was brachte diesen heidnischen Fürsten dahin, daß er den bittern Schmerz um den Verlust seines Sohnes, und die bereits in vollen Flammen auflodernde Rache überwand? Einzig die Gesetze der Gastfreundschaft, die ihm heilig waren, und die Ehre, die von ihrer Bewahrung abhing. Und wenn schon solche, lediglich menschliche und irdische Beweggründe so große Kraft üben, welche Macht gebührt nicht dem göttlichen Gesetze, und der Ehrfurcht vor der ewigen Gerechtigkeit, und dem lebendigen Beispiele Christi? — „Sey eingedenk der letzten Dinge, warnt der Syracide, und lasse ab von Feindseligkeiten; sey eingedenk der Furcht Gottes, und zürne dem Nächsten nicht; sey eingedenk des Testamentes des Allerhöchsten, und siehe der Unwissenheit deines Nächsten nach.“ (Eccl. 28.) So befiehlt auch der göttliche Meister: »wenn ihr zum Gebete euch anschickt, so verzeihet, was ihr etwa gegen jemanden habt, damit auch euer Vater, der im Himmel ist, euch eure Sünden verzeihe.« (Marc. 11.)

So oft wir also das Gebet des Herrn wiederholen, wird auch die Mahnung an uns erneuert: sey eingedenk der Worte, die du in der fünften Bitte aussprichst. Denn hier sind nur zwei Fälle möglich: daß wir nämlich geneigt und bereitwillig sind, un-

sern Widersachern zu verzeihen, oder daß diese Bereitwilligkeit uns mangelt. Im ersten und allerdings bessern Falle wird das vielbesprochene gleichwie uns zur mächtigsten sittlichen Ermunterung gereichen, weil es an den Preis der verzeihenden Liebe, an die Verähnlichung mit Gott uns erinnert. Finden wir aber jene zum Verzeihen geneigte Stimmung in unsrer Seele nicht, so steht dieses nämliche Gleichwie als eine ernste Warnung da, die uns die Selbstüberwindung zur wesentlichen Bedingniß macht, wenn wir anders nicht fruchtlos um Verzeihung bitten wollen.

Oder wird es gerathen seyn, die Worte: „gleichwie auch wir vergeben," gleichsam in Zerstreuung zu überhüpfen, weil wir sie, im Geiste und in der Wahrheit, nicht auszusprechen wagen? Ein abergläubischer Mensch, welchen Johannes Cassianus beobachtet hat, machte es wirklich so; allein da die ewige Wahrheit durch pharisäische List nicht getäuscht werden kann, so ist es klüger, diese Worte mit Großmuth und Besonnenheit auszusprechen, und in ihrer dreifachen Beziehung wohl zu verstehen. Denn sind wir wirklich von unsrem Nächsten gekränkt und beleidigt worden, so handelt es sich dabei erstlich um die Beleidigung Gottes, deren er durch Verletzung unsres Rechtes sich schuldig gemacht; dann um die Beleidigung, die er uns persönlich zugefügt, endlich um den Schaden, den er uns ge-

bracht hat. Was nun die Beleidigung Gottes betrifft, die dabei Statt gefunden, so sind nicht Wir es, welche sie verzeihen, sondern dieß ist die Sache Gottes; in dieser Beziehung ist der Beleidiger bemitleidenswerther als der Beleidigte, und daher gebeut auch Christus: „betet für diejenigen, die euch lästern;“ nämlich, damit Gott ihnen die Sünde verzeihe. Die Beleidigung aber, insofern sie unsre eigene Person betrifft, müssen wir um so gewisser verzeihen, damit wir durch Haß und Erbitterung nicht selber einer Beleidigung Gottes uns schuldig machen.

Handelt es sich endlich um den uns zugefügten Nachtheil, so ist dabei wohl zu unterscheiden, von welcher Art er sey. Denn da wir zu Gott flehen: vergib uns unsre Schulden, so ist es klar, daß wir damit nicht Untreuen und Rückstände in Geld und Gut verstehen, sondern die geistige Verschuldung durch Ungehorsam und Verachtung der göttlichen Würde und Wahrheit. Setzen wir nun in der Form der Gleichung hinzu: „gleichwie auch wir vergeben unsren Schuldigern,“ so ist dieß eben auch nicht in gewöhnlichem, sondern in geistigem Sinne zu nehmen. Denn sollte wohl ein Gläubiger die Pflicht haben, aus purer christlicher Liebe jedem Schuldner die Schulden nachzusehen? Niemand wird das Gebet des Herrn auf solche Folgerungen anwenden. Denn der Herr verpflichtet uns lediglich, jene Ver-

letzungen unsrer Wohlfahrt und Ehre zu verzeihen, ohne deren Verzeihung die Liebe nicht bewahrt werden kann; es streitet aber keineswegs gegen die Nächstenliebe, daß einer ein Schuldner des Andern bleibe, wenn nicht die äußerste Noth und andere dringende Umstände auch hier eine Ausnahme machen. Wo aber nicht von einem Schaden die Rede ist, der auf Wiederersatz den rechtmäßigen Anspruch hat, sondern von anderweitigen Kränkungen, z. B. des Ehrgefühls, hier tritt das bedingende Gleichwie in seine volle Bedeutung, und schreibt dem Christen friedliche Großmuth vor, wo nach gemeiner und irdischer Ansicht nur der Zorneifer der Rache sich geltend macht.

In der Legende vom heiligen Christophorus wird erzählt, daß ihm, da er vor den Prätor geführt wurde, um über seinen Glauben Rede zu stehen, von einem der Schergen ein Streich ins Angesicht versetzt ward. Christophorus, ein Krieger von eben so tapferm Muthe als robuster Stärke, warf einen bedeutsamen Blick auf den Unverschämten, und sprach drohend: »wäre ich nicht ein Christ!« Diese Worte bedürfen wohl keines Commentars. »Wäre ich nicht ein Christ, wäre ich nicht gebunden durch die Gebote Christi, wie würde ich dich Elenden lehren, was für ein Recht du habest!« In der That, wie soll in dem Beleidigten nicht der Zorn sich regen, und den Wunsch erwecken, die Schmach zu

vergelten? Dieß ist Gesetz und Forderung des natürlichen Gefühls. Allein wenn ein Gebundener sich nicht wehrt, wer wird ihn deßhalb verachten? Und siehe, wir alle sind gebunden, weil wir Christen sind. »Wäre ich nicht ein Christ,« so dürfte ich mich rächen; aber wenn ich kein Christ wäre, was wäre ich dann? Ein Sohn des Zornes, ein Knecht der Finsterniß. »Wer da sagt, er sey im Lichte und hasset seinen Bruder, der ist noch in den Finsternissen.« Wäre ich kein Christ, so wäre ich ohne Sühnung, ohne Frieden, ohne Aussicht in das Licht und das Leben, ich hätte keinen Rath, keine Gnadenhilfe, keinen Weg zu Gott. Nun bin ich aber ein Christ, und darum gehorche ich Christo und folge seinem lichten Gesetze, seinem lebendigen Beispiel, um, selbst verzeihend und versöhnend, in Seine Verdienste einzugehen, und ewige Versöhnung zu finden.

## XIII.

## Und führe uns nicht in Versuchung.

Zwischen jenen Verheißungen der Schrift, welche affirmativ oder bejahend, und den übrigen, die verneinend lauten, herrscht bekanntlich die große und wesentliche Verschiedenheit, daß die verneinenden ohne alle Beschränkung gelten, während die bejahenden nur in gewisser Beziehung, oder bedingnißweise, ihre Giltigkeit behaupten. So lesen wir die Verheißung: »wer glaubet und getauft wird, wird selig werden,« und diese ist affirmativ; wir lesen auch: »wer nicht glaubet, wird verurtheilet werden,« und dieser Ausspruch ist negativ. Ist er geradezu giltig? Wer zum positiven Christenthume sich bekennet, weiß nichts dagegen einzuwenden, weil ohne Glauben kein Heil ist; nur maßen wir uns nicht an, die Sache so zu entscheiden, als ob die göttliche Liebe nicht manche, uns völlig unbekannte Mittel und Wege habe, um den Geist eines (ohne sein Verschulden) Ungläubigen noch in den letzten Momenten seines irdischen Lebens in die lichte Region des Glaubens, in den Schooß der Kirche zu versetzen, und dadurch zu beseligen; und darum

heißt es auch in jenem Ausspruche nicht: »wer nicht glaubet und nicht getauft wird,« sondern bloß: wer nicht glaubet, weil es außer der gesetzlichen, welche den Eintritt in das Gottesreich bedingt, auch eine innere oder Sehnsuchtstaufe gibt. Ganz anders aber verhält es sich mit der affirmativen Verheißung: »wer glaubet und getauft wird, wird selig werden.« Denn hier ist schon die wesentliche Bedingung mitverstanden: insofern er im lebendigen Glauben verharret, und allen den Pflichten getreulich nachkommt wozu ihn Glauben und Taufe verbinden.

Eben so steht es um die ernste Wahrheit, von welcher es sich in der fünften Bitte gehandelt hat. Wird sie negativ ausgesprochen, so gilt sie geradezu und ohne alle Beschränkung. »Wenn ihr den Menschen nicht verzeihet, wird euer Vater auch eure Sünden nicht verzeihen.« Anders hingegen gestaltet sie sich in der affirmativen Weise: »Wenn ihr den Menschen ihre Beleidigungen verzeihet, wird auch euer himmlischer Vater euch verzeihen.« Denn diese Bedingniß ist bei weitem nicht die Einzige, deren Erfüllung uns die ewige Versöhnung zusichert, sondern es wird, zu diesem großen Zwecke, außerdem auch die Haltung der übrigen Gebote gefordert; so daß wir umsonst unsren Feinden verzeihen, wenn wir nicht auch die Reinheit des Glaubens, der Sitte und der Gerechtigkeit bewahren.

Je mehr wir aber die Größe unsrer mannigfal-

tigen Pflichten einsehen, desto schmerzlicher fühlen wir auch die Hindernisse, die ihrer Erfüllung sich widersetzen, und die zahlreichen Veranlassungen zu ihrer Verletzung oder Versäumniß, also zu neuen Verschuldungen, daher wir auch zu dem Und der fünften Bitte: »und vergib uns unsre Schulden,« ein neues Und hinzusetzen: und hilf uns, daß wir nicht abermals in Verschuldungen fallen: »und führe uns nicht in Versuchung.«

Was ist es aber vorzugsweise, was an dieser sechsten Bitte uns auffallen kann? Alle früheren Bitten sind affirmativ oder bejahend: geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe u. s. f., so auch die letzte: erlöse uns vom Uebel; diese einzige nur ist in verneinender Form, als wollten wir darin um etwas bitten, was Gott nicht thun solle, oder uns etwas verbitten, was er sonst zu thun bereit wäre. Sagt nicht der Apostel: »getreu ist Gott, und es ist in Ihm kein Ja und Nein, sondern so viele seiner Verheißungen es gibt, sind sie alle Ja?« (2. Cor. 1) Allein wir bitten in der That nicht: führe uns nicht in den Irrthum; denn Gott ist die Wahrheit, und kann in keinen Irrthum uns führen. Wir sagen auch nicht: führe uns nicht in die Finsterniß, führe uns nicht in das Elend, wie sollen wir dem Lichte und der Seligkeit selber dieß zumuthen? — sondern unsre Bitte lautet: »und führe uns nicht in Versuchung.« Und so stehen wir

dann bei der zweifachen Frage: was die Versuchung eigentlich sey, und zwar in der Bedeutung, welche die Menschen insgesammt, ja überhaupt die geistigen Geschöpfe angeht, und sodann: warum uns Gott in Versuchung führe, und in welchem Sinne wir ihn bitten, daß er uns nicht hinein führen möge?

Und da es eine sehr überflüssige und ungeziemende Tentation wäre, die Antwort auf diese Fragen, und das Verständniß der ganzen Bitte ohne alles Nachdenken finden zu wollen, so frägt sichs vor allem, was das heiße: jemanden versuchen? Allerdings so viel, als einen Versuch mit ihm machen, oder in gewisse Umstände und Verhältnisse ihn versetzen, damit durch ihr Einwirken auf ihn, und sein Rückwirken auf sie zu Tage komme, was in ihm und an ihm sey. So stellt der Chemiker mit Erzen und Gesteinen seine Versuche an, indem er sie dem Feuer, den auflösenden Säuren, und andren wahlverwandten Stoffen Preis gibt, um zu erforschen, welch ein Metall, und in welchem Gehalte sie es in sich tragen. So wird auch ein Mensch von Menschen erprobt, indem er in mancherlei Verhältnisse, Gelegenheiten und sittliche Spannungen gesetzt wird, an und in welchen seine Klugheit, seine Gerechtigkeit, sein Muth, seine Treue sich kund geben und erproben sollen.

Uebet auch Gott an den menschlichen Seelen

diese sittliche Scheide- und Entscheidekunst? Davon gibt wenigstens die Schrift in ihrer Bildersprache Zeugniß, wo so oft die Rede davon ist, daß der Herr die Seinen durch Wasser und Feuer führt, daß er sie prüfet im Glühofen der Trübsale, daß er das reine Silber von den Schlacken scheidet. »Der Herr euer Gott, sprach Moses zum Volke, versuchet euch, damit es offenbar werde, ob ihr ihn liebet, ob nicht.« (Deut. 13.) »Prüfe mich, heißt es in den Psalmen, und versuche mich, brenne mein Herz und meine Nieren, und siehe, ob frevelhafte Gesinnung in mir sey!« (Ps. 25.) Ist aber dieß Prüfen und Forschen von Gottes Seite in dem nämlichen Sinne zu nehmen, wie menschliche Bemühungen, die nur auf weitem Umwege die gesuchte Kenntniß finden? Bedarf wohl Gott solcher Versuche und Proben, um, wie man zu sagen pflegt, hinter die Eigenheiten seines Geschöpfes zu kommen? „Alles ist nackt und offen vor seinen Augen,“ sagt der Apostel, und, wie der Syracide auf ähnliche bildliche Weise lehrt: »die Augen des Herrn sind lichter als die Sonne, sie überschauen alle Wege der Menschen, sie sehen in die Tiefen des Abgrunds, und in die verborgensten Winkel des menschlichen Herzens; denn dem Herrn sind alle Dinge bekannt, noch bevor sie erschaffen worden!« (Eccli. 15.) Und wie sollten sie ihm unbekannt seyn, da doch die gesammte Schöpfungswelt nichts andres seyn kann,

als seine, durch Machtvollkommenheit verwirklichte (realisirte) Idee?

Allein die Lösung des Räthsels liegt tiefer, und zwar in einem Fundamente, worüber wir uns bereits verständigt haben. Wir sahen der reinen göttlichen Liebe gegenüber die Freiheit des Geschöpfes, welche einerseits im göttlichen Willen ihr Gesetz finden und anerkennen soll, so wie es andrerseits ihr anheim gestellt ist, sich nach eigener Wahl diesem höchsten Willen zu unterwerfen, oder ihm diese Huldigung zu versagen. Denn eben darin liegt ja das Wesen der Freiheit, das jeden Zwang ausschließt. Und so lehret schon der weise Syracide mit unumstößlicher Wahrheit: »Gott hat vom Anbeginne den Menschen erschaffen, und ihn der Macht seines Rathes (seiner Willensfreiheit und freien Wahl) überlassen; er hat seine Gebote und Vorschriften hinzugefügt; wirst du die Gebote halten wollen, so werden sie dich bewahren. Er hat dir Wasser und Feuer fürgesetzt, wozu du Belieben trägst, darnach kannst du langen. Vor dem Menschen ist das Leben und der Tod, das Gute und das Böse, was ihm gefallen wird, wird ihm gegeben werden.« (Eccli. 15.)

Wenn diese kraftvollen Worte die Würde des Menschen schildern, als eines Geschöpfes, dem Gott die edelste und höchste Gabe, die Freiheit nämlich, verliehen hat, damit er Herr seiner Handlungen,

der Tugend, des Verdienstes und des seligen Lebens fähig werde, so bezeichnen sie auch die, mit solcher Würde nothwendig verkettete Gefahr, die solch ein Standpunct ihm bringen kann: die Gefahr des um so tiefern Falles, wenn er einen Mißbrauch von seiner Freiheit macht. Hat ihn aber Gott hinausgestellt auf so schroffe, gefahrvolle Höhe, ohne durch Licht und Gnade ihm beizustehen? »Das Auge des Herrn, sagt der Weise, ist auf diejenigen gewendet, die ihn ehren, und er durchschauet eines jeglichen Menschen Werk; Niemanden hat er gottlos zu handeln befohlen, und Niemanden gab er Erlaubniß zur Sünde, denn kein Verlangen hat er nach einer Großzahl treuloser und unnützer Kinder« (Eccli. 15.), oder, wie Christus gelehrt hat: »denn auch der Vater suchet (liebet) solche, die ihn anbeten im Geiste und in der Wahrheit.«

Ist also der Mensch, zu Folge seines geistigen Lebens, auf seine eigene freie Wahl angewiesen, in welcher das göttliche Gebot, oder die Offenbarung des göttlichen Willens nicht als zwingende Gewalt ihn bestimmen, sondern lediglich nur leiten kann, so ist es klar, daß er in irgend eine Gelegenheit und Lage (Situation) kommen müsse, in welcher er schlechterdings wählen und sich entscheiden muß, und daß erst diese Entscheidung sein volles Selbstbewußtseyn, und sein vollendetes Daseyn vermittelt. Diese veranlassende Gelegenheit aber, sie komme von in-

nen oder außen, ist eben die Versuchung, und jede Thätigkeit des Geistes, zu der sie auffordert, soll ein Streit, d. h. eine Bemühung seyn, dem göttlichen Willen zu gehorchen, dem eigenen Willen aber, oder dem Streben der Selbstsucht zu widerstehen, damit auf den Streit der Sieg erfolge: die Befestigung und Beseligung in Gott. »Lasset uns männlich streiten, ermahnet Petrus, erwartend die unverwelkliche Siegeskrone. Selig der Mann, ruft Jacobus, der die Versuchung besteht, denn wenn er erprobt seyn wird, wird er die Krone der Glorie empfangen, die Gott denjenigen verheißen hat, die ihn lieben!«

Wenn es aber so ist, wie flehen wir dennoch: und führe uns nicht in Versuchung? Wird wohl der Krieger zu seinem Feldherrn sagen: führe uns nicht in die Schlacht? Wird ein Schiffer zum Steuermann rufen: führe uns nicht auf die hohe See? Ein Einsiedler kam einst zum Abte Pastor, und erzählte ihm: ich habe Gott gebeten, und siehe, er hat mich befreiet von jeglicher Versuchung! Pastor erwiederte ihm: gehe hin, und flehe zu Gott, daß er die Tentationen dir wieder gebe, damit du nicht träge und fahrlässig werdest! Ja, wie der Apostel es lehrt: »haltet es für die Fülle der Freude, wenn ihr in mancherlei Versuchungen gerathet, anerkennend, daß die Prüfung eurer Treue Geduld wirket, die Geduld aber ein vollkommenes Werk besitzt.«

In welchem Einklange steht nun mit dieser Lehre die sechste Bitte?

Allein es ruft wohl der Krieger seinem Feldherrn zu: führe uns in die Schlacht, doch eben weil er Vertrauen zu ihm hat, daß er siegen werde; es hat wohl der Schiffer Verlangen zur Fahrt auf hoher See, doch nur, wenn er nicht zu fürchten Ursache hat, von den Wellen verschlungen zu werden. Und so rufen dann auch wir: führe uns nicht in Versuchung, d. h. führe uns nicht mitten in die Versuchung hinein, so daß ihre Finsternisse von allen Seiten uns umgeben, führe uns nicht in des Kerkers Tiefe, so daß Licht und Ausgang uns genommen wird, sondern führe uns aus der Versuchung heraus, oder, wie in der Schrift gesagt wird: »führe meine Seele heraus aus Drangsal und Kerker; — führe mich heraus aus der Schlinge, die heimlich mir gelegt worden; — wir sind hindurch gezogen durch Feuer und Wasser (durch Prüfungen und Leiden aller Art), und du hast uns herausgeführt in Lebensfrische.« (Ps. 30. 65. u. a.)

Ist wohl jedes Menschenherz lebendig genug, um die Nothwendigkeit dieser Bitte in ihrer ganzen Tiefe zu fühlen? Ein adelicher Jüngling in Perugia, Namens Espina, hatte so wüster Schwelgerei und Ausgelassenheit sich ergeben, daß er seiner ganzen Familie zur Schmach gereichte. Sein Oheim, ein Greis von hohem Ansehen und großer Einsicht,

berief ihn endlich zu sich, schilderte ihm, so lebhaft er es vermochte, die Schönheit und Würde der christlichen Sitte und Tugend, die Schmach der Rohheit und des Lasters, und ermahnte ihn mit triftigen Gründen zur Besserung; allein nachdem er seine ganze Redekunst erschöpft hatte, welche Antwort gab ihm der dreiste Jüngling? „Sehr schön und salbungsvoll habt Ihr geredet, inzwischen habe ich dergleichen schon mehr als hundertmal gehört, auch wohl viel schöner noch, doch hat es jederzeit an mir seine Wirkung verfehlt, und so ist es auch dieses Mal!« Es wird (in alten Exempelbüchern) von einem andern Jüngling gemeldet, welcher der Trunkenheit ergeben war, und den sein Vater, um von dem Laster ihn abzuschrecken, zu einem Trunkenbold hinführte, der eben auf der Straße lag und im Schlamme sich wälzte. Der Jüngling betrachtete den Elenden, dann wendete er sich zu seinem Vater, und sprach: wo bekommt man wohl diesen süßen und edlen Wein, der an dem Menschen da solche Kraft erprobet hat? auch ich möchte davon kosten! — Zu welcher Classe von Menschen gehörte dieser Schwelger? Zu jenen, die, wenn sie beten wollten, höchstens flehen würden: führe uns in Versuchung! — die aber freilich einer solchen Bitte nicht bedürfen, da sie die böse Gelegenheit selber aufsuchen, und nichts ihnen willkommener ist, als jede Art von Versuchung zu Hader und Streit, zu unlauterer

und brutaler Schwelgerei, zu Trug und ungerechtem Gewinn. Eben ihr trauriges Beispiel auch ist es, das uns zu der Bitte bewegen muß: führe uns nicht dergestalt in die Tiefe der Versuchung, daß wir von derselben verschlungen werden, führe uns in keine Versuchung, von der du voraus siehst, daß wir darin zu Grunde gehen.

Ist dieß aber auch die rechte Sprache, die wir mit Gott reden? kann Gott so lieblos mit uns handeln, daß er selber in die Gelegenheit des unfehlbaren Verderbens uns setzt? ist eine solche Vorstellung nicht unverträglich mit der wesentlichen Güte Gottes? Allein es handelt sich lediglich hier um das Verständniß der Schrift, die gar oft eine menschliche Sprache führt, um dem Menschen faßlich zu werden. So klaget Isaias: »du hast unser Herz verhärtet, damit wir dich nicht ehren;« und wiederum: »warum hast du uns irren gemacht, o Herr, von deinen Wegen?« (Isai. 63.) So wird von Gott gesagt, daß er die Augen der Menschen verblende, damit sie nicht sehen, daß er ihr Ohr belaste, damit sie nicht hören; und was ist der eigentliche Sinn dieser Ausdrücke? Gott verhärtet des Menschen Herz, wenn er voraussieht, daß es ohne seine wirksame Gnadenhilfe sich verhärten werde, und doch diese Verhärtung oder Verstockung zuläßt; er verblendet des Menschen Herz, wenn er die Verblendung und den Irrthum sich ausbilden läßt, ohne durch

irgend eine seiner Weisheit bekannte Hilfe es zu verhindern, weil er andere und höhere Zwecke seiner Weisheit nicht verhindern kann und will.

So heißt es auch im Psalme: »du hast in die Schlinge uns geführet,« d. h. du hast es zugelassen, daß wir in die Schlinge geriethen; und auf solche Weise nur geschieht es, daß Gott uns in Versuchung führet, indem er nicht verhindert, daß wir der Versuchung preisgegeben werden. Daß er aber solche Gefahren zuläßt, und sie nicht abwendet oder hemmt, dürfen wir darüber mit Ihm hadern und rechten, da wir doch wissen, daß, so hoch der Himmel über der Erde, so ferne auch seine Wege über die unseren erhaben sind?

Wenn wir daher die Bitte aussprechen: und führe uns nicht in Versuchung, so sind es zwei Wohlthaten, um die wir flehen; zuerst: daß wir in die Versuchung nicht fallen, d. h. in den Widerspruch gegen das göttliche Gesetz, wozu sie uns locket, nicht einstimmen, nicht Gott und unser Verhältniß zu ihm verneinen, sondern der Lüge widersagen; und deßhalb bitten wir um den Beistand des Lichtes und der Kraft Gottes, oder der Gnade. Die zweite Huld, um die wir flehen, ist diese, daß wir solchen Versuchungen nicht ausgesetzt werden, die allzu mächtig oder verborgen wirken, und in welchen die göttliche Weisheit unsren Fall voraussieht; so daß die sechste Bitte eben so wohl eine

Uebung der Demuth in dem Bekenntnisse unsrer Gebrechlichkeit und Ohnmacht, als auch das Streben unsres Willens ausdrückt, in Gehorsam und Treue zu beharren.

In diesem Sinne gebot der Herr seinen Jüngern: »wachet und betet, damit ihr in die Versuchung nicht eingehet,« und in gleichem Sinne lehrten es, nach Johannes Moschus, die Väter. »Wir bitten nicht, sagten sie, niemals versucht zu werden, sondern wir bitten, daß die Versuchung uns nicht verschlinge. Die Martyrer wurden mit scharfen Qualen versucht, den Glauben zu verläugnen; doch, durch die Qual nicht überwunden, gingen sie nicht ein in die Versuchung, wurden nicht, im Kampfe mit ihr, wie von einem Raubthiere verschlungen.«

In den Briefen des heiligen Cardinals Petrus Damianus wird eine, nicht soviel abenteuerliche als klägliche Begebenheit erzählt, die in seiner Zeit sich ereignete. Ein Fischer hatte seinen kleinen Sohn im Vordertheil des Kahnes hingesetzt, und war ziemlich weit in die See hinaus gefahren, als plötzlich ein Meerfisch von ungemeiner Größe sich in seine Netze fing. Hoch erfreut über so reiche Beute warf er den Fisch in die Mitte des Nachens hin, so daß des Thieres Haupt gegen den Knaben gewendet war, der gegenüber saß. Während der Fischer nun wieder zu seinem Ruder zurück ging, und in der Freude über den glücklichen Fang an nichts Arges

dachte, erhob der Knabe, den der Anblick des Fisches in Angst setzte, ein jämmerlich Geschrei; Vater, rief er, das häßliche Thier sieht mich so an! es wird mich verschlingen! Närrchen, rief der Vater ihm zu, du wirst ihn verschlingen, nicht er dich! Noch einmal erhob der Knabe seinen Angstruf, und jener suchte mit gleichem Scherze ihn zu beschwichtigen, als plötzlich der Fisch sich aufschwang, auf den Knaben hinschnellte, ihn ergriff, und mit sich ins Meer hinabriß, so daß beide spurlos verschwanden. —

Was soll aber dieses Histörchen hier? Es kann als eine Schilderung unserer Zeiten betrachtet werden. Denn umherfahrend auf dem Meere der sogenannten Empirie haben die Alten des achtzehnten Jahrhunderts, die Väter des jetzigen Geschlechts, einen großen Fang gemacht: sie haben den Leviathan, das verrufene Ungeheuer, vor dem einst große und kleine Kinder sich fürchteten, herausgefischt und ans Trockene gezogen, um das alte Abenteuer in seiner mährchenhaften Nichtigkeit den Kindern verächtlich zu machen. Die armen Kleinen zwar, solange der Religionsunterricht bei ihnen nachhält, ängstigen sich nicht wenig vor dem Kopfe des Ungeheuers und seinen starren Augen, ihr Zartgefühl erschaudert vor jeder kecken und unverschämten That, die Sünde ist ihnen noch ein Gegenstand des Schreckens; das frische und schuldlose Leben, das in diesen jungen Bürgern der geistig-leiblichen Menschen-

welt wohnet, hat noch ein reges Gefühl für das Uebersinnliche, entsetzt sich vor dem Todesdufte und den Zerrgestalten der lügenhaften, unlautern Verkehrtheit, und insbesondre vor der geistigen Nähe jenes Ungethüms, das da genannt wird der Lügner und Läugner von Anfang. Allein die alten Fischer und neuen Apostel, die nicht im Namen Jesu ihr Netz ausgeworfen haben, höhnen die armen Kindlein um ihrer Albernheit willen, und suchen ihre Augen aufzuklären, damit sie das Fantom des Aberglaubens mit verächtlichem Blicke anschauen, und in vernünftiger Lebensansicht und Lebenskunst durch keine ängstlichen Vorurtheile sich beirren lassen. Die Folge davon ist nun freilich diese, daß eben dieß vermeintliche Fantom die jungen Leute, da sie die Gränze der Kindheit kaum noch überschritten, mit wilder Hast überfällt, und sie in den Abgrund der Unverschämtheit und Gewissenslosigkeit hinab schleudert, aus welchem nur wenige wieder hervortauchen oder heraus gezogen werden; denn allerdings sind sie verschlungen worden von der Versuchung.

Dreifach aber können die Anlässe seyn, die den menschlichen Willen bestürmen, daß er vom göttlichen Willen und Gesetze sich abwende, und zwar sinnlich, geistig und dämonisch. Die Sinnlichkeit, sagt Bernardus, reizt uns mit weichlichen, die Welt mit eitlen, der Dämon mit herben und bitteren Einflüsterungen. Aber der Starke, Wahrhafte und Ge-

treue, der gekommen ist, die Werke des Satans zu vernichten, und der deßhalb, um als Hohepriester der Menschheit das sühnende Opfer des Gehorsams zu bringen, in allen Dingen seinen Brüdern gleich geworden ist, mit Ausnahme der Sünde (Heb. 2. und 4.) wollte aus derselben Ursache auch gleich diesen, die dreifache Versuchung bestehen; die sinnliche: da er aufgefordert wurde, die Steine in Brod zu verwandeln; die sinnlich geistige, in irdischer Eitelkeit und Habsucht, da ihm die Reiche dieser Welt gezeigt wurden; die dämonische, da ihm zugemuthet ward, mit der Allmacht Gottes zu hoffärtigen Zwecken einen Versuch zu machen.

Wie überwand der himmlische Adam jede dieser Tentationen? Durch die Festhaltung am göttlichen Gesetze, wie es ausgesprochen ist in den heiligen Schriften. Wie überwinden wir, durch den Beistand seiner Gnade, jede Versuchung? Auch nur auf diese Weise, indem wir einzig dahin unser Wollen und Streben richten, daß wir nicht wanken noch weichen vom göttlichen Gesetze. Darum heißt es in den Psalmen: »Erleuchte, o Herr, mein Auge, damit ich nicht dahinschlummere im (geistigen) Tode, auf daß mein Feind nicht sich rühme: er habe Macht über mich gewonnen! In der Tiefe meines Herzens habe ich deine Gebote verwahret, damit ich dir nicht sündige!« (Ps. 108.)

## XIV.

## Und führe uns nicht in Versuchung: sondern erlöse uns von dem Uebel.

Wenn nach der alten Lehre des heil. Johannes Damascenus das Gebet eine Erhebung des menschlichen Geistes zu Gott ist: von welchem Gebete wird dieß in größerm Maße gelten, als von jenem, das der Aufgang aus der Höhe, der Sohn des Allerhöchsten uns gelehret hat? In diesem Gebete werden wir, gleich in den ersten Worten, zum Unerschaffenen und Ewigen erhoben, damit wir als unsern Vater ihn anrufen, in seiner dreieinigen Wesenheit, Heiligkeit und Liebe ihn erkennen, und die Verherrlichung seines Namens, die Ausbreitung und Mittheilung seines Reiches, und die Kraft zur Erfüllung seines Willens erflehen. Kann es etwas Erhabneres geben? kann zu höheren Bestrebungen noch der Geist des Menschen sich erschwingen?

Allein eben dieser Geist, der so herrliche Wünsche athmet, ist so frei noch nicht, um in solcher Erhebung sich zu behaupten, er ist an irdische Elemente gebunden, wo nicht vollends die eherne Kette der Schuld an die Tiefe ihn fesselt. »Wer gibt mir Flü-

gel, der Taube gleich, ruft der Psalmensänger, damit ich emporfliege, und ruhe in Dir?« Wie die Lerche im raschen Fluge sich aufschwingt, und schwebend in hoher Luft ihr fröhliches Lied ertönen läßt, dann aber wieder hernieder sich senken muß zu den Hecken und Sträuchen, zu den Scheuern und Tennen, und auf die lehmigen Aecker, um daselbst ihr Futter zu suchen, ja zuletzt um da zu sterben, so siehet auch der Menschengeist im freien Aufschwung sich gehemmt, bald durch die Dürftigkeit und Abhängigkeit des leiblichen Lebens, die er in der Bitte um das tägliche Brod in Demuth bekennet, bald auch durch jene Verschuldungen, die ihn noch ärmer als arm machen, und um deren Vergebung er flehen muß.

Zwar schwingen wir selbst in diesen Bitten uns neuerdings zur Höhe; denn da wir den Vater anrufen um unser überwesentliches Brod, so ahnen wir, dankend der ewigen Liebe, die Erhebung unseres natürlichen oder leiblichen Daseyns über die gesammte Natur, und verlangen ferner nach jenem himmlischen Brode, das mit dem Urheber alles Lebens selbst uns vereint; und da wir geloben und versprechen: »gleichwie auch wir vergeben unsren Schuldigern,« werden wir (so wir anders es ehrlich und ernstlich meinen), aus der Tiefe der Schuld zu einer (relativen) Aehnlichkeit Gottes empor gehoben.

Wie jedoch selbst mit diesem Aufschwunge nicht alles schon gewonnen sey, wer wird das nicht einsehen? Wenn die Lerche auch hoch in den Lüften schwebt und singet, kann dennoch des Jägers Feuerrohr sie erreichen, oder seine List und Lockung sie in das Garn bannen, also daß der Jubel plötzlich in Elend verwandelt wird. Nicht unähnlich verhält sich's mit dem Geiste des Menschen, da er eben, in religiöser, wonniger, gefühlvoller Stimmung über alles Irdische erhoben zu seyn, und ganz im Lichte zu schweben wähnt; denn je weniger er darauf gefaßt ist, desto eher kann (wie der 90. Psalm es schildert) die Schlinge des Jägers ihn fesseln, der Pfeil, der bei Tage daher fliegt, ihn treffen, das Geschäft, das im Finstern schleicht, ihn umgarnen. Und eben deßhalb, schon in der Tiefe, und im Gefühle unsrer Ohnmacht in so vielen Gefahren, flehen wir zur Höhe empor: „und führe uns nicht in Versuchung."

Siebenfach aber, nach Richardus Victorinus, ist die Art und Weise, auf welche die Tentation uns treffen kann. Sie kann nämlich ungelegen und wie zur Unzeit kommen, insofern unsren Wünschen, Bestrebungen, Aussichten, oder unsrem gegenwärtigen Wohlbehagen irgend etwas in die Quere kommt, was uns zu Mißmuth, Unwillen und Ungeduld bewegt. Sie kann auch in der Gestalt des Zweifelns und Schwankens uns quälen, so oft wir mit unsrer

freien Wahl zwischen verschiedenen Beschlüssen und Wegen in der Mitte stehen, es sey nun ohne klare Einsicht, was von beiden das bessere sey, oder ohne festen Willen, für das anerkannte Bessere sich zu entscheiden; woraus denn ein gereizter und gespannter Gemüthszustand entsteht, dessen Stimmung, einer allzu gespannten Saite ähnlich, gar leicht einen schneidenden Mißton veranlaßt. Plötzlich und unerwartet ist die Tentation, die uns ganz unvorbereitet trifft, und um so sicherer verwundet, je weniger wir zum Widerstand gerüstet sind; verborgen aber jene, deren wir aus Mangel an Achtsamkeit gar nicht gewahr werden, so daß wir von dieser Seite mit Blindheit geschlagen sind, indem wir in unser innerstes Bewußtseyn einzugehen versäumen, um daselbst unsere Absicht zu prüfen. Betrüglich ist die Tentation, die als etwas Unschädliches, Gutes oder Edles sich ankündet, und auf solche Weise unsere bessere Einsicht bethört. Beide letzteren werden in der Schrift mit der Schlinge und dem Fallstrick verglichen. Gewaltsam ist die Versuchung, die zwar so deutlich und grell heran dringt, daß sie als solche nicht zu verkennen ist, zugleich aber mit so großer Heftigkeit den Menschen überfällt, daß ohne besondern göttlichen Beistand seine sittliche Kraft erlahmen kann. Verwickelt ist endlich jede Versuchung, die uns mehrfache scheinbare Güter und Uebel vor Augen führt, so daß wir fürchten müssen, in das

eine Uebel zu stürzen, indem wir dem andern entgehen, und ein Gut zu verlieren, da wir das andre gewinnen, so daß wir, wie immer wir uns entschließen, in jedem Falle Schaden leiden.

Solche Tentationen sind daher angreifend genug, sie zerreißen und zerfleischen die Seele. Und da es an diesen wie an den vorigen nirgends und zu keiner Zeit gebricht, wie soll der Erdenpilger nicht seufzen, der durch so viele Fährlichkeiten seine Wege wandeln muß? „Es ist Jemand hinausgegangen (sagt Chrysostomus) auf einen der öffentlichen Plätze, er hat da seinen Widersacher gesehen, und ward von Zorn entflammt; er hat einen Mitbürger gesehen, dem man Ehre erwies, und sein Neid erwachte; er hat einen Dürftigen gesehen, und ihn verachtet; er hat ein Weib gesehen, und ward gefangen; siehe, wie vielfache Fallstricke! Oft gereichen auch die Freunde dir zum Fallstrick, oft die Angehörigen, oftmals auch du dir selber!“ Und was ist wohl häufiger, als dieß letztere eben?

Bekannt ist jenes schauerliche Ereigniß aus dem 13ten Jahrhunderte, da ein deutscher Fürst von der Berserkerwuth, d. h. vom blinden Grimme sich dergestalt ergreifen ließ, daß er ganz eigentlich in die tiefsten Finsternisse der Versuchung einging, aus denen erst die grause That ihn weckte. Herzog Ludwig der Strenge befand sich eben in einer Gegend des Rheins, als seine in Donauwörth zurückgeblie-

bene Gemahlin zwei Briefe schrieb, von denen der eine an den Herzog, der andere an Heinrich Rucho, seinen Kriegshauptmann, gerichtet war. Die Briefe wurden verwechselt, so daß der letztere dem Herzog in die Hände kam; einige verbindliche Ausdrücke darin reizten seine Eifersucht; unverzüglich schwang er sich aufs Pferd, eilte mit ungeheurer Anstrengung, von wenigen Dienern begleitet, ohne Rast und ohne Nachtlager nach Donauwörth, stieß den Thorwächter am Schlosse nieder, tödtete das Kammerfräulein, warf die erste Kammerfrau über die Zinnen der Burg hinunter, und ließ am nächsten Morgen, ohne ihrer Thränen und Betheurungen zu achten, seine Gemahlin enthaupten; die folgende Nacht soll er von solchen Schrecknissen heimgesucht worden seyn, daß er gänzlich grau ward.

Was war die Veranlassung aller dieser empörenden Thaten? Eine einzige Tentation, der er sich blindlings hingab. Wird man sich trösten damit, diese Geschichte gehöre einem rauhen und blutigen Zeitalter an? Die spätern Jahrhunderte zeichnen sich darin vor den frühern nicht aus, und die, wie man meint, zunehmende Bildung will mit so vielen Rohheiten, auch der neuesten Zeit, nicht recht in Einklang stehen; denn wie immer die Zeiten wechseln, die Tentationen und die Stürme der Leidenschaften bleiben im Wesentlichen immer dieselben, und wer will sich rühmen, vor ihren Anfällen

sicher zu seyn? Ob Jemand im Geiste zu hehren Erkenntnissen sich erhoben, ob er auf Erden bereits des Guten viel gewirkt, will er fußen darauf, und im Selbstvertrauen sich befestigen? »Wahrlich sage ich euch, warnte Christus, ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz! Wachet und betet, mahnet er, damit ihr nicht in die Versuchung eingeht!« Und darum schrieb er uns auch die tägliche Bitte vor: »und führe uns nicht in Versuchung.«

Es ist aber eine leicht zu beantwortende Frage: ob wir uns jemals mit einer Bitte oder Rede begnügen, die rein verneinend lautet? Das Nein in sich selber ist kein Boden, auf welchem wir gerne stehen bleiben, ohne den fernern Schritt hinüber zu setzen zum Ja. So gebeut der Apostel Paulus: »lasse dich nicht vom Bösen überwinden.« Bleibt er bei diesem verneinenden Satze stehen? Keinesweges, denn er geht sogleich zu dem affirmativen über: »sondern überwinde das Böse im Guten.« So flehen auch wir zu Gott: führe uns nicht in Versuchung; lasse nicht zu, daß sie uns täusche, umstricke, gefangen nehme, und in mancherlei Uebel stürze, sondern erlöse uns von dem Uebel, befreie uns vom Bösen.

Dieß war eine der letzten Bitten, die der Herr für seine Jünger dem himmlischen Vater darbrachte, ehe er diese Welt verließ: »Ich bitte nicht, daß du

sie hinweg nimmst aus der Welt (damit sie keinen Tentationen mehr ausgesetzt seyen), sondern daß du sie bewahrest vor dem Uebel.« (Joh. 17.) Und diese nämliche Bitte ist auch die letzte und allgemeinste im Gebete des Herrn, alles ausdrückend und alles umfassend, so daß (wie Cyprianus bemerkt) wenn sie erhöret wird, uns nichts mehr zu bitten übrig bleibt. Denn eben die Uebel sind es, die zum Gebete uns zwingen: »aus der Tiefe habe ich zu dir, o Herr, gerufen; Herr, erhöre meine Stimme!« — Die Uebel sind es, die uns tausendfältig versuchen und prüfen; und gleichwie die Bitte um ihre Abwendung oder Besiegung die letzte und unterste im Gebete des Herrn ist, so bilden hinwiederum sie selber die erste Stufe, von welcher wir zur positiven Religion, zur heiligen Wahrheit aufsteigen müssen.

Wie aber dieß gemeint sey, hat kaum Jemand geistreicher dargestellt, als der heilige Johannes Damascenus. Avennir (so heißt es in seiner Erzählung vom Königssohne Josaphat), der Gebieter eines Reiches von Ostindien, war kaum durch die Geburt dieses Sohnes hoch erfreut worden, als er schon durch seine Auguren und Hofastrologen die höchst betrübende Nachricht erhielt, das Kindlein werde, allen Anzeichen nach, dereinst ein Christ werden. Der zärtliche und sehr umsichtige Vater wollte keinen Augenblick versäumen, dieses große

Unglück von seinem Sohne abzuwenden, und traf zu diesem Zwecke Veranstaltungen, die man nicht anders als weise nennen kann, und die selbst dem Geiste eines Encyclopädisten Ehre gemacht hätten. Er ließ sein Söhnlein in der Hülle und Fülle aller süßen Ergetzungen, Spiele und Bequemlichkeiten erziehen, wachte strenge darüber, daß ihm, wo möglich, auch der seltsamste seiner kindischen Wünsche nicht verweigert würde, und damit ihm ja niemals etwas Ernsthaftes oder Betrübendes unter die Augen komme, machte er es zum unverbrüchlichen Gesetze, ihn niemals aus den Höfen und Gärten des Schlosses heraus zu führen.

Allein wie der kleine Josaphat heranwuchs, blickte er aus den Fenstern und über die Gartenmauern mit immer größerer Neugierde in die weiten Ebenen und zu den Gebirgen und Wäldern hinaus, bis er endlich seine Gefangenschaft zu fühlen, und sich darüber sichtlich zu härmen begann. Da mußte dann der alte König sich eingestehen, daß er bei dem bisherigen Erziehungsplane seinen Zweck nur verfehlen würde; denn darum war es ja hauptsächlich zu thun, den Zögling irdischer Glückseligkeit vor aller Betrübniß bewahrt zu halten, und jeglichen Zugang und Andrang des Mißmuthes abzuwehren. Er mußte demnach die Erlaubniß geben, daß der Jüngling in Begleitung seiner Höflinge zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, unter dem Schatten der Sonnenschirme

und Pisangblätter ins Freie durfte, dafür wurden um so sorgfältiger die sinnreichsten Anstalten getroffen, damit ihm auf jedem seiner Schritte nichts denn Anmuthiges und Süßes entgegen käme; aus den Lustwäldern und Hainen tönte ihm fröhlicher Sang und Klang ins Ohr, auf den Fluren wurden ländliche Tänze aufgeführt; nur frische, fröhliche und schön gekleidete Menschen durften ihm begegnen, und in dem künstlichen neuen Arkadien sollte alles nichts denn Lust und Freude athmen.

Allein je sorglicher diese theatralische Weltverzierung durchgeführt wurde, desto häßlicher und auffallender mußten auch die Contraste werden, die da und dort, gleich grämlichen Hadesgestalten, in die Feenlandschaft sich einschlichen. Denn da des Uebels auf Erden so unsäglich viel ist, daß man damit so wenig fertig werden kann, als mit dem Jäten des Unkrauts, so konnte mit aller ängstlichen Fürsorge doch nicht verhindert werden, daß nicht je zuweilen etwas Unheimliches, Unschönes und Unerfreuliches dem Jüngling vor Augen trat. So war ihm einst ein Blinder, bald nachher ein Aussätziger in den Weg gekommen, und höchlich verwundert über den widrigen Anblick, hatte er seine Begleiter und Erzieher mit Fragen bestürmt, was für Gestalten das seyen, und ob solche Entstellungen nur gewisse Menschen treffen? und da er endlich belehrt wurde, es seyen dieß sehr harte und schmerzliche Uebel, denen ein jeglicher unterliegen könne,

ward er nachdenklich und sein Frohsinn getrübt. Wiederum ward er eines greisen Mannes gewahr, der ganz kahlen Hauptes und runzligen Angesichts mit gekrümmtem Rücken daherschlich; dringend fragte er, was für ein seltsames Geschöpf dieß wäre; und da man ihm Auskunft gab, es sey ein an Jahren überreifer, dem Tode naher Mensch, verwunderte Josaphat sich höchlich; der Tod, der, wie er nun hörte, einem Jeglichen bevorstehe, wollte aus seinen Gedanken nicht weichen, und vielfach quälte er sich mit vergeblichem Sinnen und Forschen, bis er endlich den Christen Barlaam fand, der ihn in der heiligen Wahrheit unterrichtete.

Die weiteren Lebensläufe unseres Helden sind bei dem Autor selbst nachzulesen, der diese Geschichte aufgesetzt hat, um alle practischen Wahrheiten des Christenthums in objectiver Lebendigkeit darin darzustellen *); wir bleiben hier bei den weisen Maximen weiland König Avennir's stehen, und finden sie wohl berechnet, obgleich sie, wie so viele andere Pläne und Ueberschläge, den kleinen Fehler hatten, nicht ausführbar zu seyn.

In der That, wer von dem Uebel und den Uebeln nichts weiß oder nichts wissen will, der

*) Wobei der weise Kirchenlehrer höchst wahrscheinlich viele, auffallend ähnliche Züge aus der Hindu-Sage vom Jugendleben des Buddha benützt, und in christlich ethische Wahrheit umgesetzt hat.

hat kein Räthsel mehr aufzulösen, es quält und versucht ihn nichts, es mahnet ihn nichts, nach dem Dunkel der Zukunft zu fragen, er träumt in seiner Scheinglückseligkeit fort, wie etwa ein Kindlein in der Wiege. Aber wo ist derjenige zu finden, der solch ein wonnig träumerisches Leben durchsetzt? Auch das Kindlein in der Wiege wird schon von Schmerzen und Krämpfen heimgesucht, und diese Qualen müssen sogar dienen, zur Entwicklung seines Bewußtseyns mit zu helfen. Ist nicht das Leben selbst, in seiner tausendfachen Bedingtheit, eine Reihe von Uebeln? ist ein Sterblicher denkbar ohne Uebel, sobald man ihn einen Sterblichen nennt?

Inzwischen ist dieß kein Gedanke, der bei frischen, jungen und gesunden Leuten, besonders so lange sie Gelegenheit haben, Schulden zu machen, sonderlichen Eingang findet. Wer in der Fülle der Gesundheit blüht, dem macht das sogenannte Sterbstündlein keinen Kummer; und wenn die Bedürfnisse von Speise und Trank und Kleidung, die Nothwendigkeit des Schlafs, u. dgl. unter die Uebel gerechnet werden, so sind dieß wenigstens Uebel, welche der Schwelger, der Stutzer, der Freund der Gemächlichkeit sehr lieb und willkommen findet. Sind aber die unläugbaren Uebel der Körperwelt nicht mächtig genug, den Menschen zum Nachdenken zu erwecken, wie wird es um die ungleich größeren geistigen Uebel stehen? Der Tod ist nur eine Metamorphose

der organischen Natur, oder, wenn der Gemeinplatz einen höhern Schwung nimmt: ein Uebergang in's bessere Leben jenseits, welches zwar dem schlechtern Leben dießseits eben nicht vorgezogen wird. Die menschlichen Verirrungen und Fehltritte sind Folgen der Leidenschaften und der Temperamente, unvermeidlich, wie diese Temperamente selbst. Die Sünde ist nichts anderes, als der Versuch des Menschen, sich in seiner Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten, und so zur Selbstheit zu gelangen; verletzt er bei solchen Schritten nicht die Gesetze des Staats und die Rechte Anderer, so hat Niemand darüber ein Wort zu verlieren! Ewige Schuld und Strafe sind Ausgeburten der knechtischen Gesinnung und des furchtsamen Aberglaubens u. dgl. m. Und da es sonach keine sittlichen Uebel gibt, welche den Keim von ewigen Uebeln entfalten, so bedarf es keines Arztes und Erretters, keines Mittlers und Erlösers, und folglich keines Christenthums.

So wächst dann der kleine europäische Josaphat im neunzehnten Jahrhunderte ganz hoffnungsvoll ohne Christenthum heran, und kennt kein Uebel, als etwas Skrophel, Pädarthocace und Rhachitis, von denen jedoch die ärztliche Kunst ihn befreien wird. Welch unermeßliche Uebel jedoch die Unkenntniß Gottes, der Uebermuth, die Wollust seyen, dieß ahnet er nicht früher, bis er etwa selber viele Uebel angestiftet hat, und eben so viele nun über ihn her-

einbrechen: Entnervung des Leibes, Trostlosigkeit und barer Jammer des Geistes, Bitterkeit des Gemüthes, Zurücksetzung und Unehre, und mancherlei Vergeltungen der Angriffe auf die Rechte andrer Menschen. Seine innerste Herzensleere wird dann nach Trost, sein Gewissen nach dem Frieden sich sehnen, und nachdem er aus einigen Romanen sich Rathes erholt, werden sich vor seinem Geistesauge, in höchst verschobener Perspective, verschiedene Ansichten gestalten, auf die er seine Interimsruhe bauen mag.

So geräth dann der eine auf das alte Fatum, und läßt alles so kommen, wie es kommen muß; der andre nimmt noch einige Notiz von einem gebietenden Gott, doch ist er bitterböse auf ihn zu reden, und spricht ihm die Gerechtigkeit oder Weisheit ab, als einem Demiurgos, der so vielen Uebeln und Unordnungen zusieht, ohne ihnen abzuhelfen; der dritte nimmt ihm vollends die Würde der Persönlichkeit, läßt ihn als Weltgeist in's Universum aufgehen, und sucht sein Heil im crassen Pantheismus; der vierte geräth aus dem Pantheismus in den Dualismus hinüber, und weil er Gutes und Böses sieht, spaltet er, den Manichäern ähnlich, seine Gottheit in ein gutes und böses Princip; der fünfte hat sich zum alten Mephisto in die Lehre gethan, und vergnügt sich mit hämischem Witze über alles und jedes; der sechste läßt jegliche solche Bemühung bei Seite, und

denket gar nicht, sondern trinkt seine Kanne Bier, und lebt in Dumpfheit dahin; — und was meinen oder sagen Wir endlich zu Allem diesem? Wir seufzen: »führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel.«

Wahrlich nicht ohne Grund hat die Kirche es angeordnet, daß bei verschiedenen Gelegenheiten, und namentlich beim Meßopfer, diese beiden Bitten besonders betonet werden. Mit erhobener Stimme muß der Diener des Altars rufen: »und führe uns nicht in Versuchung;« und laut muß der Chor ihm erwiedern (respondiren): »sondern erlöse uns von dem Uebel.« Denn Versuchung und Uebel, Uebel und Versuchung, sind auf's innigste verschlungen, und eins durch das andere bedingt. Die zahlreichen Uebel auf Erden hetzen uns in vielfältige und harte Tentationen; und aus diesen letzteren, wenn sie schlecht bestanden werden, gehen neue und noch größere Uebel hervor, die neuerdings den Menschen bestürmen und versuchen.

Da entsteht denn, wenn der Anfang des vielverworrenen Knäuels gesucht wird, die große Frage: ob ursprünglich das Uebel die Ursache der Versuchung, oder ob umgekehrt die Versuchung die Ursache des Uebels sey? Groß ist diese Frage, denn von ihrer Entscheidung hängt die Lösung aller Zweifel ab; schwer ist diese Entscheidung nicht, sobald über Gottes Heiligkeit und Liebe kein Zweifel ob-

waltet. Wir haben nämlich bereits gefunden, daß die Versuchung nichts anderes sey, als eine Veranlassung, die den Menschen zur freien Wahl zwischen dem göttlichen und dem eigenen Willen auffordert, und daß in dieser Selbstbestimmung und freien Wahl die Freiheitsprobe bestehe, die keinem erschaffenen, und zum Bewußtseyn erwachten Geiste erlassen werden kann, weil das freie Geschöpf sich selbst vollenden muß, und Gott nicht an seiner Statt leisten kann, was es in seiner Freiheit für sich zu vollziehen geschaffen ist. „Wer nicht versucht worden, fragt der Syracide, was weiß derselbe?“ (Eccli. 34.) er hat sich in seinem vollen Selbstbewußtseyn noch nicht begründet, in seinem rechten Verhältnisse zu Gott nicht vollendet.

Wenn wir nun einerseits einsehen, daß die Versuchung und Prüfung jedem freien Geschöpfe unerläßlich sey, andrerseits aber um die Gelegenheit fragen, die zur Versuchung führt, was sollen wir sagen? Nehmen wir an, daß die Veranlassung dazu ursprünglich ein Uebel war, so mußte das Uebel schon früher zugegen gewesen seyn; worin aber sollte dieß Urübel bestehen? Wollen wir uns etwa auf den Satan berufen, und in ihm die Ursache aller auf Erden herrschenden Tentationen und Uebel entdecken? Aber auch er war ursprünglich schuldlos und licht, auch ihm ward die Versuchung erst zur Veranlassung seines Falles. Wäre also die Versu-

chung selbst ein Uebel, oder gäbe es ein Uebel, als ihre uranfängliche Quelle, so müßte nothwendig Gott selber es erschaffen oder verwirklicht haben; was ist aber diese Behauptung anders als eine Gotteslästerung? „Denket von Gott in der Güte, und suchet ihn in der Einfalt eures Herzens! Groß ist der Herr, und überaus lobwürdig, gränzenlos ist seine Größe! Ein Geschlecht nach dem andern wird seine Werke preisen, und seine Macht verkünden. Die Machtvollkommenheit und Glorie seiner Heiligkeit werden sie aussprechen, und seine Wunder erzählen. Das Andenken seiner überschwenglichen Süßigkeit werden sie erneuern, und über seine Gerechtigkeit frohlocken. Gütig ist der Herr für Alle; und seine Erbarmungen reichen über alle seine Werke!“ (Ps. 144.) Urtheilt also von Gott in der Güte, denn »Gott ist die Liebe, und wer da bleibt in der Liebe, bleibt in Gott.«

Und was können wir anders von Gott aussagen, es sey dann: Gott ist die Liebe? Werden wir sein innerstes Wesen und Leben Barmherzigkeit nennen, oder Gerechtigkeit und Strenge, oder lenkende Fürsehung? Zwischen den drei ewigen und unendlichen Personen, in welche das Eine, sich selbst wissende und liebende, göttliche Seyn sich entfaltet, findet wechselseitig weder Gerechtigkeit, noch Barmherzigkeit, noch ein Lenken und Ordnen Statt; zwischen ihnen ist nichts denn selige Liebe; und wenn wir

die Gerechtigkeit Gottes fürchten, seine Barmherzigkeit anflehen, seiner Fürsehung uns hingeben und anempfehlen, so sind diese göttlichen Eigenschaften (wie man sie nennt), rein nur die verschiedenen Aeußerungen oder Manifestationen der Einen, göttlichen, heilgen Liebe zu ihren freien Geschöpfen, je nach dem Verhalten dieser letzteren selbst, und ihrem Einklange oder Widerspruche gegen Gottes heiligen Willen.

Wenn wir demnach um den Urbeginn des Uebels fragen, so kann es nicht bezweifelt werden, daß derselbe ganz allein in den Geschöpfen zu suchen sey, und zwar, da es hier um freie oder geistige Geschöpfe sich handelt, die zu ihrem Schöpfer in einem sittlichen und Rechtsverhältnisse stehen, in einer Verletzung dieses Verhältnisses, die ihre Verschuldung mit sich brachte.

Und so stehen wir dann bei der Kunde und dem Verständnisse jener großen Thatsache, mit deren Annahme oder Verwerfung und Läugnung das Christenthum steht oder fällt; wir stehen beim Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen, welcher, wie die heilige Urkunde lehrt, zur Entscheidung über das Wohl und Weh des Menschengeschlechtes die Veranlassung gab. Und hier, unter des verhängnißvollen Baumes Schatten, der dem einen undurchdringliche, undurchdenkliche Mysterien zu verbergen scheint, während der andre in diesem vermeintlichen Dunkel

nur fabelhaften Mythos zu finden wähnet, ist es zu verweilen und zu forschen noth, soll die rechte Kunde vom menschlichen Jammer und menschlichen Heile, vom Uebel und von der Erlösung, uns innerlich klar werden, und sollen wir einstimmen in die Psalmesworte: »Im Himmel, o Herr, ist deine Barmherzigkeit, deine Wahrheit reicht zu den Wolken. Deine Gerechtigkeit ist gleich den ewigen Bergen, deine Urtheile eine abgründliche Tiefe. Die Söhne der Menschen aber werden vertrauend hoffen unter dem Schirme deiner Fittige. Breite deine Erbarmungen aus über alle, die dich wissen, verleihe deine Rechtfertigung Allen, die eines aufrichtigen Herzens sind!« (Ps. 35.)

## XV.

## Sondern erlöse uns von dem Uebel.

In uralten Chroniken des fränkischen Reiches wird von einem Könige Meldung gethan, der sichs zum Hausbrauch und Gesetz gemacht hatte, jedesmal nach Tische einen geschälten Apfel zu essen. Einstmals, da eben seine drei Söhne um ihn her standen, kam ihm der Einfall, mit ihnen auf psychische Weise zu experimentiren, oder deutsch gesagt, über die Willensstimmung und Gesinnung seiner Söhne durch einen Versuch ins Klare zu kommen, der so unerwartet kam, und ihnen so unbedeutend erscheinen mußte, daß sie die eigentliche Absicht nicht errathen konnten. Denn es kann wohl der Chemiker zu irgend einem Mineral, dessen Inhalt ihm ein Räthsel ist, sagen: in dieser oder jener Stunde werde ich meine Säuren, Hydrothione und Kalien gegen dich aussenden, oder zwischen die galvanischen Pole dich setzen, damit du gezwungen wirst, deine Bestandtheile aufzuschließen; nicht aber der Erzieher seinem Zöglinge: morgen um diese Stunde werde ich so oder so mit dir verfahren; denke daran, und nimm dich zusammen, damit du auf die Weise, wie

ich es wünsche, dich betragen mögest, denn es ist bloß eine Prüfung, in die ich dich setzen werde! Würde ein solcher Erzieher nicht eben so sicher den Effekt im Voraus zerstören, als jener Löwe im Sommernachtstraum, der das Publicum freundlich und fürsichtig über die Unschädlichkeit seiner Person belehrt, damit sie keiner angstvollen Täuschung sich hingeben?

Solch einer wohlerwogenen Ansicht folgte jener fränkische König, indem er von dem Apfel, den er eben geschält, seinem ältesten Sohne Gobaud oder Gobaudus auf der Spitze des Messers ein Stücklein darreichte und sprach: komm und nimm den Bissen aus deines Vaters Hand. Gobaud weigerte sich, obwohl mit größter Artigkeit, indem er mit Hofsitte höchlich zu betheuern anfing, wie daß er keineswegs würdig sey, daß sein König und Vater sich dermaßen herablasse, ihm mit eigener Hand zu dienen. Der König ließ ihm die Zeit nicht, die wohlgesetzte Rede zum Schluß zu führen, er rief seinen zweiten Sohn, dieser aber sprach: alles, mein Vater, was Ihr gebeut; bin ich ja alles Eurer Güte und Weisheit schuldig! Mehr zu reden hielt er nicht für nütze, sondern statt die Zeit damit zu vergeuden, nahm er mit offenem Munde den Bissen an, und ward für so flinken Gehorsam sogleich zum Thronerben des Frankenreichs erklärt. Auch Lothar, der dritte Sohn, durch seines Bruders Beispiel gewi-

tzigt, kam sogleich, dasselbe zu thun, und erhielt zum Lohne die Anwartschaft auf den Thron von Lothringen. Da bereute Gobans sein altkluges Benehmen, und um des Vaters Huld wieder zu gewinnen, sprach er: wenn es Euch so gefällt, mein Vater, so reicht auch mir einen Theil des Apfels. Allein der König Carl erwiederte: für dich ist weder vom Apfel noch vom Reiche mehr etwas übrig. Und daraus soll ein ehedem bei den Franken übliches Sprichwort entstanden seyn: „Gobans, du hast deinen Mund zu spät aufgethan!"

Was wollte der König mit diesem seltsamen Beginne? Er wollte einen chemischen Versuch anstellen im Gebiete der Seelenkunde, eine Art von geistiger Scheidung und Zersetzung, die zur Entscheidung führte, und wozu? zum Bösen oder zum Guten? Allerdings zum Letztern. Er gab ihnen Gelegenheit, Gehorsam, Bereitwilligkeit und Ehrerbietung zu üben, und erprobte sie von dieser Seite. Daß er dazu gerade einen Apfel wählte, und nicht etwas anderes, etwa einen Pantoffel, wer wird dahinter etwas Besonderes suchen? Und wenn die Probe des Urmenschen ebenfalls durch eine Baumfrucht zunächst veranlaßt wurde, wer wird diese letztere eben für das Wesentliche bei der Sache betrachten?

Denn gehen wir von dem eben erzählten Geschichtchen zur Urgeschichte über, und fragen: wie der Gehorsam der ersten Menschen, als kindlicher

Gehorsam gegen ihren himmlischen Vater und Herrn der Welt, geprüft worden sey: ob durch ein Gebot, etwas zu thun, oder ein Gebot, etwas zu lassen, also durch ein Verbot? so lehrt uns die heilige Geschichte das letztere. Und wenn man allenfalls (nicht aus fürwitziger Neugier, sondern aus Wißbegier) um einen Schritt weiter geht, und die Frage stellt: warum die Prüfung nur in einem Verbote, nicht aber in einem Gebote bestanden, so liegt die Antwort einerseits schon in dem Verhältnisse des freien Geschöpfes zu Gott, als einem Verhältnisse des Untergeordnetseyns (der Subordination), kraft dessen das Geschöpf nichts anderes als den Willen Gottes zu wollen, d. h. den eigenen Willen zu unterlassen hat. Andererseits liegt die Ursache in der Natur der Prüfung selbst, die zur Entscheidung des Geprüften führen soll. Denn diese Entscheidung kann ohne Scheidung im Innern nicht zu Stande kommen; die Scheidung aber zwischen der Wahl und Vollziehung des göttlichen oder des eigenen Willens wird eben durch das Verbot hervorgerufen, weil der eigene Wille eben in dem Hang und Bestreben sich kund gibt, sich geltend zu machen, oder sich als schaffend zu bewähren. Jenes Verbot aber gebot das Gegentheil, und dadurch eben war es geeignet, den Geist des Menschen in sich zu entzweien, d. h. zu scheiden, zu dem Zwecke: daß er sich entscheide zwischen sich und Gott.

So war dann dieß Gesetz, das dem ersten Menschen gegeben ward, schon in sich selber seine Versuchung, oder der Anlaß zu seiner Selbstentscheidung, es mochte nun satanische Einmischung und Anlockung dazu kommen oder nicht. Vor der Prüfung war der Mensch zwar unschuldig, d. h. schuldlos, denn er lebte in seiner ursprünglichen Heiligkeit, nämlich in jener Richtung aller seiner Geisteskräfte, mit welcher ihn Gott ins Daseyn gesetzt hatte. Allein was der Mensch durch unmittelbare Schöpfung und Setzung Gottes war, das mußte er, als ein freies Wesen, auch durch seine eigene Setzung und Bestimmung werden, wiewohl er zu diesem freithätigen Vorgange nur erst durch den anregenden Willen Gottes bestimmt werden konnte. Denn durch die Setzung Gottes zwar, und durch seine unmittelbare, erziehende Einwirkung, war der Mensch mit der Anlage zur freien Thätigkeit und mit dem Selbstbewußtseyn ausgerüstet; allein dieses Selbstbewußtseyn (die Blüthe des Geisteslebens) war noch nicht durchgebildet und entfaltet, solange es sich bloß von allen Außendingen unterschied, aber in der innersten Beschaffenheit seines Wesens, nämlich in der Freiheit, sich noch nicht erkannt hatte. Diesem Erkennen mußte eine Thatsache, eine freie Handlung vorausgehen, und nur durch eine solche konnte das Selbstbewußtseyn in volle Blüthe treten, und das Leben des

Geistes sich vollziehen. Und auf solche Weise wird die so oft und vielfach mißverstandene Freiheitsprobe zum Hauptmomente in der Selbstvollendung des ersten Menschen.

Wie immer nun der Mensch die Prüfung bestehen mochte, so mußte ihm in jedem Falle der verhängnißvolle Baum zum Baume der Erkenntniß des Guten und des Bösen werden. Denn da Gott allein gut und das wesentlich Gute ist, so ist das Gute im erschaffenen Wesen die Einigung des Willens mit dem wesentlich Guten; dahingegen das Böse nichts anderes seyn kann, als der Widerspruch des Geschöpfs gegen das wahrhaft Gute. Der Mensch gerieth in diesen schauerlichen Widerspruch durch freien und bedachten Ungehorsam, und da in ihm so Natur als Geist in persönlicher Einigung walten, so mußte dieser Ungehorsam sowohl am Geiste und der Natur für sich, als auch in der Einigung beider sich strafen; die richtige Würdigung aber dieser nothwendigen Folgen ist es, aus welcher allein alle menschlichen Uebel in ihrer Quelle und Bedeutung verstanden werden können.

Wie vor allem der Widerspruch des Menschen gegen Gott an seinem Geiste sich strafe, davon ist früher schon (bei der fünften Bitte) Erwähnung geschehen. Der kühne Wahn, in welchem das Geschöpf seine Unterordnung (Subordination) unter dem göttlichen Willen läugnen und aufkünden will,

ist die Beleidigung Gottes, das Majestätsverbrechen gegen seine Heiligkeit, d. h. gegen den Willen und die Würde seiner reinen Liebe. Da nun dieser heilige Wille unwandelbar gegen jeden Widerspruch sich behauptet, so entsteht dadurch jene Störung des Wechselverkehrs zwischen dem göttlichen Willen und jenem des erschaffenen Geistes, welche die Schuld genannt wird. Zwei Momente ihrer Entstehung hat demnach die Schuld; erstlich die Heiligkeit Gottes, welche in ihrer Liebe dem Geschöpfe die Freiheit, in ihrer absoluten Würde aber das Gesetz gegeben hat; zweitens die freie Wahl des Geschöpfes, welches diese Liebe sowohl als diese Würde verachtet. Daraus aber gehen zwei andere Erkenntnisse hervor, zuerst über die Größe der Schuld und ihrer Folgen, sodann über den eigentlichen Urheber dieser letzteren.

Da nämlich ohne Gott keine Schuld gedacht werden kann, daher auch der Psalmensänger bekennet: »dir allein habe ich gesündigt, und Böses vor dir gethan,« Gott aber unendlich ist, so ist die Beleidigung Gottes, obwohl von einem erschaffenen Wesen ausgehend, gleichfalls unendlich, und eben so auch die Folge davon, die Trennung des Geschöpfes von Gott, als geistiger Tod. Da ferner das Geschöpf allein die Schuld auf sich geladen, so ist es auch keineswegs Gott, der den Sünder schlägt, sondern der Sünder selbst; wie dieß ein

Beispiel, zwar ziemlich fremdartigen Inhalts, beleuchten mag.

Es war gegen Ende des 16ten Jahrhunderts, als die wilden Horden der Tataren über die Gränzen von Polen hereinbrachen, überall sengten und plünderten, und ganze Heerden von Hornvieh raubten, die sie ihren Schwärmen nachtreiben ließen. Als nun das polnische Kriegsheer in guter Schlachtordnung gegen sie anrückte, faßten die Tataren den Anschlag, die Schlacht auf eine gleich unerwartete als barbarische Weise zu entscheiden; sie trieben das geraubte Hornvieh in das Vordertreffen, und hetzten es vor sich her gegen die polnischen Kriegerschaaren, um sie in Unordnung zu bringen. Die Polen aber säumten nicht, ihre Feuergewehre auf die Bestien loszubrennen, worauf diese geängstigt und wüthend sich umwendeten, auf die Tataren sich stürzten, und unter ihnen eine solche Niederlage und Verwirrung anrichteten, daß die Polen bald ohne große Opfer den vollsten Sieg gewannen, und den Räubern von ihrem eigenen Raube der Untergang bereitet ward.

So sendet auch der Sünder, indem er gegen den göttlichen Willen handelt, und folglich in Feindseligkeit gegen die göttliche Liebe tritt, seine beleidigenden Worte, Gesinnungen oder Thaten gleich gehörnten Bestien voran; wie denn auch ausdrücklich gelehret wird: »erhebe dich nicht in deinen Ge-

danken, wie gleichsam ein Stier, damit deine Kraft nicht durch deine Thorheit gebrochen werde!« (Eccli. 6.) Der Widerspruch des Geschöpfs gegen Gott kann diesem keinen Schaden bringen, wohl aber wendet er sich gegen den Sünder selbst; wie jener Bußfertige es einsah, der da sprach: »meine Ungerechtigkeit erkenne ich, und meine Sünde ist allezeit gegen mich!« Hat also der Mensch einen Raub an Gott begehen wollen, indem er der Oberherrlichkeit sich angemaßt, so wendet sich diese Ungerechtigkeit gegen ihn, und die göttliche Liebe oder Willensheiligkeit, die ewig wirksam und wahr sich behauptet, gestaltet sich nun für ihn als Gerechtigkeit, oder nach der Sprache der Schrift, als göttlicher Zorn.

Welches Leben führt nun ein erschaffener Geist, unter dem Siegel dieses Zornes, in der Trennung von Gott, dem Grunde und Ziele seines Lebens? Offenbar ist dieß Leben, wenn es anders noch so zu nennen ist, eine stete Unseligkeit, ein Widerspruch mit sich selber, eine immerwährende ungeheure Lüge, eine von Seite des Geschöpfes unheilbare Blindheit und Bösartigkeit, eine Selbstsucht, die eben so feindselig gegen Gott ist, als trostlos in sich selber, und die durch Hoffart, Unfrieden, Begierlichkeit, Falschheit und Unbestand in jedem Menschen sich ausspricht, der nicht ernstlich zu Gott zu rufen weiß: erlöse uns von dem Uebel!

Doch kann dieses Elend des gesunkenen Men-

schengeistes eben so wenig für sich allein erkannt werden, so wenig es möglich ist, ihn für sich allein, und von dem Leibe oder dem Naturleben gesondert zu betrachten. Der Abfall des Geistes von Gott hatte zur nothwendigen Folge den Zerfall des Menschen selbst, oder den Abfall der Natur vom Geiste. War nämlich die unfreie Natur im Menschen durch persönliche Einigung, dem freien Geiste unterthan, und durch ihn gehalten und befestigt, so ward sie nun wieder ihrem eigenen Streben frei gegeben, empörte sich gegen den Geist, fing an in Leidenschaften und Begierden sich zu regen, die dem Geiste fremd sind, und war von jetzt an wieder dem steten Wechsel, Werden und Vergehen Preis gegeben, das in der allgemeinen Natur das herrschende Gesetz ist.

So fiel der Mensch dem Tode anheim, d. h. seinem menschlichen Daseyn, das in der Einigung von Geist und Natur beruht, wurde der Zerfall und Untergang bereitet, weil sein organischer Leib wieder unter die Herrschaft der gesammten Natur gerieth; diese letztere aber, deren ganzes Ziel und Streben im Menschen sich concentrirte, mußte von nun an in Widerspruch und Leidenschaft gegen den Menschen treten, und in sich selber in Widerspruch und Zerrüttung fallen, so daß alles, was dem Gefühle und dem Auge auf Erden begegnet, Kampf und Gefahr, Noth und Mühe, Schmerz und Be-

trübniß, und unaufhörliches feindliches Andringen gegen den Menschen ist; ein unübersehliches wogendes Meer von Uebeln.

Wo liegt die Quelle davon? Die ganze Aufgabe, das ganze Bestreben der Natur ist jenes höhere persönliche Leben, das sie rein nur im Menschen, nämlich durch Einigung mit dem Menschengeiste erreichen kann. Im Menschen erreicht sie ihr Ziel, wird in die Freiheit und Unsterblichkeit des Geistes erhoben und aufgenommen, doch aber nur damals und unter der Bedingung, wenn der Menschengeist ebenfalls seinem Ziele treu bleibt, und in der Vereinigung mit Gott sich vollendet. Vollendet aber der Geist sich nicht auf solche Weise, wozu Gott ihn bestimmt, sondern fällt in Trennung von Gott, und läugnet dadurch die Idee Gottes, d. h. die Absicht, nach welcher er geschaffen worden, so fallen auch die beiden Elemente des Menschen in Widerspruch und Entzweiung; der Geist streitet gegen die Natur, die Natur gegen den Geist, der freie Geist verliert seine Herrschaft; die unfreie Natur macht ihre Rechte geltend, ohne um den Geist sich zu kümmern; der König der Naturschöpfung sinkt zum Sclaven herab, und die Kräfte und Wesen, die früher ihm gehorchten, sind feindlich gegen ihn gewendet; die Stürme, die Gewölke, die Gewässer toben gegen ihn, die Pflanzen und die Bäume bereiten in ihren Säften ihm verderbliche Gifte,

die Thiere verfolgen ihn mit tausendfältigen Waffen, überall umlauern Noth und Gefahr und Tod seine Wege.

Hat die Natur sich verändert? sind Todesgewalten in ihr aufgestanden, die früher in ihr nicht vorhanden waren? Einer solchen Annahme bedarf es nicht. Da das Leben der Natur ein stetes Werden und Vergehen ist, so ist auch der Tod ihr eben so eigen, als das Entstehen; allein diese Gewalten des Vergehens und Zerstörens konnten dem Menschen, so lange er ohne Sünde war, nicht furchtbar seyn. Auch der Kettenhund, der eben seinem Herrn schmeichelt, und gleich darauf mit Grimm einen Fremden anfällt, hat deßhalb seine Natur noch nicht verändert, weil er gegen den letztern ganz anders sich beträgt, als gegen seinen Gebieter; und auf ähnliche Weise fing die Gesammtnatur erst damals an, dem Menschen feindlich zu werden, als er aufhörte, ihr Herr zu seyn, und sie ihm fremd geworden. Und so ist durch Einen Menschen, wie die Sünde, so auch der Tod in die Menschenwelt eingedrungen, der vor der Sünde zu ihr keinen Eingang hatte.

Dieser Eingang aber der Sünde und des Todes in die Menschenwelt oder in das Menschengeschlecht ist eben jene tiefe Wunde, jenes verheerende Uebel, welches den Geist und die Natur des Menschen zugleich treffend, von einer Generation zur andern unabwendbar sich fortpflanzt, und deßhalb auch die

Erbsünde genannt wird. Was ist also die Erbsünde? etwa der Tod selbst, die Hinfälligkeit der organischen Natur, oder der Aufruhr der Leidenschaft gegen das bessere Wissen, die Blindheit des Verstandes, die Ohnmacht des Willens? Alles dieß sind Folgen bloß irgend einer schweren Schuld; nicht die Erbsünde selbst, sondern ihre Strafen. Niemand aber, wenn anders eine göttliche Gerechtigkeit untadelbar bestehet, trägt eine Strafe ohne Schuld. Da nun auf allen Menschen die gleichen Strafen lasten, so müssen sie alle von gleicher Schuld befangen seyn. Wie sollen wir aber eine Schuld an uns gezogen haben, an der wir persönlich nicht Theil genommen? Waren wir etwa zugegen, als der Stammvater unsres Geschlechtes sich gegen den Willen Gottes entschied?

Da wird zwar die Sache dahin erklärt: Adam sey als Haupt des Menschengeschlechtes auch der Repräsentant aller seiner Nachkommen gewesen, wie etwa der Wille des Fürsten für den Willen seiner Unterthanen gelte; ihm sey demnach auferlegt worden, für sich und für Alle die Gerechtigkeit zu bewahren, so daß er, was er für sich verlor, auch für uns verscherzte. Allein diese Erklärung kann uns um so weniger genügen, da sie vielmehr die neue Frage veranlaßt, warum wir die Untreue eines Stellvertreters büßen sollen, den wir nicht selbst gewählt, und warum wir so schmerzlich entgelten

sollen, was wir, unsers Wissens, nicht persönlich verschuldet haben?

Ehe wir demnach weiter forschen, um einen Weg für dieß Verständniß aufzufinden, sey unter der Bürgschaft des heiligen Kirchenlehrers Beda eine Vision uns vor Augen gestellt, welche mit ihrem schauerlichen Wetterlichte, gleich dem Blitzen im Waldesdunkel, manch einen Blick in die Finsternisse dieser Welt gewähret. Der Abt Furseus, einer der heiligsten Männer des alten Britanniens, der, obwohl von hoher Familie entsprossen, doch frühzeitig einem strengen Leben im Dienste Christi sich widmete, lag einstens, von seinen Aeltern und Verwandten umgeben, in schwerer Krankheit dahin, und fiel endlich in einen Schlummer, den diese für den Todesschlummer hielten. In diesem geheimnißvollen Zustande (welcher in neuester Zeit zum Gegenstande so vielartiger Forschungen geworden ist) sah er eine große Schaar von Engeln, in leuchtender Schönheit, gleich einem Kriegsheer geordnet stehen; ihnen gegenüber erhoben sich schauerliche Ungethüme der Finsterniß, und riefen mit gräßlicher Stimme: wo ist die Gerechtigkeit Gottes? wenn Gott gerecht ist, wird dieser niemals die Glorie des Himmels schauen! Es steht geschrieben: so ihr euch nicht demüthigt, und werdet, wie die Kleinen, werdet ihr ins Reich der Himmel nicht eingehen; wo hat dieser je eine rechte Demuth geübt? Es steht geschrie-

ben, daß der Sterbliche wird Rechenschaft geben müssen von jeglichem unnützen Worte: wie viele unnütze Worte hat dieser Jüngling nicht über seine Lippen gebracht! Da zagte Furseus und erbebte, ein Engel aber schützte ihn, und befahl ihm, hinab zu schauen auf die Welt. Furseus gehorchte und sah unter sich ein ödes und düsteres Thal, über welchem vier lodernde Flammen schwebten, die nach den vier Weltgegenden hin alles verheerten und verwüsteten. Da sprach der Engel: kennst du das Geheimniß dieses Gesichts? Furseus verneinte es. Wiederum sprach der Engel: dieß sind die Flammen, welche die Menschenwelt in Brand setzen, und trotz des göttlichen Erlösungswerkes die Menschen verderben: die Lüge nämlich, die Begierlichkeit, die Gottlosigkeit, die Zwietracht. Denn nachdem ihnen in der Taufe die alte Schuld verziehen worden, nachdem sie dem Geiste der Bosheit und seiner Täuschungen widersagt haben, verheert sie nun das Feuer der Lüge, weil sie, was sie in der Taufe und fernerhin gelobt, nicht sorglich bewahren und halten; das Feuer der Begierlichkeit: weil sie die Güter und Wollüste dieser Welt der göttlichen Liebe vorziehen; das Feuer der Zwietracht: weil sie kein Bedenken tragen, einander wegen unnützer und unbedeutender Dinge zu erzürnen; das Feuer der Gottlosigkeit: weil sie, soviel sie Gewalt und Gelegenheit finden, einander bedrücken und betrügen. Und

wie Furseus der Wuth der Flammen zusah, erhoben sie sich mehr und mehr, und loderten bis zu ihm hinauf, so daß er von Angst ergriffen wurde, der Engel aber sprach: sey getrost und fürchte dich nicht; was du nicht angezündet hast, wird auch in dir nicht brennen. Und er faßte ihn, und führte ihn mitten durch die Flammen, ohne daß sie ihn verletzten, bis ihnen ein Mann begegnete, der dem Furseus von früher her bekannt war; dieser sprang aus den Flammen hervor, und versengte ihm die Schulter. Der Engel aber warf den Feindseligen zurück, und sprach zu Furseus: was du angezündet hast, das hat in dir gebrannt; denn dieser Mann, der in seinen Sünden dahin gestorben ist, hat dir einen Mantel zum Erbe hinterlassen, und du hast das ungerechte Gut angenommen, anstatt es den Armen zu schenken. Bei diesen Worten erwachte Furseus von seinem Erstarrungsschlummer, und fühlte, außer einem empfindlichen Schmerz an seiner Schulter, sich vollkommen gesund; bald nachher betrat er die Kanzel, und verkündete männiglich, was er gehört und gesehen.

Soviel von dem Traume des heiligen Abtes Furseus, der allerdings auf die Träumereien eines sorglos sündhaften Lebens ein grelles Licht wirft. Was tritt in diesen Bildern am auffallendsten hervor? Die Wahrheit: daß es keine Strafe gebe von oben her ohne Schuld. »Was du nicht angezündet hast,

wird auch in dir nicht brennen.« Wenn demnach so ungeheure Uebel auf Erden wüthen, unter welchen die geistigen verheerender sich zeigen, als die Flammen selbst, woher diese Uebel ohne allgemeine Verschuldung? woher auch jene Fehden und Verwüstungen der Lüge, der List, des Hasses, der wilden Begier, wo nicht aus einer tiefen Zerrüttung und Verwundung im innersten Seyn des Menschen? Aber beschwerlich und trübe ist es, von der Erbschuld zu reden, ohne zugleich schon des Mysteriums der Erlösung zu gedenken; und gleichwie dieses Werk der göttlichen Liebe schlechthin nicht verstanden werden kann, wird nicht die Lehre von der Erbsünde vorausgesetzt, so bleibt auch diese letztere dunkel und grauenhaft, wenn sie nicht im Erlösungswerke ihre Lichtseite findet; ja so innig ist die Verkettung beider, daß für die Menschen allein nur die Erlösung möglich war, weil sie allein nur einer Erbsünde fähig sind, und daß demnach der Grund des allgemeinen Uebels auch schon die Möglichkeit des gleich allgemeinen Heiles in sich enthält.

Um aber zur Einsicht dieser großen Wahrheit zu kommen, mag es nützlich seyn, noch einmal auf die Uebel der Menschenwelt, und die Verheerungen der Sünde zurückzusehen, welche dem heiligen Furseus als lodernde Flammen gezeigt wurden. Von wem wohl werden solche Flammen angezündet? Von Gott? Keineswegs. Denn also ruft schon der Se-

her der Vorzeit: »wohlan denn, ihr Alle, die ihr Feuer anzündet, und mit Flammen umgürtet seyd, wandelt im Lichte eueres Feuers, und in den Flammen, die ihr angezündet habt! Wer von euch wird wohnen wollen mit dem verzehrenden Feuer? wer von euch will wohnen in ewigen Gluthen?« (Isai. 50 und 33.) Nicht von Gott also ist solch ein Feuer angezündet, sondern von den erschaffenen Wesen. Was für ein Feuer aber ist damit bezeichnet? Jenes der Wollust, der wilden Gier, der Zwietracht, des Neides, des Stolzes. Wie so ein Feuer? Alles Leben, als ein immer reges, von innen heraus wirkendes Seyn, steht unter dem Symbole des Feuers; die göttliche, schaffende, belebende, erleuchtende Liebe nennet sich selbst ein himmlisches Feuer; jede Freiheitsprobe eines erschaffenen Geistes ist eine Feuerprobe der göttlichen Liebe; jedes Leben, das von Gott sich abwendet, und sich selber als Ziel seines Daseyns sucht, ist ein in sich selber zurück wüthendes, unseliges Feuer. Das göttliche Feuer ist Licht und Freude, das Feuer des Stolzes und Hasses ist Finsterniß und Grimm.

Und da stehen wir dann plötzlich bei den Grauengestalten und der Schattenseite des Universums, bei jenen gefallenen Geistern, die durch den Mißbrauch ihrer Freiheit für immer und ewig von der göttlichen Liebe sich getrennt, selber die Hölle sich bereitet haben, und für welche keine Rettung, keine

Erlösung möglich ist. Denn da der freie Geist, gemäß der göttlichen Idee, nach welcher er erschaffen worden ist, die Aufgabe hat, aus eigener Wahl sich für oder wider Gottes höchsten Willen zu entscheiden, und dadurch sich zu vollenden, so bleibt er, sobald er einmal sich entschieden hat, unwiderruflich in dem Stande, den er sich erwählet hat. Denn was er ursprünglich durch Gott ist, ward er durch die Schöpfung, was er durch sich selber ist, ward er in diesem Acte der Selbstvollendung; was soll noch ferner an ihm vorgehen? Es ist nicht denkbar, daß Gott den Gefallenen zur Wendung oder Bekehrung bestimme und zwinge, denn Gott kann nicht seiner eigenen Idee und folglich Sich selber widersprechen; es ist auch eben so wenig denkbar, daß der von Gott abgewendete Geist aus eigenem freien Entschlusse wieder zu Ihm sich wende, eben weil er nun einmal sich gegen Gott entschieden, und in dem Stande, in den er sich selber gesetzt hat, in stolzer Ohnmacht und ohnmächtigem Trotze verharren muß und verharren w i l l.

So bleibt der von Gott abgewandte Geist zwar, was er ursprünglich gewesen, ein mit Freiheit begabtes Geschöpf, (denn, wie S. Augustinus so schön und einfach sagt: auch der böse Wille bleibt ein Wille), aber in seiner Selbstsucht oder Selbstentzündung ewig trostlos, des Lichtes und der Seligkeit beraubt, und in ewigem innern Widerspruche

mit Gott, wie mit sich. Denn durch sein geistiges Leben gibt er Zeugniß von der Allmacht, die aus reiner Liebe ihn erschaffen, welcher er jedoch durch freies Mitwirken nicht entsprach, so daß er nicht geworden ist, was er nach der Absicht Gottes werden sollte; und gleichwie er in seiner Selbstentscheidung dem liebenden Willen Gottes sich widersetzte, so strebt er nun fortwährend die göttliche Liebe und Wahrheit zu läugnen, welche doch der Urheber seines Daseyns ist. Und da jedes rein geistige Wesen in sich vollendet und innerlich abgeschlossen ist, oder für sich allein ein Ganzes bildet, so konnte wohl in der Geisterwelt die Verführung Mehrerer durch Nachahmung des Beispiels eines Einzelnen Statt finden, nicht aber kann hier von einer Stellvertretung und Zurechnung die Rede seyn, die aus dem Verdienste eines Einzelnen allen Uebrigen zur Wiederaufhilfe gereichte.

Was aber in der Geisterwelt nicht möglich ist, dieß ward im ganzen Umfange möglich für die Menschenwelt. Denn ist zwar auch der Mensch ein Geist, und eben dadurch eine Ichheit oder Person, so ist er doch zugleich auch ein Wesen der Natur; und weil das Naturleben im Bestande des Menschen eben so wesentlich ist, als das Geistesleben, so folgt von selbst, was Jedermann einsieht oder doch halbdunkel ahnet, daß der einzelne Mensch nicht anders betrachtet werden könne, als in der Menschheit,

d. h. nicht als ein in sich abgeschlossenes Einzelwesen, sondern als Glied eines großen Ganzen, oder einer Menschengattung, aus welchem die Einzelnen durch das geschlechtliche Leben oder durch das Naturleben der Gattung, in der Reihenfolge der Generationen entwickelt werden. Das Leben der Natur spricht sich aus als Gattung, wie dieß in der ganzen Pflanzen- und Thierwelt geschieht; das Leben des Geistes aber gibt sich kund in der Ichheit oder Person. Daher ist auch (wie bereits früher gezeigt worden) jeder Mensch, wie einer zweifachen Substanz, auch eines zweifachen Ursprungs, indem sein geistiges Leben eine unmittelbare Schöpfung Gottes, sein leibliches Leben aber ein mittelbares Gotteswerk, nämlich ein Werk der Natur ist. Weil aber das geistige und leibliche Leben in Ein Leben verschmolzen sind, in ein einziges Ich aufgehen, so folgen daraus Verhältnisse, die dem Menschen ganz eigenthümlich sind, und sein ganzes Geschick erklären.

Alle diese Verhältnisse lassen sich unter einem gemeinschaftlichen Namen auffassen, nämlich jenem der Gütergemeinschaft *) des Geistes und der Natur im Menschen. Diesem zu Folge nimmt der Geist des Menschen Theil an den Eigenthümlichkeiten der Natur, und diese eignet sich an, was

*) Communicatio idiomatum.

ihr als solcher fremd ist, und ewig fremd bleiben mußte, außer in der Vermählung, die sie im Menschen mit dem Geiste eingegangen. Nur in dieser Voraussetzung läßt sich auf dem Wege der Natur vererben, was im Reiche der reinen Geister unvererblich ist; und so verhält sich's auch umgekehrt: es wird sich in geistiger Beziehung auf dem Wege der Natur, für die Menschen wieder restauriren lassen, was im Reiche reiner Geister als einmal geschehen, für die Ewigkeit stehen bleiben muß.

Es ist demnach klar, was diese Vererbung auf dem Wege der Natur zur Folge habe. Eben weil der Mensch, von Seite seines leiblichen Daseyns, als ein Naturwesen nothwendig aus der Gattung hervorgeht, mußte die persönliche Schuld seines Stammvaters auf ihn übergehen, ohne in seinen persönlichen Willen einzugehen; eben weil die Erbschuld als solche keine persönliche, d. h. keine solche Schuld ist, die vom Willen des Geistes ausgegangen. Durch seinen Widerspruch gegen Gott mußte im Stammvater der Menschheit ein doppeltes Unheil entstehen, nämlich jenes der Schuld und der Strafe. Die Strafe selbst, als Folge der Schuld, mußte wieder zweifach sich gestalten, als ewige und zeitliche. Diese zeitliche Strafe aber zeigt sich in dem selbstsüchtigen Streben des Geistes und des Leibes (Stolz und Sinnlichkeit), und in der Sterblichkeit oder dem Tode. Da nun dieses Unheil, wel-

ches als Folge oder Strafe der Schuld sich kenntlich macht, auf alle Menschen sich fortpflanzt, welche nach nothwendigen Naturgesetzen von Adam abstammen, so folgt, daß mit der Strafe auch die Bedingung derselben, nämlich die Schuld sich fortvererben müsse.

Die Schuld Adams nämlich, die in ihm eine persönliche Verschuldung war, ist für seine Nachkommenschaft (Descendenz) die Gott mißfällige Voraussetzung (Bedingung) der bösen Folgen, und darum nur Erbschuld; eine Voraussetzung, an welcher Gott eben so wenig Wohlgefallen haben kann, als an jener verkehrten Willensentscheidung des ersten Menschen. Unter jener Voraussetzung stehen wir Alle eben so nothwendig, als wir sämmtlich, von der Geburt aus, unter dem ersten Menschen, als dem ersten Sünder stehen; sie geht auf uns Alle über durch die Abstammung; mit andern Worten: sie ist für uns eine erbliche, von uns ererbte.

Da nun aber dieses Verderben des Menschen ein geistiges Verderben, und jeder Menschengeist eine neue Gottesschöpfung ist: könnte dieß nicht zu dem Wahne führen, daß dieser Geist, wie er von Jugend auf sich äußert, in solcher Verkehrtheit und im Hange zum Bösen, von Gott erschaffen sey? Aber ein so freventlicher Irrthum kann nur durch Halbheit des Denkens entstehen. Denn der Menschengeist, oder die unsterbliche Seele, ist seiner Urbestimmung nach

kein Wesen gleich den puren Geistern, die in ihrer Einzelheit und Ganzheit den geraden Gegensatz zum Reiche der Natur im Universum bilden, sondern er ist zur Natur, zum organischen Leibe erschaffen, wie die Natur zu ihm; und beide erst, in ihrer wechselseitigen Durchdringung machen (wie zwei Factoren eines Products) die lebendige Einheit des Menschen aus; daher ist der Geist vom Leibe abhängig, wie der Leib vom Geiste, und der Geist nimmt schon im Augenblicke seiner Entstehung an dem Schicksale der Gattung Antheil, in deren lebendiges Ganze er eintritt.

Man könnte wohl einwenden und fragen: wenn Gott nach dem Abfalle Adams, die Menschen noch ferner wollte fortdauern lassen, warum sollte es auf jenem Wege geschehen, der sie in die Tiefe der schon vorhandenen Uebel hinein zog? Konnte er nicht jene durch Adam geschehene Trennung aufheben, und bei der Schöpfung neuer Seelen auch die ursprüngliche Verbindung wieder erneuern? Allein die Antwort ist in dem früher Gesagten bereits ausgesprochen: sie liegt in der Idee Gottes selbst, nach welcher er den Menschen als Geistes- und Naturwesen, und folglich als eine Gattung erschaffen hat. Da nun Gott nicht sich selber widersprechen kann, so sieht er den Einzelnen nur im Ganzen der gesammten Menschheit, und wiederum dieß Ganze in jedem Einzelnen. Und so ist die Erb-

sünde die Theilnahme aller Menschen an der Verschuldung und Strafe ihres gemeinschaftlichen Stammvaters, eben aus dem Grunde, weil sie alle von ihm abstammen; oder, was dasselbe ist, weil sie, von Seite ihres Naturlebens, ein höheres Ganze, eine einzige Gattung ausmachen, an deren Schicksal sie einzeln Theil nehmen müssen, weil jeder eine lebendige Einheit des Geistes- und Naturlebens darstellt.

Wollte nun ein Sterblicher mit Gott hadern, daß er auf solche Weise, durch das natürliche oder geschichtliche Leben der Menschheit zur Vervielfältigung der Schuld und des Elends selber Veranlassung gegeben, so darf er nur die wunderbar herrliche Lichtseite dieses nämlichen Gotteswerks betrachten, um seinen Frevel einzusehen, und mit dem 50. Psalme zu bekennen: »damit du gerechtfertigt werdest in deinen Aussprüchen, und siegest, wenn über dich geurtheilt wird!« Denn gerade neben jenem Wehe liegt schon das Wohl, neben jenem, von der Menschheit gestifteten Uebel liegt schon das Heil *). Weil die Geister, als reine geistige Wesen,

*) Denn wenn eine Vererblichkeit des sonst an sich Unvererblichen (nämlich der Schuld und des Verdienstes) nur in der Menschheit möglich ist, so kann doch davon nicht bloß im Allgemeinen die Rede seyn, sondern nur auf ganz bestimmte Weise, und in steter wechselseitiger Beziehung. Denn ganz

jeder für sich bestehend, keiner vom Andern abhängig ist, so daß jeder derselben nur sich allein verschulden, für sich allein nur Verdienst erwerben kann, so ist für die einmal von Gott Getrennten keine Rettung mehr. Für die Menschen hingegen, eben weil sie Menschen, d. h. Theilganze (Individuen) Einer Gattung sind, so daß jeder Einzelne ins Schicksal des Ganzen, und in die eben bezeichnete Eigenthümlichkeit desselben verflochten ist, ist diese Rettung dadurch begründet, daß, wie Einer alles für Alle zu verderben vermochte, wiederum ein Anderer alles für Alle gut machen konnte.

Und dieß war das herrliche Werk der Liebe, da sie in ihrer Offenbarung an die verschuldete Menschheit als Erbarmung sich kund gab. Denn was will die Liebe? Sie will den Widerspruch des Geschöpfes aufheben und dadurch es wieder beseligen, wo sie

---

besonders gibt es für unser Geschlecht auf dieser Erde, seit dem Abfalle des ersten Menschen, nur deßhalb und insofern eine Vererbung der Schuld, weil es auch eine Vererbung eines Verdienstes, und zwar des zweiten Adams gab, den Gott voraussah, und durch dessen Verdienst die Menschheit ihr Bestehen und Fortbestehen fand. Diese so höchst wichtige Ansicht, welche über die Grundlehren des Christenthums das heiterste Licht verbreitet, findet sich in umfassender Darstellung in A. Günthers Süd- und Nordlichtern ꝛc. im 11. Briefe.

dieß ohne Widerspruch mit sich selber bewirken kann. Bei den Menschen aber vermochte sie es, weil es für den geistig-leiblichen Menschen eben so wohl einen Vater und Stellvertreter nach dem Geiste geben kann, als einen Vater nach der Natur. Dieser neue Stellvertreter, der im Geiste auch Adams Vater und Wiederhersteller ward, hatte die Aufgabe, durch seinen freien Gehorsam, den freien Ungehorsam des ersten Adam aufzuheben, und so die ganze Gattung von der Schuld des Widerspruches frei zu machen. »Wenn der Sohn euch befreien wird, sprach er selbst, werdet ihr wahrhaft frei seyn.« (Joh. 8.) Er mußte also einerseits aus dem sündhaften Geschlechte selbst hervorgehen, und doch selber von aller Schuld und Makel des Geschlechtes rein seyn, daher nicht auf dem Wege der Zeugung, sondern als neue Schöpfung Gottes aus einer jungfräulichen Tochter Adams; andrerseits mußte er, als schöpferischer Wiederhersteller des getrennten Bandes, von Gott selbst ausgehen, Gottheit und Menschheit in sich in lebendiger Einheit tragend, so daß sein menschlicher Geist in ursprünglicher Einigung mit dem Logos geschaffen wurde, um ein neues, die unendliche Schuld tilgendes, unendliches Erb- und Gattungsverdienst in die Menschheit zu bringen, an welchem jeder Einzelne Antheil gewinnen konnte.

Und dieß ist das hohe und herrliche Mysterium,

dessen Vollendung (am Charsamstage) feiernd, die Kirche jubelnd ausruft: »o selige Schuld des Adam, die eines solchen Erlösers gewürdigt worden!« Dieß ist das freudige Mysterium, zu dessen dankbarer Anerkennung der 116. Psalm alle Menschen und Völker anruft: „Lobet den Herrn, alle Nationen, lobpreiset ihn, alle Völker; denn befestigt ist über uns seine Barmherzigkeit, und ewiglich währet seine Wahrheit!«

## XVI.

## Sondern erlöse uns von dem Uebel.

Was wir, nach gewöhnlicher Ansicht, als das Mindeste und Geringste bezeichnen wollen, das pflegen wir das letzte zu nennen, und auch an den letzten Platz zu stellen. Wie aber schon der Herr, in gewisser Beziehung, das Gegentheil lehret: »die letzten werden die ersten seyn,« so machen auch wir manche Ausnahme davon, zumal, wenn wir eine Reihe von Bitten vorzutragen haben, von welchen wir diejenigen zum Schlusse sparen, die zwar dem Gönner minder erfreulich und schwerer gewährbar, hingegen für unser eigenes Wohl um so wichtiger und bedeutsamer sind. So reihen sich auch im Gebete des Herrn sieben Bitten aneinander, von welchen diejenige, die da lautet: geheiliget werde dein Name, die erste; die Bitte aber: erlöse uns vom Uebel, die letzte ist. Daß jene erste auch die erhabenste und größte sey, ist klar genug; darf aber die letzte, weil sie den letzten Platz behauptet, auch für die unbedeutendste und geringste angesehen werden? Nichts weniger als dieß. Denn außerdem, daß sie dasjenige ausspricht, was uns zunächst am meisten

kümmern muß, nimmt sie in ihrer vollen Bedeutung einen so hohen Schwung, daß sie die Höhe der ersten erreicht, ja daß erst durch ihre Erfüllung auch jene der ersten Bitte zu Stande kömmt. Denn in dem rechten Verständnisse ihres Wortinhaltes fasset die siebente Bitte die ganze Lehre des positiven Christenthums in sich: die Lehre vom Uebel, oder von der Schuld und Strafe der Sünde, und die Lehre vom Heile, oder von der Aufhebung beider durch die Rechtfertigung und Heiligung.

Denn gleichwie das wesentliche Moment der Sünde die Schuld, ihre nothwendige Folge aber die Strafe oder die Trennung von Gott ist, so mußte auch die Erlösung auf zweifache Weise vollbracht werden, erstlich als Erlösung und Befreiung von der Schuld, oder als Rechtfertigung der Menschheit durch Christi Verdienst, nämlich durch sein genugthuendes Opfer; sodann als Erlösung von der Strafe, durch das, was er uns erwarb, oder verdiente, nämlich durch den heiligen Geist, der vom ersten Adam gewichen, und der „auszugießen war über alles Fleisch," d. h. über die Nachkommen Adams, um ihre Trennung von Gott zu heben. Und wir haben gefunden, daß im Wehe das Wohl, im Uebel selbst schon das Heil sich gründete. Eben weil jeder Einzelne das Schicksal der Gattung (der gesammten Menschheit) theilen muß, aus welcher er hervorging, so daß der Abfall des ersten Men-

schen für alle seine Nachkommen Verderben brachte, war es auch möglich, daß ein neuer Stellvertreter und Vater der Menschen, dem Geiste nach, in die Menschheit eintreten konnte, der wieder Allen zum Heile ward, und durch welchen die ewige Liebe, nunmehr als Barmherzigkeit sich offenbarend, den alten Widerspruch aufhob und tilgte. „Gott war in Christo, lehrt der Apostel: die Welt mit sich selber versöhnend.“ Nur von Gott nämlich konnte und mußte die Einleitung (Initiative) zur Erlösung ausgehen, aber in und von einem Menschen mußte sie für das ganze Geschlecht vollzogen und vollendet werden, indem dieser Mensch, selber von der Erbschuld und jeder persönlichen Verschuldung rein, durch unbedingten Gehorsam gegen Gott wieder gut machte und auslöschte, was der Ungehorsam des ersten Stammvaters für Alle verschuldet hatte, so daß sein Verdienst Erbverdienst der Menschheit wurde, wie Adams Sünde Erbsünde geworden war.

Und so gibt sich, in diesen erhabenen Wegen der Vorsehung auf allumfassende Weise die Wahrheit kund: „die Gerichte des Herrn sind wahrhaft, gerechtfertigt in sich selber!“ (Ps. 18.) Denn allerdings hat Gott, da er die Menschheit erschaffen, die Zerrüttung vorgesehen, die das Vergehen eines Einzigen im ganzen Geschlechte hervorbringen mußte. Allein, wenn er die Schöpfung des Menschen den-

noch nicht unterließ, weil in ihm erst die ganze Fülle der Gesammtschöpfung, durch die Einigung von Geist und Natur zu Stande kam, so hatte er auch jene Rettung und Heilung vorbereitet, in welcher die Herrlichkeit seiner Liebe in noch reicherem Maße sich offenbaren wollte. Und diese Voraussezhung war es, die in demselben Augenblicke, da der Abfall des Menschen erfolgte, auch schon im Hinblicke auf den erlösenden Gehorsam des zweiten Adam, mit hilfreicher Erbarmung dem Menschen entgegen trat, so daß mit dem Eintritte der Schuld und des Verderbens auch schon die Erlösung ihren Anbeginn nahm. Denn hätte der erste Mensch, soviel an ihm war, von Gott sich abgewendet, und wäre nun ewige Trennung und Finsterniß sein Loos geworden, so wehrte der zweite Adam, in seiner Rückwirkung auf die gesammte Menschheit, diesem sonst unheilbaren Verderben ab.

Und so geschah es, daß der Logos Gottes, lange vor seiner Vereinigung mit dem Menschen Jesus, und gleichsam zum Unterpfande seiner dereinstigen Menschwerdung, die Verbindung mit den Menschen wieder anknüpfte, obwohl auf eine neue Weise, die sich nicht mehr als Stimme der Liebe aussprach, sondern als Stimme der Herrschaft und rechtmäßigen Macht im Gewissen; eine Stimme, die von jeglichem selbstbewußten Menschengeiste vernommen wird, er mag nun wollen oder nicht; eine Wahr-

heit, die in jeder Seele, wenn auch im dichtesten Dunkel, noch einiges Licht verbreitet, »das Licht, das Alle erleuchtet, so in diese Welt kommen.«

Zwar hat es bei manchem Menschen den Anschein, als sey in seinem Innern dieses Licht erloschen, wie man zuweilen auch von jenen, die man dem Satan vergleichen will, zu sagen pflegt: sie haben kein Gewissen. Von solchem Gelichter mag jener Kriegshauptmann gewesen seyn, der zu den Zeiten Heinrichs **II.**, als die Niederländer Frankreich verwüsteten, eine Kirche anzünden ließ, in welche mehrere hundert Menschen sich geflüchtet hatten. Ein Sergeant seines Zuges, der aus diesem Orte gebürtig war, konnte den Jammer seiner Landsleute nicht ertragen, gegen den Willen des Hauptmanns erbrach er mit einigen Gefährten die Kirchenthüren, und das erste, was ihm zu Gesichte kam, war seine eigene Mutter, die, obwohl schon schmerzlich vom Feuer beschädigt, beim Anblicke ihres Sohnes ihm entgegen eilte und ihn umarmte. Alle die draußen standen, waren gerührt, den Befehlshaber allein griff eine solche Jammerscene nicht an, er gab Befehl, beide, so Mutter als Sohn, in die Flammen zurück zu schleudern, und die Kirche wieder zu schließen.

Was für ein Gewissen hatte dieser Mann? Allerdings ein solches, das bereits von höllischer Flamme verzehrt schien, und das Paulus ein gebrandmarktes Gewissen nennt; aber auch ein verbranntes Ge-

wissen ist noch immer ein Gewissen, und solange der Mensch im irdischen Leben wandelt, ist er noch nicht unwiederbringlich von Gott getrennt; denn so lange er durch das Naturleben dem Leben der ganzen Menschengattung angehört, hat er noch immer Antheil an dem Erbverdienste des Erlösers, und solange dieser Antheil ihm nicht gänzlich verloren ist, solange auch lebt in ihm ein Gewissen. „Gott hat uns, sagt Chrysostomus, das Gewissen eingepflanzt, und dieß viel liebevoller, als je ein natürlicher Vater handelt; denn ein Vater, nachdem er zehnmal und hundertmal seinen Sohn ermahnt hat, verweiset ihn endlich aus dem Hause; im Gewissen aber hört er, bis zu unserm letzten Lebenshauche, uns zu warnen nicht auf!«

Denn was ist das Gewissen, in seiner wesentlichen Bedeutung? Wahrlich nichts Geringeres, als eine unmittelbare Offenbarung Gottes an den Menschengeist. An die Stelle der göttlichen Liebe, oder des heiligen Geistes, dessen Mittheilung der erste Mensch in Folge der Schuld verloren, trat nun der schöpferische Logos, dem treulosen Menschen gebietend und drohend als inneres Gesetz: »In Ihm war das Leben, und das Leben ist der Menschen Licht; er ist das wahre Licht, so alle Menschen erleuchtet.« Diesem Lichte, das im Gewissen sich offenbart, sollten und konnten die Menschen gehorchen, den Hang zum Bösen überwindend, gleichwie es zu Kain ge-

sagt wurde: »die Begierde ist unter dir, und du sollst über sie herrschen.« Aber als sie auch dieser innern, gesetzgebenden Stimme ihres Schöpfers treulos wurden, und durch fortschreitende Verschuldung, im Mißbrauche der Freiheit, die Verdunklung ihres innern Sinnes so zunahm, daß ihr freier Geist, im gröbsten Mißverständnisse über sich selbst, vor der unfreien Natur anbetend niederfiel, oder, mit Einem Worte, daß sie in die Verkehrtheit des Heidenthums versanken, da trat die innere Offenbarung durch die Gesetzgebung auf Sinai in eine äußere heraus, bis endlich, als die Fülle der Zeit gekommen war, derselbe Logos, des ewigen Vaters Sohn, auch als Sohn des Menschen in die Mitte des Menschengeschlechtes eintrat, um als Gott und Mensch das Erlösungswerk zu vollenden, welches, weil es in neuer Gottesoffenbarung und in stellvertretender Genugthuung bestehet, nur von einem Gottmenschen vollendet werden konnte.

Und seitdem nun, durch Sein Verdienst, die Schuld, die auf der Menschengattung lastete, getilgt, und diese letztere auf's innigste mit Gott befreundet, und vom Loose des ewigen Todes zum Leben hinüber gehoben ist (Eccl. 48), so kommt es für die einzelnen Menschen nur darauf an, freiwillig in ihres Erlösers Verdienste einzugehen, und durch liebenden Gehorsam daran Theil zu nehmen, um selber der Erlösung sich zu versichern. — Es wird

von einem großen christlichen Denker, der die Zierde des 13ten Jahrhunderts war, erzählt, daß er als vierjähriger Knabe in schwerer Krankheit hoffnungslos dahin schmachtete, bis seine Mutter flehentlich an Franciscus Seraphicus sich wandte, und zu seinem Gebete ihre Zuflucht nahm. Franciscus tröstete die Weinende, betete für den Knaben, und sein Gebet ward in so vollem Maße erhört, daß dieser urplötzlich sich aufrichtete und gesund ward. Franciscus aber frohlockte, der göttlichen Güte dankend, und rief in seiner Freude: o bonaventura! d. h. o glückliches Ereigniß! Von dieser Zeit an behielt der Knabe, der eigentlich Johannes hieß, den durch ihn berühmt gewordenen Namen Bonaventura, die Griechen aber nannten ihn Eutyches, d. h. den Beglückten. Ein jeder Christ, der in der Gnade Gottes verharret, ist vom Loose des Todes zum Licht und Leben emporgehoben, und folglich ein Bonaventura; seine Todeswunde ist geheilt, von Schuld und Blindheit ist seine Seele genesen; das Evangelium, d. h. die gute Botschaft, die große Freudennachricht, verkündet ihm die Tilgung der Schuld durch die Genugthuung des Mittlers; die Tilgung der Strafe, d. h. die Aufhebung der Trennung von Gott, durch die Sendung des heiligen Geistes, und folglich die Erlösung von allem Uebel *).

---

*) In mathematischer Form ließe sich dieses so bezeichnen, daß positive und negative Größen in einem und demselben Ganzen sich aufheben.

Wenn aber diese Erlösung in überschwenglicher Fülle bereits vollbracht ist, warum müssen wir dennoch immer noch flehen: und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel? Warum umringen uns noch alle jene Uebel, wie sie je vordem auf Erden herrschten? Warum machen Leidenschaft und Irrthum noch immer, wie vor der Zeit der Gnade, sich geltend? Warum verwickeln die Menschen sich in neue Verschuldung durch neue und persönliche Sünde? Wer so fragen kann, hat weder vom Erlösungswerke den rechten Begriff, noch weiß er die Wahrheit zu würdigen, daß ohne des (selbstbewußten) Menschen freies Mitwirken seine Beseligung nicht zu Stande komme. Denn dadurch, daß der Erlöser als der neue und himmlische Adam in die Menschheit eingetreten, ward der alte Adam nicht vernichtet, sondern vielmehr ihm, dem Vater der Schuld, ein Vater der Rechtfertigung und der Gnade entgegengesetzt, durch welchen wir wiedergeboren werden zum geistigen Leben.

Und so trägt nun das gesammte Menschengeschlecht zwei entgegengesetzte Elemente in sich: jenes der Erbsünde durch die leibliche Abkunft vom ersten Adam, und jenes der Gerechtigkeit in geistiger Wiedergeburt durch das (von der Kirche im Sacramente fortgepflanzte) Erbverdienst des zweiten Adam. Die persönliche Theilnahme an diesem Erbverdienste wird in der Kirche, und von ihr, der freien Wahl eines

jeden Menschen angeboten; doch müssen auch diejenigen, die dem Rufe gefolgt, und Kinder Gottes geworden sind, als Kinder Adams hienieden noch das Schicksal des Geschlechtes tragen, und den Hang der Natur zum Bösen der in ihnen zurückgeblieben, durch die Gnade Christi täglich zu bekämpfen suchen.

Und deßhalb auch gibt es für Alle, die zur Theilnahme am erlösenden Verdienste Christi berufen sind, zwei große Abwege, die gleich sorgfältig zu meiden sind. Auf dem ersten dieser Abwege wandeln diejenigen, die da meinen, rein durch ihr eigenes Wirken das Böse zu überwinden; auf dem entgegengesetzten aber solche, die ihre eigene Mühe nicht daran setzen, sondern alles so geradehin der Allmacht und Gnade Gottes anheimstellen wollen. Die ersteren sind entweder jene modernen Pelagianer und moralischen Titanen, die aus selbstiger Kraft zum Himmel empor zu steigen Muth haben, doch aber, weil sie Christum nicht kennen, ins Leere und Blaue streben, ohne einen Haltpunct zu haben, an welchen sie oben die Leiter anzusetzen vermöchten; oder es sind zwar positive Christen, die aber ein höheres Ziel erreichen wollen, als dem irdischen Menschen gegeben ist; daher auch sie eine Art von Titanen vorstellen, die nicht sowohl durch Sturm, als durch Untergrabung den Himmel in ihre Gewalt bekommen möchten.

So geschah es einem Religiosen, der in seinem Eifer so weit ging, daß er sichs zur Aufgabe setzte, die vollkommene Unschuld und Reinheit des paradiesischen Menschen zu erreichen. Um zu so hohem Stande sich zu erschwingen, suchte er vor allem das Sinnenleben zu bändigen, und durch übermäßiges Fasten, Wachen und andere körperliche Peinen die freie Oberherrschaft des Geistes zu erkämpfen. Mußte er Speise zu sich nehmen, so wollte er dabei keine Spur von sinnlicher Ergetzung empfinden, und so suchte er auch jede leiseste Regung der Trägheit, der Neugierde u. dgl. in sich auszutilgen, um ohne Spur von Unvollkommenheit oder läßlicher Sünde ein ganz himmlisches Leben zu führen. Allein da er seine harten Mühen fruchtlos fand, und sich bei jeder Art von Selbstquälerei zu solcher Reinheit nicht gelangen sah, verfiel er in so bittern und dumpfen Trübsinn, daß er anfing, den kleinsten Fehler für eine Todsünde zu halten, und endlich auf den Wahn gerieth, daß es im gegenwärtigen Stande menschlicher Verderbniß durchaus unmöglich sey, sich des seligen Lebens zu versichern; bis endlich eine Jungfrau von hohen Geistesgaben, deren Zeitgenosse er war (die selige Maria von Oigniez) ihn eines Bessern belehrte.

Sein Irrthum bestand darin, daß er seiner Abstammung von Adam vergaß, welche, so lange als Naturleben bestehet, unaufhörlich sich geltend ma-

chen möchte, so wenig auch dieß ohne Beitritt (Einwilligung) des Geistes ausführbar ist, und welche daher auch in den Gerechten, Wachsamen und Treuen durch mancherlei augenblickliche kleine Fehler oder fehlerhafte Stimmungen sich äußert, die eben so bald und leicht wiederum gesühnet werden. Für die leichteren täglichen Verirrungen, sagt Augustinus, welche im gegenwärtigen Leben niemals ausbleiben, bringt schon das tägliche Gebet Genugthuung.

Behält jedoch bei allem dem der Ausspruch Christi seine unbedingte Giltigkeit: »das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewaltigen reißen es an sich,« so sind damit weder heidnische, noch eigenmächtige und übergeistreiche Titanen, sondern solche Menschen bezeichnet, die in der Kraft der Gnade Christi die Selbstsucht überwinden, und in Entsagung erstarken. Daher sind jene von noch böslicherm Irrwahn befangen, die, auf dem anderen der oben erwähnten Abwege, ohne alles eigene Mitwirken am Verdienste Christi ihren Antheil behaupten wollen.

Es war einst, wie Ambrosiaster erzählt, ein Wanderer bis an den Hals in einen Sumpf versunken, und da er am Rande seines Kerkers einen Mann vorüber gehen sah, streckte er die Hand aus, und schrie: erbarme dich meiner, und ziehe mich hervor! Der Retter nahte und reichte die Hand ihm entge-

gen, damit er sie fasse; der Verunglückte aber zog seine Hand zurück, barg sie im Sumpfe und schrie neuerdings um Hilfe. Wie nun derselbe Vorgang einigemal sich wiederholte, sprach der zur Hilfe Gerüstete: was rufest du um Rettung, und verharrest so eigensinnig in der Tiefe deines Elends? wenn du den Untergang liebst, so besitze, was du dir erwählet! — Diese Parabel schildert solche Christen nach dem Leben (oder Scheinleben), die Tag für Tag ihr Vaterunser beten, und es richtig mit den Worten beschließen: »sondern erlöse uns von dem Uebel,« aber keineswegs, soviel an ihnen ist, das Uebel hassen und fliehen, sondern in ihren Schwelgereien, brutalen Lüsternheiten, gehässigen und betrüglichen Gesinnungen und Werken fleißig verharren, und auf eine Art von Flaschenzug mit himmlischen Rollen und Gewinden warten, der sie, wenn auf Erden alle Stricke und Fallstricke reißen, durch einen überirdischen Mechanismus aus den geliebten zeitlichen Uebeln zu dem Besitze der, für jetzt noch unbeliebigen ewigen Güter empor transportiren wird. Bis dahin bleiben sie in ziemlicher Gemüthsruhe, wie schon der alte Seher sie beschreibt: »sie schlafen, und haben ihre Träume lieb.«

Weckt sie ihr Gewissen nicht auf? hält sie das Gewissen nicht wach? Nein, sie werden von ihrem Gewissen nicht sonderlich beunruhigt, und eben dieß heißt schlafen. Sie haben von dem Todesschlummer

Christi am Kreuze eine so überschwenglich hohe Meinung, daß sie glauben: sein Erb- und Gattungsverdienst müsse dem Einzelnen zu Theil werden, dieser möge nun wollen oder nicht wollen, wenn er jenes Erbverdienst nur im Glauben ergreift, und im Gedächtniß behält, auch ohne alle Beherzigung und persönliche Aneignung. Es geht ihnen aber hierin, wie jenen berühmten Murmelthieren in den Alpen des Walliserlandes, die während ihres Winterschlafes von den Landleuten ausgespähet, schlafend gefangen, schlafend auf dem Markte verkauft, schlafend in die Küche getragen werden, und nicht früher erwachen, als in dem Augenblicke, da ihnen das Messer an den Hals gesetzt wird.

Dieß ist das freiwillig gewählte Loos derjenigen, die, den Namen Bonaventura mit Malaventura vertauschend, im Schlummer des übertäubten, verdunkelten Gewissens, an die Sünde verkauft sind. (Röm. 7.) Sie sind von jenem Lügengeiste betrogen, der ganz eigentlich der Böse genannt wird, und dessen Bosheit so geschäftig ist, daß die siebente Bitte (libera nos a malo, befreie uns von dem Bösen) auch um die Befreiung von seiner verderblichen List und Gewalt die göttliche Hilfe anfleht.

Denn was ist des Satans Werk und Bemühung? Denselben Widerspruch gegen Gott, dieselbe Lüge, die sein Daseyn und seine Qual ist, überall unter

den geistigen Geschöpfen geltend zu machen, gleichwie er selbst die lebendige Lüge ist, lebendig durch Gott, lügenhaft durch sich selbst. In seiner völligen Verkehrung und Abwendung von Gott, in seiner vollendeten unseligen Entschiedenheit ist er rein gewissenlos; denn die Gewissensstimme, als eine Gottesoffenbarung hat zu ihm, dem vollkommen von Gott Getrennten, keinen Zugang mehr; in ihm ist nichts als das unselige Bewußtseyn der Schuld, das trotzige Verharren im Unrecht und in ewiger Feindseligkeit gegen seinen Schöpfer. Darum ist ihm ein jedes Geschöpf, das er in Unschuld oder Reumüthigkeit der göttlichen Liebe zugewendet sieht, eben so verhaßt, als die göttliche Liebe selbst; und darum gehet sein Grimm dahin, jedes Band zwischen ihr und den Geschöpfen zu lockern und zu zerstören. So lockte er den ersten Menschen durch verfängliche Fragen aus der schuldlosen Einfalt hervor, und suchte durch lügenhafte Einflüsterung seine Selbstsucht aufzureizen, daß er im Momente der Entscheidung die verderbliche Wahl traf. Und ließ zwar die göttliche Liebe den Menschen nicht gänzlich fallen, sondern theilte in neuer Offenbarung, im Gewissen, ihre Erleuchtung ihm mit, so war es dem Versucher doch schon leichter geworden, die entfesselten Naturkräfte, und die Verdunklung der Geisteskräfte zu benützen, um ihn auch gegen die Gewissensstimme in Widerspruch zu verwickeln, und dieß auch damals noch,

als die göttliche Liebe mächtiger als vorher im Gesetze, und endlich in der Fülle ihrer Herrlichkeit in der Kirche sich offenbarte.

Nicht zwar darf dieses so verstanden werden, als ob derjenige, der in seiner gänzlichen Trennung von Gott, in seinem steten Widerspruche gegen das Gute vorzugsweise der Böse genannt wird, für die eigentliche Ursache der Sünde zu halten sey. Denn wäre diese Ursache nicht in der Freiheit des Geschöpfes, und seiner eigenen Wahl oder Selbstentscheidung gegründet, so müßten wir, auch von Lucifers Seite, einen andern und frühern Lucifer annehmen, der ihn verführt und in Sünde gestürzt habe. Auch liegt es ja nothwendig in dem Wesen der Schuld, was durch die dreifache Wiederholung des mea culpa bekannt und bestätigt wird, daß sie nicht durch fremden, sondern durch eigenen freien Willen hervorgebracht worden. Und es scheint, daß der Böse einmal, vielleicht in einer Aufwallung seines alten Hochmuths, über die seichten Vorwürfe, die ihm hierin gemacht werden, so bitterböse geworden sey, daß er aus purem Grimme dießmal seiner Verkehrtheit vergessen und die Wahrheit geredet hat.

Denn, wie es der heilige Athanasius aus der mündlichen Mittheilung des großen Einsiedlers Antonius verbürgt, hörte dieser einst an der Pforte seiner Hütte gewaltsam pochen; er trat heraus, und

erblickte vor sich einen Mann von riesiger Höhe und grauenvollem, fast wunderbarem Ansehen. Wer bist du? fragte Antonius. Derjenige, erwiederte der Unheimliche, den ihr den Satan nennt. Was ist dein Begehren? rief der furchtlose Bewohner der Wüste. — Ich will die Ursache wissen, warum deine Mönche, und so viele Andere auf Erden mich verunglimpfen, mir fluchen und alles Unheil wünschen, so oft etwas Widriges ihnen begegnet? — Kein Wunder, erwiederte Antonius, daß sie dir fluchen, da du alles Bösen Anfang und Stifter bist! — Du lügst, rief das Ungethüm: ich bin es nicht, der die Sünden der Menschen hervorbringt, da ich gegen jene, die nicht wollen, nichts vermag; sie selbst sind es, die sich verderben, da sie meinen Einflüsterungen Gehör geben, einander wechselseitig verführen, und in böse Gelegenheiten und Verbrechen sich stürzen; und so sollen sie ihrer Sünden wegen sich selbst anklagen, nicht mich! Mit diesen Worten verschwand er vor des Einsiedlers Augen.

Nichtsdestoweniger, so wahr dießmal der Lügengeist geredet, hat er doch verschwiegen, welch großen Antheil er an all dem Unfug nimmt, den menschliche Willkür sich erlaubt. Denn in dem Maße, als der Mensch vom Gehorsame gegen Gott sich abwendet, und der Verkehrtheit sich hingibt, wird er schon der hohen Würde der geistigen Freiheit verlustig, und fällt den Gewalten der Finsterniß anheim; so

daß wir allerdings zu flehen Ursache haben: und führe uns nicht in Versuchung, sondern befreie uns vom Bösen. Denn je tiefer wir eingehen in die Versuchung, je mehr wir den Trieben des vom Geiste emancipirten (von der Geistesherrschaft frei gewordenen) Naturlebens, und den selbstischen Leidenschaften des Geistes nachgeben, desto tieferes Dunkel beginnt schon unser Inneres zu umnachten, und desto vielfältiger sind die schwachen Seiten und die Breschen, durch welche der Lügengeist uns überwältigen und verderben kann, indem er einen Jeglichen nach dem Zustande seines Temperaments, seiner Lieblingsneigungen und vermeintlichen Bildungsstufen mit anderen Waffen anfällt, und in einer Zeit, die viel von Licht und Bildung redet, klüglich als Engel des Lichtes und Genius der reinen Vernunft auf die Scene tritt.

So erzählt die Legende vom heiligen Abraames, dem Eremiten, daß ihn einst um Mitternacht, da er in seiner Hütte stand und betete, plötzlich ein Licht, so klar wie die Sonne, umleuchtete, wobei die Stimme sich hören ließ: Selig bist du, Abraames, und Niemand dir gleich, denn alle Anordnungen meines Willens hast du erfüllet! Der Einsiedler aber war einer jener echten Kritiker, die weder von falschem Lichte, noch von falschem Halbdunkel, weder von Rationalismus noch von Mysticismus sich blenden oder eindämmern lassen; er rief mit

dogmatischer und wissenschaftlicher Sicherheit: deine Finsternisse seyen mit dir zu deinem Verderben! — Eine ähnliche mitternächtliche Gasbeleuchtung hat der alte Sophistenmeister über die Gegenwart verbreitet, und preiset die Menschen selig in ihrer Intelligenz, Humanität, Liberalität und ganz enorm zunehmenden Bildung.

In der That hat mancher Zweig der menschlichen Wissenschaften überaus viel gewonnen, die Kenntniß der Natur hat ihren Umfang erweitert, und des Denkens und Forschens ist mehr geworden als je; ob aber Finsternisse herrschen, oder nicht, darüber gibt der allgemeine Unglaube Auskunft, der das Positive verschmäht, und der allgemeine Glaube, der größtentheils auf pantheistischen Satzungen steht, und der vielseitig entschiedene Abfall von Christo und seiner Kirche. Es spuckt und gespenstert wohl selten mehr, es ist ganz geheuer überall, und man weiß von keinen Dämonen und Geisterwesen, es sey dann in älteren Chroniken, und hie und da in den neu eröffneten Gebieten des potenzirten innern Natur- und Traumlebens; aber in der That ist so viel Verwirrung und Geschrei an allen Orten und Enden, daß der Satan die Mühe nicht nöthig hat, in irgend einer Gestalt sich sehen zu lassen, da er ja hinlänglich laut sich hören läßt.

So ließ er, nach dem Zeugnisse des heiligen

Gregorius des Großen, in einem Hause zu Corinth so oft und mit so wüstem Gepolter sich hören, daß Niemand mehr sich darin zu wohnen getraute. Datius, Bischof von Mailand, der auf der Reise zu einem Concilium, das in Constantinopel gehalten wurde, nach Corinth kam, fand daselbst keine Herberge, die für ihn und sein zahlreiches Gefolge Raum gewährte, darum ersah er sich jenes leer stehende Haus dazu. Man warnte ihn zwar und erzählte ihm, wie unheimlich es in jenem Hause zugehe; allein Datius sprach: eben deßwegen muß ich darin übernachten. Das Haus ward eiligst eingerichtet und bezogen; Datius hatte seine Leute zur Ruhe geschickt, und wachte im Gebet, da erhob sich plötzlich ein ungeheurer Lärm, in welchem das Gebrülle der Löwen, das Blöcken der Schafe, das Wiehern der Pferde, das Heulen der Wölfe, das Pfeifen der Nagethiere, das Zischen der Schlangen, bald einzeln, bald im Chorus aufs widrigste sich ausnahm. Datius aber stand auf, und rief mit einer von Zorn gesteigerten Stimme: Recht, fürwahr, ist dir Elendem geschehen; du bist es, der da sprach: über die Gestirne will ich meinen Thron erheben, und dem Allerhöchsten gleich seyn; siehe, durch deine Hoffart bist du herabgestürzt, und anstatt Gott gleich zu seyn, ahmest du den Bestien nach! Und auf diese geharnischte Anrede ward es, wie der heilige Gregorius berichtet, ruhig im Hause.

Auch der pantheistische Denker, der den Gott des Weltalls zur Person gesteigert in sich trägt, auch der Hochmüthige, der seiner Vernunft eine absolute Würde beimißt, auch der Wenig- oder Nichtdenkende, der in vermeintlich absoluter Freiheit kein göttlich Gesetz mehr achtet, macht sich Gott gleich, und ahmet doch gar oft nur den verschiedenen Lebensformen und Lebenstrieben nach, die in dem unfreien Naturleben der Thierwelt sich vorfinden, weil ja auch alle diese Gestaltungen und Lebensäußerungen in dem leiblichen Menschen, als dem höchsten Naturgebilde sich vereinigen. Und so toben dann wirklich in der durch den Abfall rebellisch gewordenen Menschennatur die Leidenschaften mit hundert unheimlichen Stimmen durch einander, wenn der alte Drache sie aufhetzt; der Sänger der Psalmen aber greift in die Harfe und ruft: „Steh' auf, o Herr, und zerstreue deine Feinde, und scheuche alle, die dich hassen, hinweg von deinem Angesichte.“ Es ist jedoch daran nicht genug, es heißt auch: Steh' auf, o Menschengeist, und streite durch die Kraft des himmlischen Adams gegen alles Böse. Rufe zu ihm, daß er dich befreie vom Bösen, aber strebe auch du, daß du das Böse überwindest im Guten; »streite den guten Streit des Glaubens und der Treue, ergreife das ewige Leben!« (1. Timoth. 6.)

## XVII.

# Sondern erlöse uns von dem Uebel.

Wenn unter die wahrhaften Güter nur jene Gaben zu rechnen sind, die dem Ziele unsres geistigen Daseyns uns näher bringen, und daher auch unter die wahrhaften Uebel nur solche, die mit ewiger Trennung von Gott uns bedrohen, so können die zeitlichen Uebel, die nämlich mit der Zeit vergehen, und, weislich benützt, zu wahren Gütern den Weg bereiten, mit den Uebeln der Schuld und der ewigen Strafe in keine Vergleichung kommen. Wenn daher in der siebenten Bitte nur von zeitlichen Uebeln die Rede wäre, so würde sie nicht umsonst auf dem letzten Platze stehen. Denn ist es zwar dem Menschen ins Herz gepflanzt, daß er in Noth und Gefahr zu Gott um Hilfe rufe, und befiehlt es dieser selbst: »rufe mich an, am Tage der Betrübniß, und ich werde dich erretten« (Ps. 49.), so gebeut er doch auch: »suchet vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit,« und hat uns deßhalb die Ordnung des Gebetes so vorgezeichnet, daß wir immer zuerst der höchsten Zwecke des Lebens gedenken, und nur insofern um zeitliche Hilfe flehen, als diese Hilfe

zur Verherlichung Gottes gereicht. So flehete der reuige König: „Herr, strafe mich nicht in deinem Zorne;“ er setzet aber einen Beweggrund hinzu, der sich auf die Glorie Gottes bezieht: denn im (ewigen) Tode ist Niemand, der deiner eingedenk wäre, in der Hölle aber, wer wird dort dich bekennen?“

Wir bitten also zwar um die Abwendung auch der zeitlichen Uebel; indem wir jedoch unser Gebet mit den Worten beginnen: „geheiliget werde dein Name,“ bekennen wir, daß wir die Erhörung dieser Bitte nicht zur Bedingung unsrer fernern Treue setzen, sondern daß wir dieselbe in jedem Falle bewahren wollen. So verstanden es jene drei fürstlichen Jünglinge zu Babylon, als ihnen zwischen der Anbetung einer Statue und dem Feuerofen die Wahl gelassen wurde. Wer ist euer Gott, rief der asiatische Despot, daß er aus meiner Hand euch errette? Sie aber erwiederten: „es ist nicht nothwendig, daß wir über diese Sache dir antworten; denn siehe, unser Gott, den wir anrufen, hat allerdings die Macht, aus dem Feuerofen und deiner Gewalt uns zu erretten; sofern er es aber nicht will, so wisse, o König, daß wir deine Statue dennoch nicht anbeten!“ Da sie nur ein einziges Uebel als solches erkannten, nämlich den Abfall von Gott, so ward ihre herrliche Freiheitsprobe zu einer wahren Feuerprobe; und weil der geistige Tod der Schuld von ihnen fern blieb, vermochten die verheerenden

Naturkräfte nichts über sie, und hätte auch der zeitliche Tod sie erreicht, doch würden sie als kein wahres Uebel ihn betrachtet haben, denn schon waren sie befestigt und belebet durch den Glauben an den verheißenen Erlöser. Wie sollte dieser Glaube erst den Christen kräftigen, dem der Erlöser schon gekommen ist?

Unter einem großen Schwarme von Menschen, die einem Mörder nachzogen, der auf den Richtplatz geführet wurde, befand sich, wie Johannes Moschus erzählt, auch ein Einsiedler der Wüste, der sich dicht hinter dem Verbrecher hielt, und ihm auf dem Fuße zu folgen suchte. Dieser aber sah sich um, ward des Neugierigen gewahr, und sprach: was hast du hier zu thun, mein Vater? hast du keine Zelle und kein Tagewerk? Verzeihe, mein Bruder, erwiederte der Einsiedler, beides habe ich. Nun dann, rief der Andere, warum bleibest du nicht lieber in deiner Zelle, betest und arbeitest, und beweinest deine Sünden? Du hast sehr Recht, entgegnete der Mann aus der Wüste, allzusehr vernachlässige ich mich selbst, mein Herz ist verstockt und ohne Zerknirschung, und deßhalb bin ich gekommen, deinem Tode zuzusehen, um etwa auf diese Weise zur Reue bewegt zu werden. Da sprach der arme Sünder: gehe hin, mein Vater, und sitze fein in deiner Hütte, und danke unsrem göttlichen Erlöser;

denn seitdem er Mensch geworden, und für uns gestorben ist, stirbt der Mensch nicht mehr!

In der That, wer in so furchtbarer Stunde mit solcher Fassung und Freudigkeit reden konnte, für den war der Tod eben kein Uebel mehr. Daß aber der Tod seine Schrecknisse für ihn verloren, dieß verdankte er doch nur zunächst der entschiedenen Nähe des Todes, der als zeitliche Strafe ihm bevorstand, zur Reue ihn bewegte, seinem Heile ihn wiedergab. Mag dann immerhin das positive Christenthum von vielen seiner Verächter mit dem Ehrennamen der „Armensündertheorie“ bezeichnet werden, es hat nicht Ursache, den vermeintlichen Spott von sich abzuweisen. Wir Alle werden den Weg zum Tode geführt, denn das Armensünder-Urtheil ist über Alle ergangen. Sünder sind wir durch Widerspruch und Aufruhr gegen Gott, arme Sünder, weil unserm Willen die Macht der Vollführung gebricht, er gehe nun dahin, der Oberherrlichkeit Gottes los zu werden, und sich zum Freiherrnrange im Weltall zu adeln, oder in Gottes Wohlwollen und Frieden wieder zurück zu kehren, und sich selbst zu entsühnen.

Allein, was wir selber weder wollten noch vermochten, dieß wollte und that die göttliche Liebe. »Die Weisheit, lehrt die Schrift, führte den ersten Menschen aus seiner Vergehung heraus.« (Weish. 20.) Die göttliche Weisheit nämlich trat

im Gewissen in neuen Verkehr mit dem Menschen; damit er aber dieser Gewissensstimme gehorchte, mußten die zahlreichen Uebel, die ihn umringten, und der Tod, der ihn bedrohte, ihm zur Mahnung dienen, sowie sie ihm auch zum Antrieb wurden, die göttliche Hilfe anzuflehen, und zu Gott sein Geistesauge zu wenden. Und dieser Weg der Rückkehr, wie er dem Stammvater der Menschen bereitet ward, ist für alle seine Nachkommen gebauet; der Jammer und die Noth, welche die Sünde auf Erden ausgebrütet, zwingen sie, diesen Weg zu suchen. »Rufe mich an am Tage der Trübsal, erretten werde ich dich, und du wirst mich ehren.« Diese väterliche Mahnung Gottes (die der 49. Psalm enthält) wird von Augustinus so umschrieben: »Dazu habe ich den Tag der Betrübniß über dich verhängt, damit du nicht etwa, wenn verschont vom Mißgeschicke, mich anzurufen versäumest. Wenn aber Drangsal über dich kommt, dann rufest du mich an; wenn du mich anrufst, werde ich dich retten; wenn ich dich rette, wirst du mich verherrlichen, dadurch, daß du nimmer von mir weichest.«

Und so kehrt dann die letzte Bitte in lebendigem Zusammenhang zur ersten zurück: „erlöse uns von dem Uebel, und geheiliget werde dadurch dein Name!“ So bekennet auch der Sänger der Psalmen: »gut ist es mir, daß du mich erniedrigt hast, damit ich deine Gerechtigkeit lerne! Drangsal und

Schmerz habe ich gefunden, und den Namen des Herrn habe ich angerufen!« Drangsal und Schmerz werden von ihm als ein Fund betrachtet, weil sie zur Erneuerung des Eifers in Gebet und sittlicher Sorgfalt ihm frommten.

Und in der That, wie wäre den kleinen und den großen Menschenkindern in dieser tellurischen Erziehungsanstalt aufzuhelfen, würde ihr gütiger Vater nicht auch ein strenger Vater seyn, der manche energische Züchtigung ihnen sendet? In den seltsamen Spitälern des Königreichs Mogor, in welchen statt der Menschen- die Thierfreundlichkeit sich behauptet, indem man daselbst, aus abergläubischen Motiven, kranke Thiere aller Art zu pflegen und zu heilen sucht, beobachtete ein christlicher Missionär einen Geier, der schwer verwundet danieder lag. So lange der Scharfklauige krank und kraftlos war, verhielt er sich ungemein zahm und friedlich, kaum aber war er genesen, als er schon mit frischem Geiermuth auf die übrigen brutalen Patienten hackte, sie verwundete und tödtete, daher man sich beeilen mußte, den Reconvalescenten aus dem Hause zu jagen. Wie viele solcher Geier und Habichte gibt es nicht, auch unter jenen zweibeinigen und unbefiederten Geschöpfen, die, um unbefiedert zu seyn, nicht erst (wie einst zu Athen) des Rupfens bedürfen?

Eine solche Kraftnatur war jener aus den Zei-

ten der Hussitenkriege berüchtigte Tirann, der seiner Grausamkeit wegen endlich zu Prag in den Kerker gesperrt wurde. Als ihn die Senatoren hier besuchten, und ihn fragten, wie er sich befinde? antwortete er: Niemals besser als jetzt! denn solange ich, von allen Schutz- und Trutzmitteln umgeben, in Saus und Braus dahinschwelgte, hatte ich kaum jemals Zeit, an Gott zu denken; hier in dieser Keuche, wo es mir an Allem fehlt, thue ich es nun emsig. Diesen löblichen Gesinnungen blieb er freilich nur so lange treu, als er im engen feuchten Käfig saß; kaum daraus befreit, brachte er es in seiner Ruchlosigkeit weiter als vorher, bis er endlich, in einem wüthenden Anfalle des Zorns, dem Schlagflusse erlag. Aber ist dieß nicht der sehr gewöhnliche Gang der menschlichen Verkehrtheit? „Du hast dem Volke Huld und Nachsicht erwiesen, o Herr, bist du dafür auch verherrlicht worden? entfernet haben sich von dir alle Gebiete des Landes!“ (Isai. 26.) So rief der Seher tiefbewegt, da er beobachten mußte, wie undankbar sein Volk der göttlichen Milde war, und wie wenig es dadurch zum Guten bewegt wurde; und ähnliche Bemerkungen machten auch die heiligen Väter, selbst schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeit.

So geschah es namentlich während der langen Ruhe und Sicherheit, welcher die Christen unter dem römischen Kaiser Philippus genossen, daß, je län-

ger diese äußere Ruhe anhielt, desto mehr auch der Eifer und die strenge Zucht erschlafften. Auf welche Weise sie aber wiederum zu neuem Eifer geweckt wurden, wird in den Briefen des heil. Cyprianus berichtet. Es wurde einem Christen ein Gesicht gezeiget, als säße der Hausvater auf erhobenem Sitze, neben ihm zur Rechten ein traurender Jüngling, mit dem Haupte auf die Hand gestützt, zur Linken aber ein Andrer, der aufrecht stand, und mit ausgebreitetem Netze das zahlreiche Volk, das ringsumher versammelt war, zu fangen drohte. Als nun der Fromme, dem diese Vision gezeigt ward, den Sinn zu erforschen sich mühte, ward der Aufschluß ihm mitgetheilt: der Jüngling zur Rechten traure im Namen der Christenheit, weil die göttlichen Gebote nicht bewahret werden, jener zur Linken aber sey auf den Wink des Hausvaters bereit, unter den Treulosen zu wüthen. Und zwar, setzt Cyprianus hinzu, sehen wir bereits in Erfüllung, was damals angedeutet worden. Denn die furchtbare Verfolgung, die bald nachher unter der Herrschaft des Kaisers Decius ausbrach, rüttelte die christlichen Völker wie im Siebe, und weckte sie aus dem Schlummer zur Wachsamkeit des christlichen Kampfes.

Zweifach nämlich ist des Menschen Leben auf Erden: ein Schlummerleben, welches vorwaltend der Sinnenerkenntniß und dem Sinnengenusse zugewendet, im Bereiche der Natur und der Täuschungs-

welt, in irdischem Raum und Zeit auf- oder untergeht; und das wache Leben, welches sich als ein Streben und Suchen nach einem unendlich höhern, geistigem Ziele erfaßt und behauptet. Der dieses wahre Leben wiederbrachte, der dieses Strebens Erwecker und Führer ist, hat deßhalb auf dreifache Weise sich kund gegeben, denn er nannte sich selbst den Weg, die Wahrheit und das Leben. Des wahrhaften (göttlichen) Lebens war nämlich der Mensch verlustig worden, da er von Gott, dem Lebensurquell, sich trennte; den Weg zur Beseligung hatte er verloren, da er im Mißbrauche seiner Freiheit von Gott sich abgewendet; und indem er seine Unterordnung (Subordination) unter Gott aufzuheben strebte, eine Gleichsetzung mit Gott affectirte, und daher in die Lüge der Hoffart und Selbstsucht fiel, ging auch das Licht der Wahrheit ihm unter. So hatte er nun anstatt des Weges nichts dann labyrinthische Irr- und Abwege zu immer größerem geistigem Verfalle; statt des Lebens nur wüsten Genuß, der den Geist öde läßt; statt der Wahrheit den Irrthum in allen seinen sophistischen und fantastischen Zerrgestalten.

Als daher der Logos, als Leben und Wahrheit auf Erden erschien, bahnte er den Menschen den einzigen Weg, der sie aus Irrthum und Todesnacht herausführt, und dieß ist der Weg des Kreuzes. Denn damit sie die Selbstsucht, die Lüge der Hof-

fart, die Versunkenheit in das Sinnenleben verließen, und wiederum zur Wahrheit, zur Demuth, zum geistigen Streben sich wendeten, mußten sie den Weg der Entsagung betreten; und deßhalb wandelte er selber, in äußerlicher Armuth und Niedrigkeit, in freier Ergebung seines ganzen Willens an den göttlichen, auf diesem Wege voran.

Je greller aber und je empörender der Ungehorsam des alten Menschen war, und je schauerlicher und tiefer sein sittliches Verderben sich ausgebildet hatte, desto unbegränzter sprach der Gehorsam des himmlischen Menschen bis zum Kreuzestode sich aus, und dieser freiwillige knechtische Tod, dem der himmlische Mensch sich hingab, war das volle und mehr als hinlängliche Sühnopfer für die erlogene Herrlichkeit, deren der irdische Mensch sich angemaßt hatte. Mit ihm, auf demselben Wege der höchsten Entsagung, wandelte seine jungfräuliche Mutter, freiwillig Antheil nehmend an seiner Armuth, Erniedrigung und Qual, darum auch sie in der Gemeinschaft der Heiligen das Verdienst erwarb, eine Mutter und Führerinn der Menschen zu seyn. Und wer, der diese hohen Vorbilder betrachtet, sollte noch jene unerläßlichen Aufgaben der Entsagung von sich abweisen, und jene heilsamen Uebel verabscheuen, die insgesammt im Kreuze Christi ihr Sinnbild und ihren realen Ausdruck finden? Das Schwert, das Maria's Seele durchdrang, soll auch die Seele des

Leichtsinnigen verwunden; die Kreuzesbürde, die der Erlöser trug, soll auch der Hochfahrende und Eitle empfinden, daß er der göttlichen Oberherrlichkeit willig sich beuge.

Auf eine sehr grelle, und anfangs ganz mechanische Weise geschah dieß letztere, nach Sachino's Zeugnisse, auf der Fischerküste in Ostindien. Zur Zeit nämlich, da der heil. Franz von Xavier bereits überall das Evangelium verbreitet, und an den meisten Straßen Kreuze aufgerichtet hatte (im Jahre 1564) ging ein Heide ruhig und fast gedankenlos seinen Weg, der vor solch einem Kreuze vorüberführte, als in demselben Augenblicke, da er hart vorbei wollte, das Kreuz darnieder fiel, und so mächtig auf seine Schulter traf, daß er bedeutend verwundet wurde. Es ging zwar dieses ohne Wunder zu, denn das anhaltende Regenwetter, das eben herrschte, hatte die Erde aufgelockert, in welche das Kreuz befestigt war, so daß der nächste Windstoß es niederwarf; dennoch nahm der Indier diesen Kreuzesfall sammt der Wunde für eine Mahnung zum Bekenntnisse des Christenthumes, wozu er auch, sobald er von der Verletzung genesen, ungesäumt sich einfand. So stürzt gar oft über manch einen lauen oder geistig todten Christen ein plötzliches Unglück herein, und selig, wenn er darin die Mahnung erkennt, ein lebendiger Christ zu werden! Denn da jedes Uebel eine Züchtigung, eine eingreifende War-

nung, oder doch eine Gelegenheit zur Entsagung, zur Ergebung, zur Treue und zum Siege in der Versuchung ist, so stehet alles, was man zeitliches Uebel nennt, im innigsten Zusammenhange mit dem lebendigen Christenthume oder dem christlichen Leben.

Wenn aber dieß so ist, warum beten wir dennoch: erlöse uns von dem Uebel, in Bezug auf die Leiden, die der irdischen Zeit angehören? Wozu die Bitte um Befreiung von jenen Contrapuncten, ohne welche unser Leben in keinen Einklang mit dem göttlichen gesetzt wird? Allein in der That flehen wir nicht: erlöse uns von Krankheit, Schmerz, menschlichem Widerspruche und andern Drangsalen, sondern erlöse uns vom Uebel. Denn wenn schon, durch die Erbarmungen Gottes, der Eine von Todesgefahr, der andere von drückender Armuth, der dritte von harter Verantwortung befreiet wird, ist dieß schon die Erlösung von aller und jeglicher Beschwerde? Heißt es umsonst in der Schrift: Ein Weh ist vorübergegangen, das andere kommt? Hören die feindseligen Eingriffe der Witterung jemals auf, und die nicht zu beschwichtigenden Forderungen des körperlichen Lebens, die Nachstellungen der Feinde, die Launen, die peinlichen Verstimmungen, die Unruhen des Herzens, und alle jene Leiden, welchen das menschliche Leben durch die Veränderlichkeit der irdischen Natur unterliegt?

„Der Vergänglichkeit, sagt der Apostel, ist wider ihren Willen die Creatur unterworfen, der Hoffnung wegen; denn auch die Creatur wird von der Knechtschaft der Verwesung erlöset werden zur Freiheit der Glorie der Kinder Gottes. Wir wissen aber, daß jegliche Creatur bisher noch seufzet, und in den Schmerzen der Geburt befangen ist.“ (Röm. 8.) Auch die Natur nämlich, als ein von Gott erschaffenes, dem Geiste entgegengesetztes, unfreies Leben, strebet immerdar nach einem persönlichen unsterblichen Bestehen, und weil sie dieses Ziel nicht erreichen kann, sucht sie durch stetes neues Gestalten und Fortpflanzen der Einzelwesen sich zu erhalten, die doch alle wieder zerfallen und vergehen. So seufzet demnach die erschaffene Natur in fortwährenden Geburtsschmerzen des Bildens und Wiederbildens, und erst in der Auferstehung und Wiederherstellung des Menschen wird auch sie die Unsterblichkeit und Freiheit finden, indem sie in die Verklärung des Geistes erhoben und aufgenommen wird; was in Christo, als dem Erstgebornen unter seinen Brüdern, in seiner Auferstehung und Himmelfahrt bereits geschehen und vollendet ist, doch nicht früher, als nachdem er sein Kreuzesopfer vollbracht hatte.

Wenn wir demnach mit der Bitte: erlöse uns von dem Uebel, die sämmtlichen Leiden bezeichnen wollten, welchen wir von Seite des geistigen wie des Naturlebens noch unterworfen sind, so hieße

das soviel, als verlangen, daß wir ohne Verzug, mit beseligtem Geiste, mit verklärtem Leibe, in die wonnigen Gebiete des Paradieses versetzet würden, wo kein Uebel mehr zu finden ist. Und wem sollte solch ein schwungreicher Wunsch, über alle Berge und Tiefen, nicht verzeihlich seyn? Wird nicht den schuldlosen, d. h. von der alten Schuld entsühnten, unmündigen Kindern solch ein Glück zu Theil? Durch die Taufe wird Christi Verdienst ihnen angeeignet, also daß sie aufgenommen sind in die Freiheit und Würde der Kinder Gottes; der Freiheitsprobe aber werden sie, wenn noch vor Entfaltung des Bewußtseyns der Tod sie hinweg nimmt, gänzlich enthoben, und folglich auch jeder persönlichen Verschuldungsgefahr.

Aber die Ausnahme, welche hier die göttliche Macht und Liebe sich vorbehalten hat (ohne jedoch Nepotismus zu seyn), ist, eben weil eine Ausnahme, nicht die allgemein geltende Regel *).

---

*) Allerdings fällt es dem sinnigen Wandrer durchs Leben schwer auf's Herz, da er eine so große Anzahl zarter Lebensknospen vom Sturme des Naturlebens verwüsten sieht. Aber an einen Nepotismus kann er als Christ nicht denken, sofern er nur reiflich erwäget, daß der Allwissende, zu Ihm allein bekannten höheren Zwecken, in seiner Voraussehung den Willen für die That nehmen kann. Andeutungen davon finden sich im Buche der Weisheit 4, 7—14.

Die Aufgabe, die uns gesetzt ist, ist jene des Kampfes und der Bewährung in Gehorsam und Treue; sie dauert alle Tage unsres Lebens hindurch, so lange nämlich eine zweifache Ordnung, die Natur des irdischen, und die Gnade des himmlischen Adam in uns im Widerstreite waltet; und vor der Pforte noch, ja selbst auf der Schwelle des Todes ist es dieselbe Aufgabe, die unsre höchste Wachsamkeit und Sorgfalt fordert; wie dieß der heilige Anselmus, Erzbischof von Canterbury, bei einer seltsamen Gelegenheit anschaulich gemacht hat.

Er ritt eben mit einigem Gefolge nach seinem Landsitze Heysem, als seine Diener auf ein schüchternes Häslein trafen, das eben hinter den Gesträuchen am Wege aufsprang. Da das geängstigte Thier, von den Hunden gehetzt, keinen Ausweg fand, lief es unter das Pferd, welches Anselmus ritt. Anselmus hielt still, zitternd saß das Thier zwischen den Füßen seines Pferdes, bellend umringten es die Hunde von allen Seiten, die Diener lachten. Anselmus allein fand hier etwas Ernsthaftes. Ihr habt gut lachen, sagte er, aber für dieß unglückliche Geschöpf da ist eben keine Freude, es ist von seinen Feinden verfolgt und umrungen, und um sein Leben zu retten, fliehet es zu uns, und bittet um Schutz. Und wahrlich, so wird es dereinst auch unsrer Seele ergehen, wenn sie vom Leibe und von der Erde scheiden muß. Ihre unsichtbaren Feinde, die, so

lange sie mit dem Sinnenleben vereint war, auf den krummen Wegen der Laster sie umher gehetzt haben, werden sie nun umringen, um sie durch ungestüme Aufregungen in den ewigen Tod zu stürzen; wie wird die Geängstigte dann nach Hilfe seufzen, mit welcher Bangigkeit nach dem Retter sich umsehen, der aus der Gefahr sie befreie! So sprach Anselmus, gebot den Hunden Ruhe, und ließ das Häslein seine Wege laufen.

Welchem Leichtfertigen oder Selbstgenügsamen wird hier der Witz nicht einfallen, dieß Geschichtchen sammt der Allegorie sey allerdings geeignet, auf hasenherzige und hasenfüßige Seelen einen terroristischen Eindruck zu machen? Inzwischen haben gar viele Bramarbasnaturen schon herzhaft vom Tode geredet, die, wenn das Stündlein endlich schlug, ganz anders sich benahmen, und die, wären sie im letzten Augenblicke des Redens fähig gewesen, ganz andre Auskunft gegeben hätten. Kein Uebel ist an und für sich der Tod von Seite des Naturlebens; denn Vergänglichkeit ist eben das Loos der Natur, dem sie nur durch immer neue und neue Bildungen zu entgehen strebt; wohl aber ist er auch für die Natur ein Uebel geworden, seitdem er durch des Menschen Schuld nicht mehr ein bloßes Vergehen und Wechseln, sondern ein wirkliches Zerfallen und Verwesen geworden ist, und daher in Gräueln sich kund gibt, vor denen die Natur selbst Abscheu empfindet.

Noch furchtbarer aber muß uns die Verwüstung des Todes erscheinen, sobald wir bedenken, daß er das ganze Daseyn des Menschen, als solchen, für jetzt wenigstens aufhebt, und jene Einigung von Natur- und Geistesleben zerreißt, in welcher eben das Wesen des Menschen besteht. Welch ein ungeheurer Eingriff demnach in dieß ganze Daseyn und Leben des Menschen, dessen Geist nun harren muß, bis am Auferstehungstage der Ruf der Allmacht an die Natur ergeht, die alten und in Staub zerfallenen Gebilde wieder hervorzubringen, damit der Menschengeist wieder mit der andern dynamischen Hälfte seiner Persönlichkeit vereinigt, und in sein volles menschliches Seyn wieder hergestellt werde! Und bedenken wir vollends, „daß es einem jeden Menschen gesetzt sey, einmal zu sterben, und dann das Gericht," wie sollte der Tod nicht furchtbar seyn, der mit Einem Momente allem Werden und Verdienen, aller Versuchung und Prüfung, dem Laster wie der Tugend die Gränze setzt, und für die Ewigkeit entscheidet!

Denn tröstet sich zwar eine herrschende Meinung unsrer Zeit mit der Annahme eines Hades oder Mittelreichs, in welchem die Geister der Abgeschiedenen noch einer stufenweisen sittlichen Besserung und allmählichen Verklärung sich erfreuen, und, nach dem Grade ihres Verfalls und Irrthums, mancherlei Tentationen und Prüfungen ausgesetzt, durch Peinen geläutert, zur Erkenntniß des Lichtes und zur

erlösenden Reue geführet werden, so mag diese Annahme immerhin auf Anschauungen sich berufen, die im weiten Gebiete des fantastischen Traumlebens sich ergeben; der katholische Christ und Denker müßte sie schon deßhalb standhaft von sich abweisen, weil sie dem Dogma, d. h. der christlichen Wahrheit, geradezu entgegen sind, wenn nicht auch die gründliche Ansicht vom Leben, Streben und Ziele der geistigen Wesen ihre Unhaltbarkeit beweisen würde.

Denn wie die Seligkeit oder Unseligkeit des reinen Geistes von dem Momente abhängt, da er für oder gegen Gott sich entscheidet, so auch das ewige Loos des Menschengeistes von der Kette der Prüfungen, denen er auf Erden ausgesetzt ist, und vom letzten Momente seines irdischen Lebens, der den Umschwung in die Ewigkeit bildet. Verweilen zwar die Gerechtfertigten, aber Unvollkommenen und Lauen nach dem Tode noch in einem Stande, wo sie (in der leidenden Kirche) die Opfer, die sie nicht gebracht, den Schmerz, den sie sich ersparen gewollt, nachtragen, und durch Sehnsucht nach Gott geläutert werden müssen, so ist doch die Zeit des thätigen Verdienens für sie vorüber, wovon der Herr gelehrt hat: »wirket, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann;« und es findet bei ihnen keine eigentliche Prüfung mehr Statt, die rein nur dem Tage, d. h. dem irdischen Leben angehört.

Und darin eben liegt das Schreckniß des Todes, als der Geburtsstunde für die ewige Seligkeit oder Unseligkeit. Rief zwar jener Gefangene, dessen Johannes Moschus gedenkt, auf seiner letzten Wanderung: »seitdem Christus gestorben ist, stirbt der Mensch nicht mehr,« so gilt diese trostvolle Wahrheit doch nur unter der Bedingung, die dem Seher Johannes offenbaret ward. „Wer gesieget hat, wird nicht verletzet werden vom zweiten Tode.« Dem ersten Tode zwar wird er, durch seinen Antheil am irdischen Adam, unterworfen seyn, nicht aber dem zweiten Tode, denn er wird neu hervorgehen in der Auferstehung des Lebens. Glückseliger Tod, der ein Sieg genannt wird, ein Sieg über alle Gewalten der Finsterniß und Lüge! Doch ehe der Sieg erfochten wird, ist allerdings der Kampf zu bestehen; und wo ist der Kühne, der ohne Erbangen ihm entgegen sieht?

Alphonsus, König von Arragonien, bewirthete, wie Aeneas Sylvius erzählt, seiner Gewohnheit nach eben einige dürftige Leute, als er unter ihnen einen Blinden bemerkte, dessen Züge ihm auffielen. Er fragte ihn, ob er seine Blindheit schwer ertrage? Der Blinde erwiederte: wäre die Gnade Gottes nicht hilfreich, so würde kein Blinder zu leben wünschen, so groß und trostlos ist sein Elend; zumal wenn er einst des Lichtes sich erfreut hat. Wiederum fragte der König: du hast wohl das Verlangen, aus

diesem Leben zu scheiden? Nein! versetzte der Blinde. — »Aber da du so elend bist, sollte es nicht dein Wunsch seyn, von solchem Jammer erlöset zu werden?« — Allerdings, wäre ich nur anders gewiß, welchen Weg ich gehen werde, und ob nicht ein größeres Elend noch mir bevorstehe! — »Aber weißt du nicht, daß den Frommen das Reich der Seligen sich öffne?« — Davon habe ich wohl gehört, und weiß auch, daß alles Gute meiner wartet, wenn ich selig sterbe; allein wer ist dann versichert, eines seligen Todes zu sterben? — Darauf erwiederte Alphonsus: du hast recht geredet, und schier wie ein Theolog.

So war es dann dem armen Blinden lieber, noch manche Jahre in den irdischen Finsternissen umher zu tappen, als dorthin zu wandern, wohin die Kirche ihm das Gebet nachsendet: „die ewige Ruhe schenke ihm, o Herr, und das unvergängliche Licht leuchte ihm!“ Wollten wir dennoch, gegen des Arragoniers Ausspruch, an der Ansicht dieses Blinden etwas aufzuklären finden, so dürften wir behaupten: eines seligen Endes sey jeder moralisch gewiß, der sich das Zeugniß geben kann, daß er die zeitlichen Uebel des Erdenlebens als Heilmittel gegen die ewigen Uebel betrachtet und hingenommen habe.

Wenn wir demnach die zeitlichen Uebel als wesentlich gewordene Bestandtheile des irdischen Prü-

fungslebens ansehen, und unter der Bitte: erlöse uns vom Uebel, dennoch auch diese vergänglichen Uebel mit verstehen, so verlangen wir die Befreiung von den letzteren nicht auf eine vollkommene Weise, sondern nur so, wie es die göttliche Vorsehung zu unserm Heile geordnet hat und ordnen will. Denn anstatt uns gänzlich von jeglicher Beschwerde frei zu machen, was hienieden, nach der Zerrüttung, welche die Sünde hervorgebracht, weder denkbar ist, noch den Menschen gebührt, hat die Vorsehung drei andere, viel höhere Wege, auf denen ihre Hilfe uns gesendet wird.

Die erste dieser Hilfen besteht in jenen milden Tröstungen, durch welche wir aufgerichtet werden, um die vorhandenen Uebel leichter, ja mit Fröhlichkeit zu tragen. So fand sich Paulus von Gefahren aller Art umringt, von grimmigen Feinden verfolgt, von Hunger, Krankheiten, Meeresstürmen und hundert anderen Drangsalen beunruhigt, und dennoch rief er: »ich überfließe an Freude in aller meiner Trübsal!« Eine zweite und dritte Art von Hilfe gewährt die göttliche Vorsehung uns, indem sie die vorhandenen Uebel mit anderweitigen Wohlthaten vergütet, und die Uebel der Gegenwart, wie es bei dem gefangenen Joseph geschah, in viel größere Güter verwandelt.

Wenn wir demnach zu Gott flehen: erlöse uns vom Uebel, so ist unsre Meinung nicht, ihm gleich-

sam die Hände zu binden, indem wir ihm vorschreiben wollen, daß er von irgend einem vorhandenen Ungemach uns befreie, sondern wir bitten ihn, keines von jenen Uebeln über uns herrschen zu lassen, das die Heiligung seines Namens beeinträchtigen könnte. Zwar ist es das Gebet der Kirche: »von jeglichem Uebel erlöse uns o Herr,« allein die Fortsetzung gibt schon kund, was für Uebel sie eigentlich meine: »Von aller Sünde erlöse uns, o Herr; von deinem Zorne, vom plötzlichen und unvorbereiteten Tode, von den Nachstellungen des Bösen, von Zorn, Haß und allem bösen Willen, vom Geiste der Unlauterkeit, vom ewigen Tode erlöse uns, o Herr!« Diese nämlich sind die Uebel, um deren gänzliche Abwendung wir die Allmacht Gottes anrufen, während wir die zeitlichen Leiden und Drangsale des Lebens der Anordnung seiner Weisheit und Güte anheim stellen. »Meine Augen habe ich erhoben zu den Bergen, von denen mir Hilfe komme; meine Hilfe ist von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Siehe er schlummert und schläft nicht, der seine Getreuen bewachet. Der Herr bewahret dich von allem Uebel, der Herr behütet deine Seele. Der Herr beschirmet deinen Eingang und deinen Ausgang, nun und ewiglich!« (Ps. 120.)

## XVIII.

# Amen.

„Besser, so lesen wir in den Sprüchen Salomons, besser das Ende als der Anfang der Rede," oder wie es gleichfalls übersetzt werden kann: besser das Ende des Gebetes, des Geschäftes, als der Anfang desselben. Wieso ist der Rede Schluß besser als ihr Anbeginn? Wer zu reden anfängt, weiß eben nicht, wie weit und wohin er kommen, oder in welche bedenkliche Knäuel er sich verwirren werde, wie er aber dem Schlusse sich nähert, gehet auch die dialectische Mühe zu Ende, und der besprochene Gegenstand (wenn anders die Fabel wahr ist) wird aus dem Dunklen ins Klare gesetzt. Auch des Geschäftes Ende ist besser als der Anfang, weil der gute Anfang, mit oder ohne Auspicien, noch nicht zur sichern Erwartung eines glücklichen Ausgangs berechtigt, da hingegen ein glücklicher Ausgang die Annahme erlaubt, daß auch der Anfang gut gewesen sey. Wieso endlich auch im Gebete das Ende vorzüglicher als der Anbeginn sey, geht daraus hervor, weil (wie der Cardinal Hugo bemerkt) nur jener

aus seinem Gebete Nutzen schöpft, der bis zum Schlusse beharrlich es durchführt.

Läßt sich aber dieser Spruch mit gleichem Rechte auch anwenden auf das Gebet des Herrn? Es beginnt mit der Anrufung des himmlischen Vaters, es schließet mit dem Wörtlein Amen. Zwar findet sich in einigen griechischen Evangelien ein andrer Schluß: „denn Dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit ewiglich;“ allein dieß scheint, wie der Psalmenschluß: »Ehre sey dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste,« ein Zusatz von Menschenhand zu seyn, weil Cyprianus, Tertullian, Hieronymus, Augustinus, Ambrosius und Andre von diesem Schlusse nichts erwähnen, dahingegen Hieronymus das Schlußwort Amen das Siegel des Vater Unsers nennt. Sollte wohl auch hier das Ende der Rede besser als der Anfang seyn? was ist wohl Großes an dem einfachen Wörtlein Amen?

Ja, könnten wir überdieß noch fragen: da alle zum ewigen Vater gerichteten kirchlichen Gebete mit den Worten schließen: durch Jesum Christum unsern Herrn, — Worte, welche anzeigen und bekennen, daß unser Lebens- und Liebesverkehr mit dem Vater, und die Erhörung unsrer Bitten einzig durch Christi Verdienst vermittelt werde — warum wird nicht auch dieses höchste und allgemeinste Gebet mit gleichen Worten geschlossen? Darauf ließe sich erwie-

dern, daß Christus dieß Gebet persönlich mit seinen Aposteln gesprochen habe, indem er, nicht zwar für sich, sondern als Mensch unter Menschen, und als Haupt der Kirche, für seine Brüder und in ihrem Namen betete, daher er denn auch die Worte: durch Christum unsern Herrn, nicht hinzufügen konnte, sondern nur mit dem Amen beschloß. Allein diese Erklärung ist nicht genügend. Denn, um das Rechte davon zu sagen: wenn in menschlicher Rede ein guter Schluß besser ist, als ein guter Anfang, so stehet hier, in dieser göttlichen Rede, der Schluß dem Anfang nicht nach, und es liegt in dem Amen eine gleiche Kraft und Erhabenheit, als in den Worten des Eingangs: »Unser Vater, der du bist in den Himmeln.«

Betrachten wir nämlich dieß Amen näher, und fragen um die Bedeutung des Wortes, das weder die deutsche, noch die Kirchensprache jemals übersetzt hat, so wird allerdings diese Bedeutung verschiedentlich angegeben. Denn die Einen übersetzen: es geschehe, also geschehe es, also sey es; die Andern: wahrhaft und wirklich; sehr oft aber wird damit in der Schrift die Wahrheit, Gewißheit und Wirklichkeit selbst bezeichnet. So weissagt Isaias eine Zeit, wo die Heiden nicht mehr bei ihren Götzen und Göttern schwören werden, sondern beim Gotte A m e n, d. h. beim Gotte der Wahrheit, beim wahrhaften Gotte. Noch deutlicher und aus-

drücklicher heißt es im Buche der Offenbarung: „So redet derjenige, der da ist Amen, der getreue und wahrhafte Zeuge, der Anfang (Urheber) aller Creaturen Gottes;« wo also das Amen als eine Bezeichnung des ewigen Wortes erscheint. Und nicht minder entschieden ist, was in gleicher Beziehung Paulus an die Corinther schrieb: »der Sohn Gottes, Jesus Christus, der durch mich unter euch verkündet worden, ist nicht Ja und Nein, sondern Ja, denn so viele Verheißungen Gottes es gibt, sind sie alle in Ihm Ja — d. h. alle in seiner Wirklichkeit und Wahrheit bekräftigt und erfüllet — durch Ihn also rufen wir Amen zu Gott, zur Glorie Gottes durch uns;“ d. h. wir bekennen, daß alles, was Gott in Christo und durch Christum uns verheißen hat, Amen oder Wahrheit sey.

So ist dann das Amen, womit das Gebet des Herrn endet, nicht geringer als die Anrufung »Unser Vater,« womit es anfängt. Der Anfang ist die Erhebung des Geistes zum ewigen Vater, der Schluß ist die Besieglung des Ganzen durch den ewigen Sohn; folglich sind Anfang und Schluß in wesentlicher Einheit verbunden, und der Schluß mit dem einfachen Worte Amen hat ganz dieselbe Bedeutung, wie die Worte: durch Christum unsern Herrn, mit welchen die kirchlichen Gebete beschlossen werden.

Soviel vom Amen in seiner höchsten und absolu-

ten Bedeutung; nun von seinem mehrfachen Sinne in unserm Munde. Es ist aber zunächst von großem Belange, welche Stelle in der menschlichen Rede es behauptet, und ob es zum Anfange oder zum Ende derselben gesetzt wird. Wer derjenige gewesen sey, der gewöhnlich mit dem Amen seine Rede begann, ist jedem bekannt, der in den Evangelien sich umgesehen; es ist jener, der selber die absolute Wahrheit, selber das Amen ist; »Amen, sage ich euch; Amen, Amen, ich sage euch« war seine gewöhnliche, ihm eigenthümliche Redensweise, soviel bezeichnend, als: »so spricht zu euch die ewige Wahrheit.« Wollte der Apostel, auf ähnliche Weise, seinen Worten im Voraus das Siegel der Wahrheit aufdrücken, so setzte er doch das Amen nicht voran, weil er nicht in seinem eigenen, sondern im Namen Christi lehrte; und deßhalb begnügte er sich mit dem Eingang: »die Wahrheit sage ich in Christo, und lüge nicht; — eine getreue Rede, und aller Annahme werth!«

Wir Anderen hingegen, so oft wir das Amen aussprechen, thun dieß erst am Schlusse. Und was wollen wir bezeichnen damit? Fürs erste die feste Versicherung unsres Glaubens, unsrer Zuversicht: sodann unser inniges Verlangen nach der Verwirklichung unsrer Bitten und Wünsche. So heißt es im 105. Psalme: „gebenedeit sey der Herr unser Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit; und alles Volk erwiedere: es geschehe, es geschehe!« Und dieses

innerste und unbedingte Verlangen war der Geist jener großen und berühmten Rede, welche der erhabene Kirchenlehrer und Martyrer Cyprianus vor einer großen Versammlung von Heiden und Christen vortrug, zur Zeit, da über ihn, als einen Anbeter Christi, das Todesurtheil gefällt wurde. Welch eine Rede war dieß? Man las ihm mit lauter Stimme das Urtheil des Proconsuls vor: Thascius Cyprianus soll mit dem Schwerte hingerichtet werden. Cyprianus aber erhob seine Stimme, und sprach: Amen. War dieß nicht ein großes Amen? Er besiegelte damit die freiwillige Hinnahme des Urtheils, zur Heiligung des göttlichen Namens, zum Eingange ins Reich der Klarheit, zur freudigen Erfüllung des göttlichen Willens, zur Sühnung aller früheren Verschuldungen; und wenn auch wir, auf eine bei weitem bequemere Weise, am Schlusse des Gebetes das Amen aussprechen, was wollen wir anzeigen damit? Die Zuversicht zu Gott, daß er unsre Bitten erfülle (Ps. 19), und die Treue unserer eigenen Gesinnung, daß wir, was wir verheißen und beherzigt haben, auch bewahren wollen, »denn bei Gott ist nicht Ja und Nein, sondern ewig Ja.«

Ist auch bei uns ein stetes Ja? Ach, seufzet der Apostel: „nicht das Gute, das ich will, thue ich, sondern das Böse, das ich hasse; ich erfreue mich am Gesetze Gottes nach dem innern Menschen, ich

sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, im Widerspruche mit dem Gesetze des Geistes, so mich gefangen hält!« (Röm. 7.) Ist dieß nicht die Geschichte des Menschenlebens, der stete Widerstreit der Lüge gegen die Wahrheit, das höhnische Fragezeichen zu jedem menschlichen Amen?

Es möge ein kleines Beispiel davon hier eine Stelle finden, genügend für tausend andre. Edgar, einer der altbrittischen Könige, hatte durch den Tod seine Gemahlinn verloren, und war nun Sinnes, um eine andre zu freien. Da nun im ganzen Lande von Alfrede, einer Tochter des Herzogs von Cornwallis, viel Rühmens war, die man als einen Ausbund der Schönheit und reinen Sitte pries, so bestellte er den Ethelwold, seinen Vertrauten, um die Fernberühmte zu sehen, und sie, sofern er sie würdig fände, für den König zu begehren. Ethelwold kam und sah, und fand nicht allein den Ruf gegründet, sondern ward von Alfredes Anblick so geblendet, daß er die seinem Gebieter gelobte Treue außer Acht setzte, den Auftrag gänzlich verschwieg, und sich selber um die junge Fürstinn bewarb. Seine Bemühungen gelangen, und sobald er die Zusage erhalten, kehrte er zu seinem Gebiether zurück, machte ihm von Alfrede eine ziemlich ungünstige Schilderung, betheuerte, daß sie der Hand eines so großen Königs nicht würdig sey, brachte ihn gänzlich von seinem Vorhaben ab, und nachdem er eine Zeitlang ge-

wartet hatte, suchte er für sich selber die Erlaubniß an, Alfrede zu ehelichen. Der König gewährte die Bitte und entließ ihn; Ethelwold aber zog mit seiner Gemahlinn in ein Jagdschloß, wo er sich von Edgar hinlänglich entfernt und sicher glaubte.

Allein, so groß auch die Zurückgezogenheit war, worin er seine Gemahlinn hielt, konnte er es doch nicht verhindern, daß nicht allmählich der Ruf von ihrer ungemeinen Schönheit sich aufs Neue verbreitete, und endlich auch zum Könige gelangte. Edgars Neugierde war nicht minder gereizt als sein Groll; um das Wahre von der Sache zu erfahren, ordnete er eine Jagd an, machte einen weiten Umweg, der ihn durch die Besitzungen Ethelwolds, seines Vasallen führte, und stieg bei seinem Schlosse ab. Dieser aber hatte kaum, zu seiner größten Bestürzung, von der nahen Ankunft des Königs die Kunde empfangen, als er schon sich beeilte, seiner Gemahlinn den Hergang der Dinge zu erzählen, den er ihr bisher sorglich verschwiegen hatte; er bat sie, die Untreue, die er gegen den König und sie begangen, durch die allzu große Leidenschaft seiner Liebe zu entschuldigen, und beschwor sie mit heißen Thränen, die Schönheit ihres Angesichts und ihrer Gestalt so viel als möglich zu bergen, und dem Könige im einfachsten Gewande entgegen zu gehen.

Was that Alfrede in einem für ihren Gemahl so höchst gefahrvollen Begegnisse? Hat sie ihr Angesicht

mit einer Erdfarbe bestrichen, durch bäurische Kleidung ihre Gestalt verunziert, und alles angewendet, was mit weiblicher Verschönerungs- und Aufsehen-Erregungskunst im Widerspruche steht? Nichts weniger als dieses. Die Tentation war für die brittische Evatochter viel zu groß; ihres Gemahls und Söhnleins uneingedenk, suchte sie aufs zierlichste sich zu schmücken, und ließ sich im vollen Glanze ihrer Schönheit sehen; ihre Untreue und der Tod ihres Gemahls waren die Folgen davon. — Hier zeigt sich also ein dreifacher Streit menschlicher Leidenschaften gegen Wahrheit und Treue. Ethelwold hatte seinem Gebieter das gegebene Wort, oder das Amen gebrochen, weil die Macht der Neigung ihn hinriß; Alfrede vergaß das Amen, das sie Gott und ihrem Gemahl gelobt, weil sie den Forderungen der Eitelkeit nicht widerstehen mochte; Edgar endlich verachtete das Amen eines von Gott geheiligten Ehestandes, weil zu der Neigung, die über ihn Herr geworden, auch die Rache sich gesellte.

Solche Begebenheiten, an denen die Menschengeschichte so traurigen Ueberfluß hat, zeigen nun freilich, wie das Amen zwar, von Seite der Heiligkeit und Allmacht Gottes, ein großes und herrliches Wort sey, aber ein gefährliches, verfängliches Wort im Munde des Menschen. Siebenfach ist seine Anwendung und Bedeutung im Gebete des Herrn, indem es das Siegel zu jeder einzelnen Bitte

darstellt; und so sagen wir dann: dein Wille geschehe, Amen; — vergib uns, gleichwie auch wir vergeben, Amen; — führe uns nicht in Versuchung, Amen; — erlöse uns vom Uebel, Amen; — allein welches Zeugniß gibt dieß Amen gegen uns, wenn wir die Erkenntniß des göttlichen Willens nicht suchen, und den erkannten nicht befolgen, wenn wir unsren Beleidigern nicht verzeihen, uns muthwillig in die Tentation begeben, selber Uebels anstiften?

Diesen grellen Unterschied zwischen dem göttlichen und menschlichen Amen betrachtete Paulus, da er die Behauptung aussprach: „Gott allein ist wahrhaft, alle Menschen sind lügenhaft.« Denn ist selbst derjenige, der's ehrlich meint, vielfältigen Täuschungen ausgesetzt, die seine Einsicht unsicher, seinen Willen schwankend machen, wie soll es erst um jene stehen, die geradezu dem Amen Gottes, seiner Persönlichkeit und Wirklichkeit, seiner Machtvollkommenheit und schöpferischen Liebe, wie seiner positiven Offenbarung widersprechen, um aller Gottunterthänigkeit los zu werden?« Die zu den Sehern sprechen: sehet uns nicht, was recht ist, redet, was uns wohlgefällt, erspähet uns Irrhümer? (Isai. 30.) Wird ihr Nein das göttliche Ja, ihre Negation die Affirmation Gottes aufheben?

Davon mag Rudolph, der Heruler König, ein triftiges Zeugniß geben. Er war gegen die Longobarden ausgezogen, um eine entscheidende Schlacht

zu liefern, weil er jedoch des siegreichen Erfolges sich gänzlich versichert hielt, blieb er, als die Schlacht schon begonnen, wohlgemuth in seinem Zelte sitzen, und spielte Schach. Um aber von dem Gange des Treffens, und der Niederlage des Feindes in Kenntniß zu bleiben, befahl er einem seiner Schildknappen, einen hohen Baum zu erklettern, der vor dem Zelte stand, um die beiden Heere zu beobachten, doch gab er ihm dabei die seltsame Weisung: hüte dich wohl, mir zu sagen, daß meine Heruler fliehen, sonst lasse ich dir auf der Stelle den Kopf abhauen! Der Mann auf dem Baume hatte die Instruction sich wohl gemerkt; so oft er gefragt wurde, wie die Sache stände, rief er allzeit: gut, sehr gut! bis er endlich ganz unwillkührlich in ein Klaggeschrei ausbrach, das er lange zurückgehalten. Was gibts? rief der König, sind meine Heruler geschlagen? Herr, rief jener von der Warte herab, es gilt meinen Kopf; nicht ich habe es gesagt, sondern du selbst! Da sprang der König freilich auf, um sich zum Streite zu rüsten, allein es war zu spät; unaufhaltsam drangen die Longobarden vor, und er fiel sammt seinem Gefolge unter der Schärfe ihrer Klingen.

Nicht unähnlich dem Herulerhelden benimmt sich die große Schaar derjenigen, welche die positive Wahrheit nimmer hören wollen: »redet, was uns wohlgefällt, erspähet uns Irrthümer, nehmet die

alte Bahn hinweg, es schwinde vor unsrem Angesichte der Erlöser« (Jsai. 30.), saget uns nichts von der Heiligkeit Gottes, die dem Ungehorsamen als Gerechtigkeit sich offenbaren werde, malet uns jene trüben Ansichten nicht vor, von dem Elende einer gottentfernten Seele, von den Finsternissen des Abgrundes, vom Feuer, das nie verlischt; als ob durch jenes Nichtsagen und dieses Nichthörenwollen die schlechte Sache verbessert, und die Gefahr beseitigt würde!

So ging es jenem Holländer, der, wie Erasmus von Rotterdam erzählt, bei einem splendiden Gastmale sich etwas zu nahe an den Kamin gesetzt hatte, so daß sein Festrock auf einer Seite zu glimmen anfing. Sein Nachbar bemerkte es, und sprach halblaut zu ihm: ich habe dir etwas zu sagen. Der wackere Gastronom jedoch, der hier, mitten in seinem Elysium, keinem Kummer den Zugang gewähren wollte, fand jede mit solchen Worten beginnende Eröffnung bedenklich; wenn es etwas Mißliches und Betrübtes ist, sagte er, so wünsche ich für dermalen nicht es zu hören, denn bei Tische muß alles munter und fröhlich hergehen. Je nun, erklärte der Freund, allzu lustig ist's eben nicht! Wenn's so ist, beschloß jener, so lasse es bis nach Tische. Seiner practischen Lebensweisheit getreu, arbeitete er sich durch sämmtliche Schüsseln durch, und erst nach beendigter Tafel wendete er sich an den Nachbar,

und sprach: wohlan dann, sage mir jetzt, was du mir mittheilen wolltest. Dieser bedurfte keiner sonderlichen Eingangsworte, er machte ihn bloß aufmerksam auf sein Sonntags- und Staatsgewand, das über den Rücken herunter kläglich verbrannt war. Da zürnte der Mann und rief: warum hast du nicht zur rechten Zeit mich gemahnt? Der Andre aber erwiederte: ich war gar wohl im Begriffe, es zu thun, allein du hast es nicht gewollt! —

Wie viele verweilen, in diesen irdischen Lebensläufen, beim flotten Gelage des gemeinen oder raffinirten Sinnengenusses, und träumen sich dabei in Wonne und Sicherheit, ohne etwas Arges zu merken? Allein sie haben sich etwas zu nahe an den Kamin gesetzt. Brennet nicht an Jeglichem, der den Lüsten des Naturlebens sich hingibt, schon der Rock? wird nicht Ungerechtigkeit und Unlauterkeit in der Schrift ein Feuer genannt, das in das innerste Mark hineinbrennt, und alle edleren Lebenskeime verheert? Dennoch will der Leichtsinnige, so lange es ihm gegönnt ist, am Gastgelage der Natur seinen Antheil zu haben, nicht gemahnt und gewarnet seyn; erst wenn für ihn die Tafel abgehoben wird, wenn das Naturleben in ihm zerfällt, und sein Geist von den sichtbaren Dingen Abschied nehmen muß, möchte er, weil es nun einmal so ist, aufstehen, und zum ewigen Vater flehen: weil ich dann auf Erden nichts Gutes mehr genießen soll, so erlöse mich vom Uebel;

damit seine Bitte mit dem göttlichen Amen besiegelt werde. Allein dieß unwandelbare letzte Amen, wenn es zum Heile ausgesprochen werden soll, setzet ein menschliches Amen voraus, das ein Wort des wahrhaften, aufrichtigen, ernstlichen Verlangens sey.

Und darum ist es nicht ohne besondere Bedeutung, daß in allen öffentlichen Gebeten der Kirche, so auch in den Collecten der Messe das Amen durchgehends von den Altardienern (Ministranten), oder dem Chor im Namen des Volkes respondirt wird, dahingegen im Gebete des Herrn die Bitte: erlöse uns vom Uebel, vom Chor im Namen des Volkes, das Amen aber vom Priester ausgesprochen wird. In jenen Gebeten nämlich, welche das Amen des Volkes beschließt, bedeutet dieß Amen das Verlangen nach Erhörung und Erfüllung; im Vater Unser hingegen spricht der Priester das Amen, weil er hier, zwischen Christo und dem Volke stehend, die Erfüllung der göttlichen Verheißungen dem Volke verkündet, die freilich an eine hohe und unerläßliche Bedingung, nämlich an die beharrliche menschliche Mitwirkung geknüpft sind. Wie also das Amen Gottes seine unwandelbare Wahrheit und absolute Willensheiligkeit ausdrückt, so soll auch das menschliche Amen ein Ausdruck und Siegel des festen Entschlusses und der Beharrlichkeit seyn, welche nur durch Ausdauer bis zum Ende bewährt und gekrönet wird.

Darum ist auch in dieser Beziehung jener Salomonische Spruch gegründet: »besser das Ende, als der Anfang der Rede,« besser das Ende als der Anfang des christlichen Lebens. Denn ist zwar die persönliche Einführung in das Erb- und Gattungsverdienst Christi durch die Taufe ein himmlischer Anfang, so handelt es sich noch um Treue im Kampfe; und ist oftmals auch der erneuerte Anfang gut, durch wiederbelebende Buße, so bleibt doch immer dieselbe Bedingung: »wer ausharrt bis zum Ende, wird selig werden.« Derselbe aber, der den guten Willen erweckt, der gibt auch die Vollendung, damit der Erlösete und Beseligte einst in die Verherrlichung und die Lobgesänge des göttlichen Namens einstimme, die, wie der Seher Johannes sie vernahm, mit dem Amen beginnen und schließen: »Amen. Die Segnung, die Klarheit und Weisheit, die Danksagung, die Ehre, die Kraft und die Stärke unsrem Gotte, durch alle Zeiten und ewiglich. Amen.« —

## XIX.

## Ave.

Bekannt in alter wie in neuer Zeit ist das Mährchen der Griechen von der Himmelsbotinn Pandora, die trotz ihres schönen und viel versprechenden Namens nichts dann Uebles auf Erden angerichtet. Denn, so hieß es, als Prometheus das Feuer vom Himmel gestohlen und den Sterblichen mitgetheilt hatte, sendete Jupiter, den Frevel zu rächen, jene Jungfrau herab, das erste Weib auf Erden, und gab ihr eine Büchse mit, die außen zwar mit Schimmer und Zierde prangte, innen aber alle erdenklichen Uebel enthielt, welche gleich den Spiralschlangen, nur auf das Oeffnen der Büchse harrten, um augenblicklich heraus zu fahren. Epimetheus, Bruder des Prometheus, war fürwitzig genug, die Büchse zu öffnen, und unverzüglich flogen die Uebel insgesammt in die weite Welt hinaus.

Wie aber jede Sage an Varianten reich ist, so wird auch diese Fabel zuweilen ganz anders dargestellt; die Büchse der Pandora, so ward zu Jupiters Rechtfertigung erzählt, sey mit allen guten Gaben erfüllt gewesen, doch als sie selbe unvorsich-

tig öffnete, seyen die flatterhaften Güter sämmtlich davon geflogen, und, durch schnelles Verschließen der Büchse, nur die Hoffnung noch darin zurückgeblieben. Die Spuren von Allegorie, die dieses Mährchen enthält, gaben schon den ältesten christlichen Lehrern zu mancher Anwendung Anlaß. Wenn es jemals, bemerken Tertullianus, Irenäus und Fulgentius, eine echte Pandora gegeben hat, so ist es die erlauchte Jungfrau, welche dadurch, daß sie den Gottmenschen geboren, die Fülle aller göttlichen Güter und Gaben den Menschen gebracht hat; denn eine solche Fülle aller guten Gaben bedeutet der Name Pandora.

Wie es nun einen Vater aller Menschen gibt nach der Ordnung der Natur: den alten oder irdischen Adam, und einen Vater der Menschheit in der Ordnung der Gnade und des Geistes: den neuen und himmlischen Adam, so gibt es auch eine Mutter des Menschengeschlechts von Seite des Naturlebens, welche der Pandora vergleichbar ist, indem ihr Fürwitz zur Entstehung aller Uebel und zum Verluste der herrlichsten Güter Veranlassung gab, von welchen letzteren doch ein einziges nicht verloren ging: die Hoffnung des wieder zu gewinnenden Heils durch den verheißenen Erlöser. Ihr gegenüber steht die neue Pandora, »die Mutter der schönen Liebe, der Erkenntniß und der heiligen Hoffnung,« welche, weil sie den Wiederhersteller der Menschen geboren,

die Mutter aller Menschen nach der Ordnung der Gnade genannt werden kann.

Ihr also kommt aus zweifachem Grunde die höhere Stufe von Ehrerbietung zu, die ihr, in lebendiger Erkenntniß der Gemeinschaft der Heiligen, von der streitenden Kirche jederzeit erwiesen wird, denn sie wurde nicht bloß überhaupt erwählet und gewürdigt, die jungfräuliche Mutter des neuen und himmlischen Adam zu seyn, damit er vom alten Adam abstammte, ohne jedoch in die alte Erbverschuldung einzugehen; sondern als geistiges und freies Wesen wurde sie über das Mysterium voraus belehrt, und die freie Zustimmung ihres Willens gefordert, die nicht ohne das Opfer des vollendetsten Gehorsams von ihr gewährt werden konnte.

Die Worte des himmlischen Abgesandten aber, mit welchen er ihr die große Botschaft der Menschenerlösung eröffnete, so wie die freudigen und ehrerbietigen Grußworte, mit welchen Elisabeth der hehren Jungfrau entgegen kam, diese sind es, womit die katholische Kirche täglich die Mutter ihres göttlichen Begründers ehret, und die sie gewöhnlich unmittelbar dem Vater Unser folgen läßt, wie sie denn auch mit diesem im innigsten Zusammenhange stehen: „Sey gegrüßet, du Gnadenvolle, der Herr ist mit dir, gesegnet bist du unter den Frauen, und gesegnet die Frucht deines Leibes.“

Wird nun das Grußwort des Engels auf drei-

fache Weise übersetzt; von den Morgenländern: der Friede mit dir, im griechischen Texte: erfreue dich, sey guten Muthes *), im lateinischen aber: Ave, d. i. sey gegrüßet; so sind doch diese drei Ausdrücke: Friede, Freude und Wohlwollen, von gleichem Belange, so wie sie sämmtlich die Güter bedeuten, welche mittelst der Schuld verloren gingen, und durch die Erlösung wieder gewonnen wurden.

Wie nämlich der erste Mensch den Friedensbund mit Gott zerriß, und in den Widerspruch gegen ihn sich setzte, wodurch er auch mit sich selber und mit der Natur zerfiel, so verlor er zugleich mit dem reinen Lichte der Gotteskenntniß, und mit dem einzigen Ziele, das ihn zu beseligen vermochte, jede wahrhafte Freude; er ward auch des göttlichen Wohlgefallens und Wohlwollens verlustig, weil Gott in ihm nur Widerspruch und Lüge sah, so daß die Gnade von ihm wich, und der Fluch über ihm weilte, denn was anders ist der Fluch, als die Entfernung und Entfremdung von Gott? Daß aber alle diese unendlichen Güter, die durch Eva's Fürwitz dem Menschengeschlechte verloren gingen, durch den demuthsvollen Gehorsam der Jungfrau, insofern sie einwilligte, die Mutter des Erlösers zu seyn, dem ganzen Geschlechte wieder vorbereitet wurden,

*) χαιρε.

ist in dem Grußworte (nach seinem dreifachen Verständnisse) schon ausgesprochen; das der himmlische Friedensbote ihr brachte.

Es war der alten Römer Sitte, daß sie, so oft sie einem benachbarten Volke den Krieg ankündigten, einen Herold sandten, der eine mit Eisen beschlagene, mit Blut geröthete Lanze über die Gränze des feindlichen Gebietes schleuderte; dahingegen sie einen grünenden Oelzweig in der Hand trugen, wenn sie Frieden und Bündnisse zu schließen gedachten. So sahen die Menschen der heidnischen Vorzeit zwischen sich und Gott nur Entzweiung und blutige Fehden, und konnten meistens nur als zürnenden Eiferer und Rächer ihn denken, der unaufhörlich den blutigen Wurfspieß schleuderte, und Opfer der Sühnung forderte, bis der himmlische Abgesandte erschien, welcher der königlichen Jungfrau, und durch sie dem ganzen Menschengeschlechte den Oelzweig des Friedens und der Wohlfahrt reichte, da er mit den Worten sie grüßte: der Friede mit dir.

Und dieß ist das erste Verständniß, dessen wir dankbar eingedenk sind, so oft wir die Worte aussprechen: Ave Maria; Friede mit dir, und Frieden auch mit uns, durch den Fürsten des Friedens, den Mittler und Versöhner, den du uns geboren hast. Wir bezeichnen aber auch eine zweite Gabe damit, die unmittelbar aus der ersten folgt: die Rück-

kehr der echten Freude. Denn seitdem Maria auf Erden gewandelt, als die Morgenröthe des neuen und himmlischen Tages, und seitdem sie denjenigen empfangen, der das wesentliche Leben und Licht der Menschen ist, wurden der Weg und das Ziel, das Dießseits und Jenseits uns wieder helle, der göttliche Wille ist uns klar, die Kraft, ihn zu vollziehen, wird uns mitgetheilt, und getrost können wir durch die Trübsale und zeitlichen Uebel des Lebens wandern, da wir die göttliche Liebe und unsre Bestimmung wissen; daher auch mit Recht die Jungfrau von der Kirche gerühmet wird als die Ursache unsrer Freude *).

Ist aber der gewöhnlichste und allgemeinste Sinn des Ave: »sey gegrüßet,« so bezeichnen wir damit unser dankbares und ehrerbietiges Wohlwollen zu derjenigen, welche die reine Lilie des Menschengeschlechtes, und die erste unter den Sterblichen ist, auf welcher, nach ihrer geistigen Reinheit und Schöne, das volle Wohlgefallen Gottes ruhete. Und in der That, welch eine hohe Bedeutung trägt dieß Ave in sich? Nach gewöhnlicher Weltsitte zwar sind wir mit Grüßen und Höflichkeits-Bezeugungen nicht verlegen, und setzen auch kein sonderliches Gewicht darauf, wie ernstlich wir es damit etwa meinen; allein wenn der Gruß in seiner vollen Be-

*) Causa nostrae laetitiae.

deutung, als Zeugniß der Freundschaft, des herzlichen Wohlwollens, des gänzlichen Einvernehmens betrachtet wird, so nimmt der Apostel der göttlichen Liebe, der heilige Johannes, es genauer damit; denn, so ermahnet er: »wer in der Lehre Christi nicht beharret, hat keinen Gott; und so jemand zu euch kommt, und diese Lehre nicht mitbringt, sollt ihr ihm nicht einmal ein Ave sagen; denn wer zu ihm Ave sagt, nimmt Antheil an seinen bösen Werken.« (2. Joh. 9.)

Wem diese Worte zu hart in die Ohren klingen, als seyen sie doppelt befremdlich in dem Munde jenes Apostels, der stets nur Liebe predigte, der möge zuerst in ihre rechte Bedeutung eingehen, und bedenken, daß sie keine unduldsame Gehässigkeit, sondern nur die Mahnung ausdrücken, mit den Feinden und Läugnern Christi in keine Vertraulichkeit sich einzulassen, die zur Gleichheit der Ansichten und Gesinnungen führt. Was aber daraus für unsern Zweck sich ergibt, ist eben dieses, daß Johannes das Grußwort Ave als Wahrzeichen und Ausdruck der innigsten Freundschaft, der liebevollen Vereintheit betrachtet habe.

Welchem unter den Sterblichen ward jemals von Seite Gottes ein solches Ave gesendet? Wenn er ihnen, den vielfach Verschuldeten, durch die Stimme des Gewissens sich offenbarte, pflegte bloß sein Donnerwort sie zu schrecken: »Adam, wo bist

du? Kain, was hast du gethan?« Wenn hingegen zu seinen treuen Dienern, namentlich den Patriarchen und Sehern der Vorzeit, Worte des Trostes und der Ermunterung gelangten, so geschah dieß doch nur im Hinblick und Bezuge auf das allmählich nahende Erlösungswerk. Als aber die Zeit seiner Erfüllung gekommen, ward die Jungfrau (und mit ihr das Menschengeschlecht) freundlich gegrüßet, und zwar als die Gnadenvolle, die Gnade bei Gott gefunden. Ist nämlich die Gnade nichts anders, als die Mittheilung des heiligen Geistes, d. h. die Offenbarung und Hingabe der göttlichen Liebe an die Menschen, welche sie zur Gegenliebe erweckt, und allen ihren Handlungen geistige Würde, Schönheit und Anmuth verleiht: zu wem anders sollte die Fülle aller Anmuth und geistigen Schöne herabströmen, als zu derjenigen, aus welcher Christus, die Gnade und Wahrheit selbst, hervorging, und die aus freier Wahl, im treuen Gehorsam, an allen seinen irdischen Leiden auf's innigste Theil nahm, ohne je dem leisesten Gedanken von Selbstsucht Raum zu geben?

Der berühmteste Bildner der Vorzeit, Phidias, hatte eine Statue vollendet, an welcher Schönheit und Größe miteinander wetteiferten, denn die Pallas oder Juno, die sie vorstellte, war auf einem Throne sitzend abgebildet, und doch reichte sie mit dem Scheitel bis an das Gewölbe der Werkstätte hinauf. Unter der großen Zahl von Kennern und

Nichtkennern, die herbeikamen, das Meisterwerk zu betrachten, zu beurtheilen und zu preisen, fand auch ein Vielwisser sich ein, der sich nicht damit begnügte, zu den Lobsprüchen der Uebrigen sein Schärflein beizutragen, sondern in seiner Kunst- und Sachkenntniß weit über sie erhaben sich zeigen wollte. Bei dieser Arbeit, so docirte er, hat der Meister gegen die ersten Gesetze der Kunst gefehlt; denn wenn die Statue da sich erheben und auf die Füße stellen wollte, so müßte sie entweder sich das Haupt zerschmettern, oder das Gewölbe dieses Saales durchbrechen! Als der Meister ein so weises Urtheil vernahm, trat er in die Mitte hervor, und sprach: du hast gar recht gesehen, mein Freund, jedoch habe ich dem Uebel, das du befürchtest, schon Vorsorge gethan, denn mit weislicher Sorgfalt habe ich für diese Statue einen Marmor von solcher Schwere gewählt, daß sie sicher niemals sich aufrichten wird!

Was jener Krittler mit lächerlichem Ernste tadelte, und was der Meister mit metakritischem Scherze widerlegte, in der Welt der geistigen Geschöpfe findet es allerdings seine ernste Bedeutsamkeit. Denn was ist dem creatürlichen Geiste und dem Menschen vor bestandener Prüfung gefahrvoller, als das Wohlgefallen an sich selber, und die Versuchung, sich aufzurichten und in Hochmuth zu erheben, und durch diese affectirte Gleichsetzung mit Gott wie jener Stolze beim Seher Isaias zu rufen:

»ich will in den Himmel aufsteigen (das azurne Gewölbe durchbrechen) und dem Allerhöchsten gleich seyn?«

Allein wenn keines der erschaffenen Wesen mit größeren Vorzügen begabt, und zu höherer Würde erwählet wurde, als die Jungfrau aus dem Hause David, die zur Mutter des Gottmenschen und des Hauptes aller Menschen sich erhoben sah, so ward sie noch ehrwürdiger durch ihre tiefe Demuth, in welcher sie der göttlichen Allmacht allein die Ehre gab, und sich selber nur eine Magd des Herrn nicht bloß nannte, sondern auch stets sich erwies. Je anspruchsloser aber und je verborgener ihr Wandel, desto anmuthsvoller war sie auch, und an Gnade reicher. So blühete diese Wunderblume, gänzlich der göttlichen Sonne zugewendet, ohne Spur eines Wohlgefallens an sich selber, und mit Ehrfurcht neigte sich der Engel vor ihr, und sprach: sey gegrüßet, du Gnadenvolle, der Herr ist mit dir, gesegnet bist du unter den Frauen!

Auf mannigfache Weise kann Gott mit dem Menschen seyn, und zwar durch seine Macht, durch Schutz in Gefahren, durch Trost in Betrübnissen, durch Freundschaft und Gnade. So verhieß er dem Moses, da er ihn sendete: ich werde mit dir seyn; so dem Patriarchen Isak: fürchte nicht, denn ich bin mit dir; so heißt es in den Psalmen: »mit ihm (dem Gerechten) bin ich in seiner Bedrängniß, er-

retten werde ich ihn und verherrlichen;« und ferner: „auch wenn ich wandle in Todesschatten, werde ich nicht zagen, weil du, o Herr, mit mir bist.« Auf jede dieser Weisen war Gott mit Maria, denn er erwies an ihr seine Allmacht, da er ihr die höchste Mutterwürde verlieh, und selbe mit der jungfräulichen Würde vereinigte, daher sie auch selber sprach: »der Herr hat Großes an mir gethan, der mächtig ist, und dessen Name heilig!« Er war mit ihr durch besondere Beschirmung und Lenkung in unzähligen Drangsalen, Wanderungen und Gefahren; und auch durch jene wesentliche Nähe, die bei den Heiligen Gnade genannt wird, hier aber auf noch wundersamere Weise sich verwirklichte, da sie, die lebendige Arche des neuen Bundes, selber ein Tempel des Menschgewordenen Logos wurde, und daher vorzugsweise, und über alle erhaben, die Gesegnete unter den Frauen, indem sie denjenigen empfing und gebar, der den Fluch getilgt und den Segen gebracht hat, und als Mutter des geistigen Vaters der Menschen auch die Mutter aller Menschen, nach der Ordnung der Gnade, geworden ist.

Alles dieses bekennen und wiederholen wir dankbar, da wir mit dem Ave sie grüßen, und auf ihre Fürsprache, die in der Gemeinschaft der Heiligen ihren wesentlichen Grund findet, um so größeres Vertrauen setzen, da ihr als „Mutter Gottes« der Vorrang unter den Verklärten verliehen ist. Denn

da derjenige, der aus ihr geboren ward, eben sowohl wahrer Gott, als wahrer Mensch ist, da sie folglich die Person des Sohnes Gottes nach seiner menschlichen Natur geboren hat, so ist sie, nicht zwar eine Mutter der Gottheit, wohl aber eine Mutter Gottes, weil Christus, der Gottmensch, ihr Sohn ist. Wie nun der Logos ewig Gott und Mensch in Einer Persönlichkeit seyn wird, so wird auch Maria ewig die Würde einer Gottesgebärerinn und Gottesmutter besitzen.

Und da sie als Mutter des Erlösers mit allen Sündern Mitleid trägt, und nichts sehnlicher wünschet, als daß ihres Sohnes Verdienst einem jeglichen von ihnen zu Theil werde; da sie ferner, als die Mutter des himmlischen Adams, allen Kindern des irdischen Adams das wahrhafte Leben geboren hat, so rufen wir, am Schlusse des Ave, nach uralter kirchlicher Vorschrift sie an, daß sie für die Sünder, also für uns Sterbliche insgesammt, jederzeit ihre mächtige Fürbitte verwende, und vorzüglich damals, da in der Stunde unseres Todes der große Moment herannahet, welcher von der Natur und der irdischen Welt uns scheiden, und zugleich über unser ewiges Loos entscheiden wird, damit wir, von jeglichem Uebel erlöset, das selige Ziel erreichen, das im göttlichen Amen uns verheißen ist.

Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Im Verlage von **Mayer & Comp.** in Wien,
sind erschienen nachfolgende Schriften von

# Joh. Emanuel Veith.

**Austria's** Trauer, drei Reden für weiland Se. Majestät Franz I. Mit Vignetten. Wien 1835. Velinpap. broschirt.

**Die heiligen Berge,** 2 Bde. 2te Aufl. 1840 u. 1835, brosch.

**Lebensbilder aus der Passionsgeschichte.** 2te Aufl. brosch.

**Homiletische Vorträge** für Sonn- und Festtage. 2te Auflage. 4 Bändchen.

**Die Leidenswerkzeuge Christi.** 3te Aufl. brosch.

**Der Bote von Jericho,** herausgegeben von Veith und Silbert. Erstes Bändchen.

**Das Friedensopfer,** in einer Folgenreihe katholischer Darstellungen, broschirt.

**Homilienkranz** für das katholische Kirchenjahr. 5 Bde. Wien 1837 bis 1838, broschirt.

**Der verlorne Sohn.** In Umschlag broschirt. Velinpap.

**Die Samaritinn.** Wien 1840, in Umschlag brosch.

**Heim's** Predigt-Magazin, Bd. I. u. VI., spricht mit außerordentlichem Lobe von den Schriften des hochwürdigen Hrn. Verfassers, namentlich vom **Homilienkranz,** und die Verlagshandlung erlaubt sich, Einiges daraus hervorzuheben, als Beweis, wie hoch man auch im Auslande die Verdienste und das Talent des Verfassers anerkennt. Unter Andern wird besonders gelobt, daß die Veith'schen Predigten den Verstand ergötzen und das Herz erbauen — viele Bekanntschaft mit den heil. Vätern und der heil. Schrift beweisen. In jeder Homilie finde man den Gebrauch dieser Wissenschaft. Veith's Predigten werden ferner zur Bildung für Prediger sehr empfohlen, weil das Eigenthümliche ihrer Behandlung eben so interessant, als für den Prediger lehrreich ist. Die Wahl des Stoffes verrathe Originalität, sey ganz im Geiste des

Evangeliums aufgefaßt, und so viel als möglich mit den Worten desselben ausgedrückt. Sie sind gehaltvoll, gedankenreich, religiös, geistig, fassen das Leben ernsthaft an, sprechen zum Herzen, und der Geist verweilt mit Liebe auf der Erhabenheit des Gegenstandes. Jedem Prediger, der sein Fach studirt und mit Fleiß arbeitet, sind sie sehr zu empfehlen, jedoch ist, wie bei allen Muster-Predigten, ein tief eingehendes Studium in den Geist und die Darstellungsweise des Verfassers nothwendig. — Döllinger nennt in seinem Handbuche vom katholischen Glauben, II. Band, unter den wenigen in neuerer Zeit im katholischen Deutschland bekannt gewordenen Predigern **vorzugsweise** den Namen **Veith** neben Sailer. Man kann Städte durchgehen, bis man einen Veith findet, vielleicht nur Ein Mal, in Wien. — In Erfindung, Feststellung der Thema's, in der Aus- und Durchführung, ganz Originalität. Seine Sprache ist kräftig, gewählt, markig und schön. Seine Darstellung kennt keine überflüssigen Wiederholungen, keine abgedroschenen Gemeinplätze, keine nichtssagende Expectorationen und empfindsame Exclamationen, sie ist schön ohne Ziererei, gründlich, nüchtern, ruhig, belehrend. Durch Bilder, Gleichnisse und Exempel gewinnt jeder Vortrag an Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Versinnlichung. Am Schlusse des Aufsatzes spricht sich Recensent noch aus: »Wer **Veith's Schriften** liest und studirt, wird zu sich sagen: Zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre las, meditirte, predigte ich über diese Perikope, aber der Gedanke ist mir noch nie gekommen, diese Seite des Evangeliums habe ich noch nie ergriffen und aufgefaßt.«

Wahrlich, ein größeres und schöneres Lob kann man nicht ertheilen!

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Veith, Johann Emanuel,

Das Vater Unser

Wien 1842

Bamberg, Staatsbibliothek -- Th.hom.o.281-b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11777809-0